This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574838 8

Karl Asenkofer

Karl Asenkofer

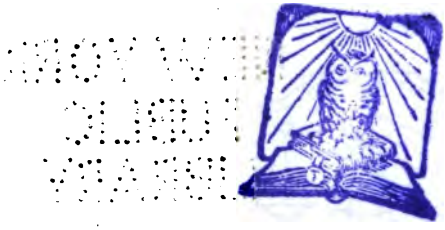
Geſchichte einer Jugend

von

Karl Borromäus Heinrich

Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunſt
München 1907

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
747357
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B 1917 L



Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit

Horaz

Erſtes Buch

1

Ich bin geboren am 4. Auguſt 18 / / in Hangenham. Jedoch bin ich mir meines Daſeins erſt mit drei Jahren bewußt geworden. Im Februar 18 .. verließ nämlich die Familie Aſenkofer das Heimatsdorf und zog nach München. Mit dem Ende dieſes Umzugs beginnt meine Erinnerung, die ſich aus folgenden Schattenbildern aufbaut: Eine hohe, rauchige Halle, der Münchener Bahnhof. Ein ſchwarzbärtiger, finſterer Mann, der uns abholt, mein Vater. Alſo muß er wohl vorausgereiſt ſein. Einige Säcke, in denen unſere Habe ſteckte; groß kann ſie alſo nicht geweſen ſein. Eine Frau und viele Kinder, von denen ich eines war. Hohe Häuſer. Eine laufende Kutſche, zu deren rechter Tür mein Bruder herausfällt, während ich zur linken dasſelbe tue. Heftiges Geſchimpf des Kutſchers: „So dumme Leute habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gefahren!“

Hier endet meine erſte Erinnerung.

Die zweite zeigt mir ein niedriges Zimmer, in dem mehrere Kinder zu Bett liegen, von denen

wiederum ich eines bin. An einem Bett ſteht unbeweglich der ſchwarzbärtige, finſtere Mann und hält die Hand über die Augen. Ich möchte Waſſer... und das Bild verſchwindet. Später erfuhr ich, daß ich damals am Scharlach gelitten hatte, wie meine Geſchwiſter, und daß meine zweitälteſte Schweſter daran geſtorben war.

Meine dritte Erinnerung, vor der Schulzeit, iſt ſchon ungleich greifbarer. Ich befinde mich in Haidhauſen, in der Steinſtraße. Ein halbgeſchloſſener Bäckerladen. Ein halbgeſchloſſenes Kellerfenſter — in vielen Münchener Häuſern gehen die Kellerfenſter auf die Straße. Hinter dieſem Fenſter, längs des Mauerrahmens, liegen Semmeln, die ich eilig an mich raffe und nach Hauſe trage. Meine Mutter empfängt mich ſehr mißtrauiſch, ſie kehrt mit mir und den Semmeln zum Tatort zurück. Dort überzeugt ſie ſich von der Unſchuld meines Handelns, die ohne einen halbnärriſchen Bäcker nicht verſtändlich wäre, und zum Schluſſe erhalte ich zwei Semmeln.

Das vierte und letzte Bild, das mein Gehirn aus der früheſten Kindheit bewahrt, iſt von allen am greifbarſten.

Ich ſpiele auf der Straße mit einem fremden Mädchen. „Vater und Mutter“ ſpielen wir. Das Mädchen will mich küſſen, und ſie ſagt, daß das dazu gehört. Mein Vater kommt herbei und prügelt mich. Alſo wußte ich, daß mir das Küſſen fremder

Mädchen nicht erlaubt ſei. Nun weiß ich lange nichts mehr.

Einige Zeit vor Schulanfang ſetzt meine Erinnerung wieder ein, und von da an läuft ſie ohne Lücke durch meine Kindheit und Jugend.

Wie gerne freilich tränke ich einen Trank des Vergeſſens, um vieler Dinge uneingedenk leben zu können! Die Vergeßlichen nämlich bleiben jung und rein, wie Täuflinge, von denen man eben die Erbſünde wegtaufte, und ſie gehen an jedes neue Unternehmen, als hätten ſie noch nie zuvor etwas unternommen. Ein gutes Gedächtnis taugt zu vielem, iſt aber eine ſchwere Laſt.

Es iſt mir die erſten Jahre der Volksſchule ganz wohl zumute geweſen, gleichſam wie einem keuſchen Kalbe, das durch den grünenden Anger läuft. Sein weitoffenes Auge ſpricht die Vorübergehenden an: Ihr und dies alles iſt ſeltſam. Darüber wundere ich mich.

Seit dieſer Zeit weiß ich wohl, daß der finſtere Mann mit dem ſchwarzen Barte mein Vater iſt, daß er ein Schreiner war, zwei Hobelbänke und keinen Geſellen hatte; wie das dann immer ſo geblieben iſt. Ich weiß auch, daß ich ſtundenlang auf den Hobelſpänen ſaß und ſie um mich und mich um ſie herumwickelte, daß ich auf das luſtige Pfeifen des Hobels hörte, und daß ich zuweilen Vatern anſah. Wenn er mir dann einen ſeiner finſter-gütigen

Blicke zuwarf, wandte ich mich ab, angſtvoll und verlegen, wie ein beim Stehlen betroffener Dieb. Mein Vater liebte es nämlich nicht, daß Gefühle in Zärtlichkeiten ſichtbar würden. Es lebt weitum in Deutſchland eine gewiſſe Scheu gegen die körperliche Sprache der Leidenſchaften. Und dennoch werden ſoviele Kinder gezeugt. — Mir alſo ſchienen, unter dem ſtrengen Auge meines Vaters, jene zutraulichen Blicke der Bewunderung etwas Sträfliches zu ſein. Darum wandte ich mich ab; aber nachher, wenn er ſich zur Arbeit zurückgebeugt hatte, ſah ich wieder auf ihn, den heimlich verehrten, gefürchteten Mann, der von Kraft ſtrotzte; ich ſah auf ihn wie auf einen verbotenen Genuß.

Der erſte moraliſche Grundſatz, den Vater meinem armſeligen Gehirn einprägte, heißt: „Sich nichts ſchenken laſſen!“ Damit tat mir mein Vater oftmals wehe; denn es gab ſoviele Leute, die mir etwas ſchenken wollten. Es war hart, da kein Geſchenk annehmen zu dürfen. Viele „Durcheinander-Zelteln“ und gefüllte wie ungefüllte Schokolade wurden mir damals angeboten, wobei mir Augen und Hände vor Schau- und Greifluſt zitterten. Aber die Leute, die in Vaters Werkſtätte gekommen waren, mußten unverſchenkter Dinge abziehen und alles wieder mitnehmen. Ich weinte ihnen nach, und meine Tränen waren mit einer leiſen Verbitterung gegen Vater geſalzen.

Zuweilen ſchnitzte der ſtrenge, düſtere Mann Madonnenbilder oder zeichnete Pläne zu Möbeln, die er nicht ausführte. Davon iſt wahrſcheinlich etwas in mich übergegangen; ich mache auch ſehr gerne Pläne und führe wenig aus. Meinem Vater aber mangelte zur Ausführung nur das Geld. Übrigens ſchien ihm dies keine Sorge zu machen. Er wartete gleichſam auf etwas Wichtigeres, vielleicht auf ſeine Größe, auf irgend einen entſcheidenden Augenblick hiefür, und auf Herrſchaft.

Hierauf aber wartete er umſonſt. Vielleicht hing es damit zuſammen, daß es zu dieſer Zeit viel Trauriges in der Familie Aſenkofer zu ſehen gab. Hin und wieder fing nämlich mein Vater heftig zu toben an und tobte allemal eine längere Weile. Meine Mutter weinte, alle meine Schweſtern und Brüder weinten, und ich weinte mit, ohne mir der Gründe der Sache bewußt zu ſein.

Ja, das war in der Tat eine ſchreckliche Sache. Jede Woche ſah ich zwei-, dreimal Vater toben, Mutter und Geſchwiſter weinen, und ich weinte mit, ohne viel zu begreifen. Das iſt dann meine ganze Kindheit und einen großen Teil meiner Jugend ſo geweſen. Als ich alles begriff, fand ich es noch trauriger.

Mutter weinte ſo viel! Mutter tat aber auch viel andere Dinge. Sie wartete zum Beiſpiel ihre ſieben kleinen Kinder, darunter mich; ſchon dies

war keine leichte Aufgabe. Sie holte aber auch das Holz zu Vaters Arbeit und machte die „Lieferungen".

Das Holz bestand täglich aus einem Brett, und wenn es ein gesegneter Tag war, aus zwei Brettern.

Die „Lieferungen" bestanden aus gelben Schüsselrahmen zu einer Mark (bei schlechter Laune bezahlten die kaufenden Tändler nur fünfundneunzig Pfennige); aus gelben Anrichten zu zwei Mark fünfzig Pfennigen (bei schlechter Laune zu zwei Mark vierzig Pfennigen oder gar zwei Mark fünfunddreißig Pfennigen); aus gelben und manchmal braun lackierten Stellagen in wechselnder Preislage. Aus Schemeln zu fünfzig Pfennigen. Aus Spucknäpfchen zu fünfunddreißig Pfennigen.

Dies war das Repertoire in Vaters Schreinerei, während langer Jahre fast ohne Unterbrechung ausgeführt und von Mutter ins Publikum getragen.

Mein Vater nämlich ging zu niemand. Er stand abseits von aller Welt; er hatte gleichsam damit gebrochen, einmal für immer. Mutter aber war so trefflich, daß sie sich, wie ich glaube, in der Tat über ihresgleichen (über die anderen Mütter, die sich opfern!) erhob.

Aber unter dem vielen Tragen, nämlich bei den Lieferungen, ist ihre Haltung gebückt geworden. Lustig ist das gerade nicht.

Wenn Mutter beim Liefern war, ſetzte ſich Vater auf die Hobelbank, ſtützte den Kopf auf ſeinen rechten Arm und träumte finſter vor ſich hin, ſo daß wir Kinder vor Angſt ſtille wurden und uns elend fürchteten. Es war auch ein ganz eigentümliches Schweigen, ein herzbeklemmendes. Es war, wie wenn Raum und Zeit ineinander übergefloſſen wären, wie wenn ſie ſich wirklich vereinigt und in einen Abgrund geſtürzt hätten: den Abgrund der Angſt nämlich. So ſehr war alles — das Lebende und Lebloſe, das ſich in Zimmer und Werkſtätte befand, und ſelbſt die Wände — mit Angſt durchtränkt. — Angſt war überhaupt die treueſte Gefährtin meiner Kindheit. Wir Kinder der Familie Aſenkofer liebten es damals, die Mutter beim Liefern zu begleiten. Es durften indeſſen jedesmal nur zwei mitgehen, und die Reihenfolge war unter uns Kindern ſtets ein Gegenſtand des Zankens. Aus guten Gründen.

Wenn nämlich Mutter mit uns allein ging, dann verflog mit einem Male die ganze Traurigkeit. Denn unſere Mutter lachte gern, und alle ihre Kinder lachten gern. Und wenn man allein mit Muttern war, lachte man; man ſchwätzte und lachte wieder; man lachte und ſchwätzte wieder. So ging es die Stadt hinein und zurück, bis uns wenige Schritte von der Türe der Werkſtätte trennten. Dann legten ſich die Geſichter und die

Herzen wieder in die alten furchtſamen Falten. Und die Tagesfreude war vorüber.

Vom Liefern, von dieſer winzigen Tagesfreude meiner Kindheit, muß ich es gelernt haben, daß ich mitten in den ſchrecklichſten Erlebniſſen und den traurigſten Zeiten noch kleine herzſtärkende Freuden finde.

Der Weg unſerer Lieferungen ging damals von der Kellerſtraße aus, wo die Werkſtätte lag — die Wohnung lag auch dort, es war ein Zimmer mit einer dunklen Kammer — von der Kellerſtraße aus zum Gaſteig hinunter. Meiſtens führte uns Mutter in die Marien-Kapelle am Gaſteig, dann über die Ludwigsbrücken, an der Kaſerne vorbei, zum Iſartor.

Natürlich war der Hinweg, wo Mutter zu tragen hatte, weniger ſchön als der Heimweg.

Nicht beſonders ſchön war es auch, wenn die Tändler nicht gleich kaufen wollten. Die Tändler am alten Kartoffelmarkt oder die am Iſartor verkauften nämlich meines Vaters Gelbzeug nicht raſch genug und bedurften nicht immer deſſen, was angeboten wurde. Den Umſtand überſah ich damals. Ich ſah bloß die dicken Geldtaſchen der Händlerinnen, in denen das Geld klimperte. Und wer im Beſitze eines ſolchen Haufens Geld war und nicht kaufte, was Vater machte und Mutter lieferte, erſchien mir als ein hartherziger Geizhals. Die Tändler haben meiner Mutter harte Worte gegeben, ſie aber durfte nicht heimkehren mit der unverkauften Ware — um

Gotteswillen, nur das nicht! was hätte Vater gesagt! — und mußte also vom einen zum andern. Ich kann daher die Tändler alle zusammen nicht leiden.

Nur einer ist ausgenommen. Er nannte sich Vilser, trank gerne Schnaps und wurde regiert von seiner mitleidigen Frau; ich sage: mitleidig; sie erbarmte sich ja sogar des Durstes ihres Gatten.

Sie war die erste, von der sich meine Mutter, nach meiner Erinnerung, etwas schenken ließ, woran ich mich später erinnern will, weil es eine wichtige Sache ist.

Es gab zu der Zeit sieben Kinder in der Familie Asenkofer. Später sind es mehr geworden. Und dann starben einige, bis wieder sieben übrig blieben. Nur sieben, sagen wir, damit man merke, wie wir denken.

Meine Schwester Johanna und Ludwig Asenkofer, mein älterer Bruder, gingen schon in die Schule; ich, Karl Asenkofer, der ich hier meine und unsere Geschichte erzähle, war beinahe sechs Jahre alt, nicht mehr weit vom Schulanfang. Die vier anderen waren jünger. Aber nur Johanna, mein Bruder und ich verstanden, was dies hieß: daß wir kein Geschenk annehmen durften. Wir waren deshalb ins Geheimnis der Mutter eingeweiht; sie hatte da ein ernstliches Geheimnis.

Es verhielt sich nämlich während der ganzen Dauer meiner Kindheit so, daß die Arbeit Vaters

nicht für Wohnung, Nahrung und Kleidung von neun oder zehn menschlichen Wesen ausreichte. Mutter mußte also Geschenktes annehmen, wenn es der Vater auch nicht wußte.

Die Frau Vilser nun schenkte ihr so Verschiedenes, alte Schuhe, Hosen und Kinderröcke, was sie gerade übrig hatte. Zu Weihnachten gab es wohl auch Lebkuchen. In allen solchen Fällen nahm uns Mutter ins Vertrauen und erklärte uns, daß wir nichts verraten dürften. Sie werde sagen, daß sie das billig gekauft habe.

Mein Vater war stolz und gab das strenge Gebot, sich nichts schenken zu lassen. Meine Mutter konnte ihre Kinder nicht verhungern und nicht nackt laufen lassen; sie mußte das Gebot brechen und lügen.

Es war von Nachteil für mich, zu sehen, wie die Notwendigkeit über die Wahrheit siegte. Wer nämlich schon so jung die Erfahrung macht, daß Wahrheit-Sagen nichts Unbedingtes ist, und daß die Lüge ein Muß und eine Notwendigkeit sein kann, der macht es sich bei eigenen Versuchungen leicht. Schnell vergrößert er jedes Hindernis, das er auf dem Wege zur Wahrheit liegen sieht, er vergrößert es, macht eine Notwendigkeit daraus und lügt.

Aus Angst also lernte ich früh schon lügen, ausweichen, mich um die Klippen herumdenken und -reden. Jedenfalls ist dabei niemand anzuklagen.

2

Als ich in die Schule kam, konnte ich ſchon bis zwanzig zählen und wußte das Vaterunſer, den Glauben-an-Gott und den „ſchmerzensreichen“ Roſenkranz. Das Zählen hatte mir mein Bruder gelehrt, und das Beten die Mutter. Im Bewußtſein, daß nicht jeder ſo wohl vorbereitet komme, ging ich ohne Furcht in die Schule. Das Schulhaus lag an der Wörthſtraße und hatte kein ſo heiteres, lichtvolles Ausſehen wie die neuen Münchener Schulen; nein, es lag würdevoll und feierlich da und paßte eigentlich nicht mehr recht zu jenem neuen Geiſt unſerer Lehrer, der ein Geiſt der Freundlichkeit iſt und nicht mehr der Einſchüchterung und des Deſpotismus.

In einem weiten Zimmer mit Stangen bis an die Decke und vielen Dingen, deren Bedeutung ich vergebens zu enträtſeln ſuchte, mit einem Wort: im Turnſaale ging die Einſchreibung vor ſich. Längs der Mauern ſtanden die Tiſche der Klaſſenlehrer, in der Mitte der des Oberlehrers. Dieſer ſelbſt trug die Miene eines ſiegreichen Gottes zur Schau.

Ich wunderte mich hauptsächlich darüber, daß nicht alle Lehrer Brillen trugen; denn — ich weiß nicht, wie und warum — ich hatte geglaubt, ein Lehrer wäre ohne Brille nicht denkbar.

Eine andere Tatsache, die das Kinderauge in dem Gewimmel von Kindern und Müttern feststellte, war die, daß meine Mutter „kein so schönes Gewand anhatte" wie die anderen Frauen. Ich beeilte mich, ihr diese Erkenntnis halblaut zuzuflüstern. Sie streichelte mir nur das Haar und lächelte. Dabei hat sie sich jedenfalls gedacht: Wie gut, daß er nicht merkt, wie er selber durch seine Ärmlichkeit von den andern absticht.

Der Oberlehrer wies uns endlich einem Klassenlehrer zu. Früher gab es manche Leute an der Schule, welche die Armen länger warten ließen, als gut war, und als die Reichen. Jetzt, sagt man, seien sie seltener geworden.

Sicherlich gehörte mein erster Lehrer nicht dazu, obwohl er den grimmigen Namen Zankl führte. Er war noch jung und hatte ein feines Gesicht mit lebhaftem Mienenspiel, das dem schlanken Menschen oft einen kinderfrohen Ausdruck verlieh. Den hat er bis heute beibehalten; er ist nämlich einer von den ewig Jungen, die keine Enttäuschung entmutigen kann; was besonders in Bayern eine lobenswerte Sache ist.

Als er meiner ansichtig wurde, rief er begeistert:

„So, und nun kommt einmal Einer mit einem großen Kopf. In den mag schon etwas hineingehen.“ Und der Lehrer war gegen meine Mutter die Höflichkeit selbst; es gefiel mir sogleich, daß er seine Anrede nicht nach dem Gewande zuschnitt.

Bei dem Manne war ich zwei Jahre. Damals ging der Unterricht mit dem Gebet an, wobei Herr Zankl immer hinter seinen Schülern stand. Wenn er nachher zum Schreibpulte vorschritt, lag auf seinem aufrichtigen Gesichte etwas Verdrossenes, Unzufriedenes. Das heißt: am Morgen war er überhaupt etwas aufgeregt.

Übrigens machten ihm auch seine Schüler vielen Verdruß, und ganz besonders ich. Von Schulwürde, von Stillesitzen hatte ich ein ganzes Jahr lang nicht den rechten Begriff. Ich verstand einfach nicht, daß ich mich hier einem Gesetze unterzuordnen hatte, und mein ungeübtes Gehirn (das einen Fehler zu haben scheint, infolge dessen es das Herkömmliche nicht gehörig einschätzt) fand keinen logischen Zusammenhang zwischen sich und der Schulordnung. Den Leistungen nach galt ich als bester Schüler, aber ich blieb, mit meinem naiven Unverstand gegenüber der Schulautorität, lange der ungezogenste. Dies trug mir viele Prügel ein. Und manchmal klagte ich zu Hause über meinen Lehrer.

Aber trotz allem ging ich schon gegen sieben Uhr, zuweilen um sechs Uhr, zur Schule. Denn ich

hatte Sehnſucht, in dem großen, luftigen Saale zu ſitzen, wo es im Winter gar ſo behaglich war. Leider öffnete der Hausmeiſter das Schultor nicht vor halb acht Uhr. Da ſtand ich alſo vor der Schule und ſah den Kindern zu, die eine Laterne um den Leib gebunden hatten und Milch austrugen. Der Beruf däuchte mich beneidenswert, wegen der Laterne. Es war wirklich ſchön, wenn der Frühnebel die Straßen- und Milchträgerlaternen verſchleierte, das Licht aus dem Dunſtkreiſe brach und den liegenden Schnee leicht glitzern machte. Dazu der geheimnisvolle, ruhige Morgen. Ich fühlte, daß ſich bei alledem denken ließe, wenn ich auch nicht wußte, was. Darum betete ich meiſtens ſtille Vaterunſer — bis dann gegen ein Viertel nach ſieben Uhr die Schulkameraden anrückten, die ärmeren, deren Eltern früh zur Arbeit gingen und deshalb ihre Kinder fortſchafften.

Nun aber ging das Schreien und Laufen und Raufen los, zumal wenn es Schneehaufen auf den Straßen gab. Da warf man ſich wechſelweiſe hinein, lärmte und lachte und vergaß, daß der Morgenkaffee entſchieden zu knapp, auch ſehr ſchwach, und das „Pfennig-Muggel“ zu klein geweſen war.

Damals gab es noch Pfennig-Muggel mit vier Köpfen, heute backen ſie nur mehr dreiköpfige. Das Kinderauge iſt aber größer als der Kindermagen, und Mutter kaufte deshalb nur Pfennig-Muggel

mit vier Köpfen. Diese waren freilich winziger als bei den dreiköpfigen, aber sie machten uns satter; denn es wirkte ein Glaube mit.

Also, an zu kleine Frühstücke dachte von uns keiner mehr, wenn die Schneehaufen in der Milch- und der Wörthstraße lagen, sondern man raufte, daß es eine Freude war.

Diese Freude wurde auch durch das Erscheinen des Schulhausmeisters nicht eingeschränkt. Er kam von Zeit zu Zeit, einen Riesenstock schwingend und schlug und trieb uns auseinander. Wir ertrugen diesen Menschen aber wie ein Fatum, wie etwas Dazugehöriges und Unabweisbares.

Schulhausmeister liebe ich ebensowenig wie Tändler, obzwar aus einem andern Grunde. Beim Eingang ins Treppenhaus lagen damals Teppiche zum Schuhabstreifen, und der Hausmeister wachte darüber, daß die Schuhe ordentlich abgestreift würden. Die Kinder der Reichen kommen mit reinen Schuhen in die Schule, die der Armen nicht, weil sie sich vorher auf der Straße herumtreiben. So geschah es, daß auch nach langem Abstreifen noch Schmutz an ihren zerrissenen Stiefeln hing, worauf der Hausmeister ein scharfes Auge hatte; und manchem, der ihm nicht genügend abgestreift vorkam, streifte er noch eine ab, mit seinem Stocke über den Rücken oder mit der Hand übers Gesicht. Man weiß, die Subalternen bilden sich gerne zu Henkern aus.

Deshalb haßte ich den Schulhausmeiſter, beſonders weil ich ſah, daß er auf Arme mehr ſchlug als auf Reiche.

Einmal, es war zwiſchen ſieben und halb acht Uhr morgens, rauften wir oben in der Milchſtraße, und obwohl ich der allerkleinſte unter meinen Mitſchülern war, erwiſchte ich einen Größeren mit einem günſtigen Griff und rieb ihn tüchtig mit Schnee ein. Der Unterlegene ging wider aller Erwartung zum Lehrer, vielleicht, weil man ihn gehöhnt hatte, daß der Kleinſte ſeiner Herr geworden wäre.

Seine Anzeige trug mir eine ausgiebige Züchtigung ein. Das verbitterte mich gegen den Lehrer, und als ich mittags nach Hauſe kam, erzählte ich, daß ich die „l" nicht hätte ſchreiben können, und daß ich deshalb geſchlagen worden wäre; daß ich mich jetzt vor der Schule fürchte und nicht mehr hineingehen wolle.

Es ereignete ſich, daß mein Vater zu meinen Gunſten in großen Zorn geriet. Er erklärte, daß Mutter mich nachmittags zur Schule begleiten und den Lehrer zur Rede ſtellen ſolle.

Das kam mir nun unerwartet, und ein ſtiller Verdruß ſchlich mir aus der Bruſt herauf und würgte mich. Sollte ich die Lüge geſtehen? Dann wäre Vaters Zorn gegen mich losgebrochen. Es war geboten, nichts zu geſtehen und ſich lieber den Gürtel der Frechheit umzuſchnallen.

Als die Mutter zum Lehrer kam, setzte ich mich ruhig auf meine Bank. Der Lehrer und Mutter sprachen leise am Pult; trotz meiner inneren Ruhe wagte ich nicht, auf sie hinzuschauen. Endlich hörte ich den Ruf: „Asenkofer ans Pult!“ Ich erhob mich, recht gut zur Fortsetzung meiner erfundenen Geschäfte vom „l“ aufgelegt. Der Lehrer fuhr mir leise über den gesenkten keuschen Kinderkopf.

„Asenkofer, schau mir ins Gesicht!“ Das sprach der schlanke junge Mann so gut, gelassen und versöhnlich, daß ich ganz erstaunt zu ihm aufsah.

„Asenkofer, warum habe ich dich heute geschlagen? War es wegen der „l“?“ Dabei sah er mich mit einem traurigen Blicke an, der beifügte: „Wirst du nun lügen?“

Wo war jetzt mein Vorsatz der Verstocktheit! Er flog davon; und ich ließ ihn fliegen, öffnete nur weit meine großen, braunen Kinderaugen, ließ sie eine zeitlang wie erstaunt ins Leere blicken — — dann sah ich auf Mutter und Lehrer, schüttelte langsam den Kopf zur Verneinung, blickte wieder starr ins Leere — und plötzlich weinte ich laut auf.

Der Lehrer fuhr mir wieder leise über die Haare und sagte: „Asenkofer, du kannst dich setzen.“ Das tat ich, und von dem Augenblick an floß ein breiter Liebesstrom von meiner Bank zum Pult. O, du braver Mann mit deiner grundgütigen Klugheit.

Nicht alle verſtanden ſo wie du die Wahrheit aus mir zu ziehen. Viele wollten ſogar belogen ſein.

Damals nun ging meine Mutter grollend nach Hauſe; der Lehrer ſprach ihr noch halblaute Troſtworte zu.

Als ſie fort war, fragte er aber die Teilnehmer der Morgen-Rauferei ein wenig aus und erfuhr, daß der Anzeiger ſonſt ſich ſelbſt immer ſehr tätig verhalte. Und ſo erhielt dieſer die gleiche Züchtigung wie ich.

Als ich an dieſem Abend heimkehrte, war mir das Herz ſchwer, Vaters wegen. Ich brauchte eine gute Stunde zu der kleinen Strecke vom Schulhauſe zur Kellerſtraße.

„Ja, Kind, wo bleibſt du denn ſo lange?“ rief mir Mutter von weitem zu. „Du machſt uns aber Angſt.“ Und die gute Frau umarmte mich dankbar. Das iſt Mutterart: wenn ich ſie zuerſt durch viele Ängſte durchgehen ließ, bis ich endlich, gewiſſermaße blutend von meinen Torheiten, mich zu ihr rettete, dann war ſie noch dankbar.

Vater und Geſchwiſter ſpotteten mich aus, beſonders mein Bruder; dieſer liebte es, über mich zu ſpotten.

Die kleine Raufgeſchichte ſtellt das erſte große Seelenerlebnis meiner Kindheit dar. Es fand noch einen ſeltſamen Abſchluß, der mir im Gedächtnis geblieben iſt.

Der folgende Tag war ein Mittwoch, und am freien Nachmittage durfte ich mit Mutter zum Liefern gehen. Auf dem Heimwege traten wir in die Gasteig-Kapelle ein, um einige Vaterunser zu beten. Wie wir herauskamen, legte Mutter plötzlich den Arm um mich und sagte: „Nicht wahr, du wirst nicht mehr lügen?“ Ohne Besinnen antwortete ich: „Ja, aber wenn du dir etwas schenken läßt und sagst zu Vater, es sei gekauft, so lügst du auch.“ Mutter war hierauf einige Augenblicke ganz stumm, und tiefe Wehmut lag auf ihrem Gesichte. Dann sprach sie seufzend: „Dies verstehst du nicht, es muß ja sein.“ — —

Viel Bedeutsames erlebte ich sonst nicht mehr während der ersten zwei Schuljahre.

Ich weiß noch, daß ich beim Schönschreiben das „Auf-ab, Auf-ab, Ab-auf“ anzugeben hatte. Einmal hatte ich diese Aufgabe eine halbe Stunde lang durchgeführt, ohne einen Fehler zu machen. Da unterbrach ich mich plötzlich selbst und redete den Herrn Zankl an: „Herr Lehrer, bitte, nehmen Sie jetzt einen anderen!“

Frechheit konnte er hinter meinen zaghaften Tones vorgebrachten Worten nicht vermuten. „Warum?“ sprach er endlich erstaunt, „es ist ja alles recht gewesen!“

„Ja, ich mache doch noch einen Fehler, wenn ich fortfahren muß. Das will ich nicht.“

Da lächelte er. Aber trotz meiner Bitte hieß er mich fortfahren, und der erste Fehler kam schon nach wenigen Augenblicken.

Ein andermal gab er mir ein Trinkglas, um Wasser zu holen. Der Brunnen befand sich im Gange; das Glas war glücklich gefüllt, aber, zitternd vor Aufregung über die Ehre meines Auftrages, ließ ich es kurz vor der Klassentüre zu Boden fallen, so daß sich das Glas zerschlug. Der Lehrer lachte mich aus.

Überhaupt verwirrten mich alle Ehrungen. Da enttäuschte ich dann.

Acht Tage nach diesem Unglücke rief mich Herr Zankl wieder ans Pult und gab mir ein neues Glas und aufs neue den Auftrag, Wasser zu holen. Da bat ich ihn frisch und natürlich: „Bitte, schicken Sie einen anderen! Ich habe Angst." Indessen bestand er auf seinem Willen; mit unendlicher Vorsicht habe ich diesesmal das Glas Wasser heil zurückgebracht.

Im zweiten Schuljahre hatte ich auch einen Kameraden, und zwar einen „feinen". Er sprach kein Münchnerisch, sondern Kinder-Schriftdeutsch; er sprach auch nicht von Vater und Mutter wie ich, sondern von Papa und Mama. Sein gestärkter Hemdkragen steigerte meine Hochachtung vor ihm fast bis ins Ungeheure. In der Klasse war er der Zweitbeste. Ich habe mir aber oft gedacht, wie wenig

ich mit meinen zerrissenen Schuhen eigentlich verdiente, der erste zu sein. Wie vornehm sich, gegen mich gestellt, mein Kamerad im gestärkten Hemdkragen ausnähme. Und daß er für einen Ersten tausendmal besser passe.

Ich teilte ihm diese meine Meinung mit. Er stimmte mir herablassend zu und meinte, wenn er nur mehr arbeiten wollte, könnte er leicht der Erste sein. Ich glaubte es ihm aufs Wort. Zu der Zeit war ich ja so gläubig und treuherzig wie ein rotgerändertes Gänseblümchen, ein früh gekommenes, das sich allein auf der Wiese sieht. Die Schamröte steigt ihm in seine Blätterspitzen, weil es zuerst gekommen ist, da noch der Schnee stellenweise die Wiese bedeckt. Und seine ganze Haltung drückt aus: „Ich kann nichts dafür — nehmts nicht übel!"

Ich muß übrigens mitleiderregend ausgesehen haben, denn auf Weihnachten schenkte mir der Vater meines Kameraden einen von dessen getragenen Anzügen, und von der Armen-Kinder-Bescherung in der Schule wurde mir ein Paar Stiefel zugedacht.

Da war ich nun im schönsten Widerspruche mit meines Vaters Grundsatz, sich nichts schenken zu lassen.

Zu Hause trug ich nun folgende Lüge vor, die ich ohne viele Mühe vorbereitet hatte: Ich hätte fünf Mark Schulpreis erhalten, und der Lehrer wäre

nach Klassenschluß mit mir herumgelaufen und hätte den Anzug und die Schuhe gekauft.

Mir machte diese Lüge keine Gewissensbisse. Aber Mutter sah mich dabei mit einem überaus seltsamen Blick an. Sie sagte mir, im geheimen, ihr wäre ein Zornausbruch Vaters lieber gewesen als meine Lüge. Hierüber war ich sehr erstaunt, weil ich geglaubt hatte, alles ganz recht zu machen.

Übrigens wurde bald nachher Vaters Toben eingeschränkt. Wir verließen nämlich die Wohnung an der Kellerstraße und zogen in die Weißenburgerstraße, Nummer fünfunddreißig, wenn ich nicht irre. Dort hatten wir die Werkstätte zu ebener Erde und die Wohnung im ersten Stock. Wenn Vater also schlechter Laune war, blieb Mutter oben in der Wohnung.

Auch vor den neuen Nachbarn nahm sich Vater eine Weile in acht. Sonderlich darum, weil ich dies voraus berechnen konnte, gab mir der Auszug eine mutige Stimmung. Es war bei uns eine Zeitlang wie bei dem Beichtenden, der gelöst ist und nach abgeworfener Sündenlast stolz und frei dahinschreitet; sich auch wohl vornimmt, nicht mehr zu fluchen, oder gar, den Nachbarn zu lieben. Stolpert er aber beim Heimwege von der Kirche über einen Stein, den er im Gefühl seiner Leichtigkeit übersehen hat, dann fährt ihm gleichwohl sein grim-

migſter Fluch heraus; und begegnet er gar einem Bekannten, der eben eine neugekleidete Tochter ſpazieren führt, ſo ſchwillt ihm das Herz in Haß und Neid bis oben an, und mit Mühe heuchelt ſich aus Augen und Mund noch eine holperige Freundlichkeit heraus. So belädt er ſeinen Sünderkarren wieder.

Der unglückliche Vater ſchien ſeine Neigung zum Toben in der alten Wohnung zurückgelaſſen zu haben. Als er aber die Nachbarn kannte, hatte er nicht mehr Acht auf ſie. Dann ging es wieder wie ehedem, zwei-, dreimal wöchentlich ...

Was mir an der neuen Wohnung beſonders gefiel, war die Nähe des Oſtbahnhofes. Mit welchem Vergnügen atmete ich den Rauch ein, den Reiſerauch, der in mir einen unbeſtimmten Reiz und eine göttliche Sehnſucht loslöſte! Wie gerne zählte ich die Wagen der Güterzüge! Ich wundere mich heute noch, daß mein Herz die Sehnſucht aushielt, mit der ich abfahrenden Zügen nachſah, deren Gäſte ſo viele unbekannte, fernliegende Dinge ſchauen dürften. Aber keiner dieſer herzloſen Züge hielt an, um dem vom Wunſche halb verzehrten Kinde ein Will- und Mitkommen zu bieten. Mit welch glühenden Blicken habe ich abfahrende Züge umarmt! Umſonſt; das fuhr ab und kümmerte ſich den Teufel um den kleinen Burſchen, der ſeinen Kopf durch die Stäbe des Bahngitters drängte. Das Lebloſe, Unwiſſende haſſe ich an den Maſchinen, trotz ihrer

kunſtreichen Bauart, trotz allen Geräuſches, das ſie machen. Ein Menſch iſt wenigſtens zugänglich. Sah ich damals einen Fuhrmann die Roſenheimerſtraße hinausziehen, und tat ich ihm ein wenig ſchön, ſo ließ er mich für eine kleine Strecke auf ſeinem Wagen aufſitzen.

Die Sommermonate hatten begonnen. Der Lehrer ſchenkte mir zum Abſchied ein Märchenbuch; wenn es alſo regnete und der Aufenthalt im Oſtbahnhof nicht anging, ſaß ich über meinen Märchen. Ich glaubte alles, was drinnen ſtand, alles, alles, und bedauere, daß ich heute nicht mehr daran glaube.

Freilich trug mir meine Leichtgläubigkeit den Spott meines älteren Bruders ein. Er hielt ſich bereits damals an das tatſächlich Wahre, und überdies war er zu alt, meinen Glauben zu teilen. Er ſpielte und lebte wenig mit mir, und die jüngeren Geſchwiſter wußten ohnehin noch beinahe nichts zu ſagen. So war er für ſich und ich für mich.

Aus meiner Märchenwelt riß mich übrigens ein trauriges Ereignis. Wir erkrankten alle ſechs — nein, ſieben waren wir damals — an der Diphteritis. Und während ſechs im Fieber lagen, ſtarb eines, ein zartes, lockenhaariges Mädchen von drei Jahren.

Ich war deſſen freilich nichts gewahr geworden. Als ich vom Fieber zu mir kam, ſagte mir Mutter, daß jetzt ein Schweſterchen als Engel beim Himmelvater ſitze. „Das iſt nur eine Ausrede," widerſprach

mein Bruder weinend, „ge . . ge . . ſtorben iſt ſie!“ Da ſtieg in mir eine tiefe Furcht vor dieſem Himmelsvater auf, und ernſthaft klangen von da ab meine Vaterunſer.

Ach, und mein armer Vater! Ich ſehe ihn heute noch, wie er vier, fünf Wochen lang einen Tag um den andern auf ſeiner Hobelbank ſaß, den Kopf auf den Arm geſtützt, blaß im vergrämten, ſtrengen Geſicht, tiefſchwarz die vollen Haare. Er ſprach kein Wort und aß faſt nichts. Von Zeit zu Zeit bedeckte er ſeine Augen, und dann kam ihm ein Schluchzen aus der Bruſt heraus . . . Gott, und was für ein Schluchzen! Wie könnte ich wagen, es zu beſchreiben!

Ich aber wußte jetzt, daß uns Vater auch lieb hatte. Das war eine große Entdeckung, die ich damals in meiner kindlichen Weiſe lange überdachte.

Nach fünf ſolchermaßen verſtrichenen Wochen ſprach er zum erſten Male wieder, gleichſam mit Widerwillen, und ſagte zu uns: „Ich gehe nach Hangenham. Mutter, ſchau, daß du im Augenblick mit den Kindern durchkommſt. Aber nimm eine andere Wohnung. Ich kann es nicht aushalten. Ich gehe nach Hangenham.“

3

Wer Freiſing auf der Hauptſtraße verläßt, gerät nach Neuſtift; und hat er Neuſtift durchwandert, ſo ſtößt er auf einen Wegweiſer, der ihm ſagt, daß er ſich auf der Landſtraße nach Moosburg befinde.

Dieſe Landſtraße erhebt ſich gleich hinter Neuſtift zu einem Hügel, und darauf liegt Tuching, ein Drei-Häuſer-Weiler, ſagen wir: eine Dreiöde. Dann ſenkt ſich die Straße und hebt ſich wieder, und auf dem zweiten Hügel liegt die Einöde Aſt. Wer oben auf der Höhe ſteht, ſieht vor ſeinen Augen das Dorf Marzling liegen und findet es ſo lieb, daß er dazu hinabſteigt.

Wenn er in meine, Karl Aſenkofers, und meiner väterlichen Ahnen Heimat will, ſo muß er ſogar hinabſteigen. Und dann muß er nach Hangenham fragen.

Soweit ich die bayeriſchen Bauern kenne, insbeſondere die von da unten, wird man den Frager, der da auf der Landſtraße hergezogen kommt, zuerſt ein wenig auslachen. Ja, auf eine ganz gewöhn-

liche Weise auslachen; denn es sei doch keine kleine Dummheit, werden sie sagen, von Freising nach Marzling auf der Landstraße zu pilgern.

Es gibt ja doch den schönsten Bahnweg, und der ist noch dazu nur halb so lang wie diese Landstraße. Indessen, ich weiß, daß es den Marzlingern gut tut, jemand auszulachen, ich verstehe das wohl, und deshalb habe ich meinen Wanderer auf der hohen Straße dahin geführt.

Wir da unten sind nämlich lauter boshafte Leute.

Wie man dann von Marzling nach Hangenham kommt, bin ich nicht befugt, zu verraten.

Hangenham, der Name klingt nicht lieblich. Und beim Galgenholz außen stand der Galgen, der den Grund zu diesem Namen gab; denn Hangenham ist die Richtstätte gewesen, wohin die Freisinger Bischöfe ihre Verbrecher zum Hängen führten.

Der Ort hat neun Häuser, wovon fast immer nur acht bewohnt sind. Schon von jeher war dies so.

Zuweilen nämlich gibt es Widerspenstige unter den Hangenhamern. So einer arbeitet den einen Teil seines Lebens in aller Ruhe und unterscheidet sich in nichts von den anderen. Eines Tages aber, ohne daß ein besonderes Motiv offenbar würde, tritt er dann gleichsam aus der Reihe. Er setzt sich ins Wirtshaus, trinkt und protestiert gegen sein bis-

3*

heriges Leben. Er trinkt, bis sein Anwesen unter den Hammer gebracht wird. Dann zieht er fort, Weib und Kind der Gemeinde überlassend, verdingt sich vielleicht irgendwo oder verschwindet spurlos, einmal für immer. Man hütet sich ängstlich, ihm nachzuforschen. Sein Haus fällt einem Hangenhamer zu, der es leer stehen läßt, weil er schon ein anderes hat.

Um sich im allgemeinen den Charakter der Hangenhamer vorstellen zu können, rate ich, sich neben säuselndes Getreide zu stellen, wenn die Sonne kurz nach Mittag stille zu stehen scheint. Aber allein, so daß man in der Gluthitze ganz betreten wird und sich selber fragt: „Wo und wie soll sich jetzt mein Wille kundgeben? Ich spüre, wie sich meine Seele anfüllt mit Bosheit und Lust zur Zeugung."

Wer eine milde, sparsame und gewissermaßen hygienische Seele hat, schleicht sich dann ins Wäldchen. Ein Hangenhamer tut dies nicht; die Bosheit und die Lust zur Zeugung im Waldesschatten zu ersticken, wäre nicht nach seinem Geschmacke.

Die Bosheit fand noch immer zu tun in Hangenham. Zum Beispiel: Da schwemmt die Isar einen Selbstmörder an, und es ist gegen katholische Sitte, einem Solchen Segen und Weihspruch zum Begräbnis zu geben. Die Hangenhamer suchten eine Eierkiste; die schlechteste, die sie fanden, tat

ihnen noch leid. In die hinein legten sie den Selbstmörder. Und weil es gerade Sonntag war, lief ein Bursche mit einer Ziehharmonika hinauf zum Friedhof und spielte einen lustigen Walzer auf, und seine Freunde umtanzten die Eierkiste. Von Zeit zu Zeit sprang der eine oder der andere darauf und freute sich des Krachens.

Was liegt an Selbstmördern! sagen die Hangenhamer; und ob der Tote sich zum Leben verhalte wie ein Überwundener oder wie ein Überwinder, was kümmert sie das. Warum überhaupt so feine Unterschiede machen! Man lebt einfach, und auch der Glaube will es so.

Die Einwohnerzahl von Hangenham läßt sich ziemlich leicht und sicher berechnen. Für das Haus je einen Vater und eine Mutter, einen Großvater und eine Großmutter, und ungefähr je zwölf wohlgeratene Kinder, das macht im ganzen an achtmal sechzehn Köpfe.

Zehn oder zwölf Kinder zeugen ist hergebrachte Sitte in Hangenhamer Familien. Und so ist es gut; denn ohne dies wäre ihre Bosheit gefährlich für viele. Wie gesagt, die Sonne rät es so, wenn sie beinahe stille steht und das Getreide säuselt. Was daraus klingt, aus Getreidesäuseln bei glühender Nachmittagssonne, das ist — vorausgesetzt, daß man mit Hangenhamer Ohren hört — durchaus nichts Schwaches und Leben-Verneinendes.

Von den Hangenhamer Geſchlechtern iſt das der Aſenkofer eines der älteſten, der am längſten ſeßhaften.

In der väterlichen Ahnengeſchichte wiederholt ſich dies Stück: Ein halb Dutzend Äcker, ein ganzes Dutzend Kinder und ein Elternpaar dazu, das auf Himmel und Erde lauert. Der Himmel wirft ſeinen boshaften Hagel, und die Erde will die Liebe des Bauern gar oft nicht verſtehen. Freilich, man wallfahrtet zuweilen zu unſerer lieben Frau in Tuntenhauſen oder auch in Altötting, aber auch das hilft nicht immer. Darüber wird ein Geſchlecht hart, reizbar und ungeduldig.

Auch trug ſich zu, daß ſich allmählich Geiſt aufgeſpeichert hatte in den Gehirnen der Aſenkofer.

Mein Urgroßvater konnte ihn allerdings nicht verwerten; denn er ging mit Napoleon nach Rußland, wo er verhungerte und erfror.

Mein Großvater galt als einſichtiger Mann, aber o Wunder, o Schmach! er blieb bis zu ſeinem einundvierzigſten Lebensjahre ohne Frau und ohne Kinder, und dann brachte er von weit her — wenigſtens acht Stunden von Hangenham — eine, von der ſich ſagen ließ, daß ſie klug war. Aber ſo kräftig wie die eingeborenen Frauen von Hangenham war ſie nicht.

Meine Großmutter hatte auch einen klugen Bruder. Der war ſo geſcheit, daß er nicht nur

wußte, wie man die Läuſe von den Kühen vertreibt und den Rheumatismus vom Menſchen, ſondern auch, wie man ſich am beſten von einem jüdiſchen Güterſchlächter loswindet, dem man Geld ſchuldet. Mein Großonkel war deshalb in der ganzen Umgebung bekannt. Jedoch muß er ſchon im Niedergange ſeines Geſchlechtes geboren ſein; denn als ſeine Frau ſtarb, grämte er ſich ſo ſehr, daß er ſich aufhängte. Da ſagte alle Welt: „Das ſoll nun ein Mann ſein. Fünf Weiber hätte der noch haben können. Und jetzt geht er ſo zu Grunde. Wer hätte geglaubt, daß ein geſcheiter Menſch ſo enden kann!“

Meine Großmutter gebar Großvatern nicht zwölf, nicht zehn, ſondern nur drei Kinder: Michael Aſenkofer, Lorenz Aſenkofer und Paul Aſenkofer, der mein Vater iſt.

Der Erſtgeborene, Michael, war für einen Bauern zu weichherzig, und er verzichtete von vornherein auf Haus und Acker. Wer aber Bauernart kennt, der „weiß, was es geſchlagen hat“, wenn der Erſtgeborene nicht auf dem Hauſe bleibt. Der ſtille und etwas hinterhaltige Joſeph ſcherte ſich jedoch nicht um das Gerede. Er heiratete eine Näherin, die auch weichherzig war wie er, und trat in den Dienſt der ſtaatlichen Waſſerbauten. Sein Leben war von einer ſolchen Ruhe und von allem Plötzlichen ſo frei, daß er ſich ſelber wunderte und

ſchließlich der Meinung ward, er würde nach ſeinem Tode in die Zahl der Heiligen aufgenommen werden.

Lorenz blieb auf dem Hauſe und iſt immerfort darauf geblieben. An ihm war nichts Beſonderes, es ſei denn dies, daß er ein mageres, ſinnliches, herrſchſüchtiges Weib nahm, das in jeder Beziehung zu viel von ihm verlangte: im Ehebett wie in der Arbeit. Heimlich ſoll er einen tiefen Ekel vor ſeiner Frau empfunden haben. Er ſtarb, faſt zum Skelette abgemagert, in den beſten Mannesjahren.

Paul Aſenkofer, der jüngſte der drei Brüder, war von Charakter ſtolz und ſpöttiſch, in ſeiner Jugend lachte er gerne und unterſchied ſich dadurch von den Meiſten ſeiner Umgebung, daß er weder im lieben Gott noch im neuen Deutſchen Reich den Schlußſtein von allem zu ſehen vermochte, und daß ihm hierdurch das Univerſum noch nicht genügend erklärt zu ſein ſchien. Von allem Anfang an ging ſein Geiſt auf kühnen Wegen; was unter Bauern eine ganze Ausnahme iſt. Aber es fehlte Paul Aſenkofer am ökonomiſchen Sinne, ich will ſagen, an der Schätzung des Pfennigs, an der Sparſamkeit und der Freude am Kleinen und Nächſten. Von Jugend auf liebte er es, in großen Linien zu denken und zu planen. Daher ſein großes Unglück, als er, einmal für immer, in die dunkelſte Ecke zu ſtehen kam.

Als Paul Aſenkofer in die Schule ging, ſtellte

ſich ſein Lehrer jedes Jahr beim Vater ein. „Laß ihn doch wenigſtens einen Lehrer werden,“ bat er ihn eindringlich, „doch wenigſtens einen Lehrer.“ Großvater aber tat es nicht; die ungeheure Größe des Unternehmens ſchreckte ihn ab, nicht zu ſprechen davon, daß er Angſt davor empfand, ſeinen Sohn gewiſſermaßen aus der Reihe treten zu laſſen und das bäuerliche Herkommen zu verletzen. Indeſſen fand er ſchließlich etwas, was der Überlieferung nicht zu offenſichtlich widerſprach, und was dennoch zu verhüten ſchien, daß der Geiſt meines Vaters ganz und gar im Vorurteil, zugunſten des Herkommens, ertränkt würde. Paul Aſenkofer ſollte nämlich die Schreinerei erlernen. Dies Gewerbe war in den Augen Großvaters kunſtvoll und nicht ohne die Möglichkeit neuer Wege oder eigenen Geſchmackes.

So kam Paul Aſenkofer nach Moosburg. Dort blieb er etliche Jahre und zeichnete ſich aus unter ſeinesgleichen. Beſonders überraſchte er durch ſeine zeichneriſchen Gaben und ſeinen Formenſinn. Als er Geſelle geworden war, wanderte er in Deutſchland umher. Damals ſcheint er ſich gleichſam noch im Stande der Unſchuld befunden und ſich ſeiner Kraft und Geſchicklichkeit auf harmloſe Weiſe gefreut zu haben, heute mit einem Sachſen ſich raufend, morgen einen Preußen prügelnd und übermorgen geduldig an kunſtreichen Renaiſſance-Möbeln

arbeitend. So kam er bis nach Hamburg, wo ihn der Gedanke befiel, nach Amerika auszuwandern. Sein Instinkt vielleicht redete ihm zu; denn in Amerika gab es viel unmittelbares Leben, wenig war dort festgelegt, und die natürliche Kraft kam darum zur Geltung.

Nunmehr aber war Paul Asenkofer wehrpflichtig. Nach vielem Zaudern wandte er sich von jenem Auswanderungsgedanken weg und zog nach München zur Musterung. Er wurde der Infanterie zugeteilt und schon nach neun Monaten zum Unteroffizier befördert.

Bei den Soldaten nun war es, daß in Paul Asenkofer jener große Umschwung eintrat, der aus dem stolzen Jüngling den düstern und menschenfeindlichen Mann machte, als welchen ich, sein Sohn, ihn kenne.

Beim Heere sieht man den Standesunterschied sehr aus der Nähe. Es wurde meinem Vater deutlich klar, daß es Menschen gab, die von vornherein, ohne Ansehen ihrer Tüchtigkeit, über ihm standen. Und eine neue, unabweisbare Einsicht drängte sich ihm auf: daß in der Gesellschaft und ihrer Überlieferung der Zufall, besser gesagt, das freie Walten der Natur keine Stelle habe; daß man dort im Gegenteil von der Ansicht ausgehe, nur das mit menschlichem Bewußtsein und menschlichem Wollen Geformte habe einen Wert, während die Natur aus

ſich heraus keinen Adeligen erzeugen könne, keinen höheren Menſchen.

Er meinte anfänglich, daß man dies ändern könne und ändern werde. Er wollte nicht recht daran glauben, daß er beſtimmt ſei, für die anderen nichts oder nur wenig zu bedeuten, aus Gründen, an denen ſein eigener Wille keinen Anteil hatte, und ohne Rückſicht auf ſeine Begabung, die Kraft, die er in ſich fühlte, und der nur die Wege verſperrt waren.

Damals machte der Sozialismus ſeine erſten, langſamen Schritte in Deutſchland. Paul Aſenkofer nun mißverſtand dieſe Bewegung. Er meinte nämlich, ſie ſei dazu geboren, um dem Großen den Weg zu öffnen; ſie wolle am Ende den Zwang ſprengen, der zum Beiſpiel ſeinen eigenen Geiſt und ſeine Kraft niederhielt. So geſchah es, daß er ſich innerlich dem Sozialismus anſchloß und ſeine Verbreitung wünſchte. Und nur mit Mühe hielt er dies Mißfallen an ſeiner jetzigen Stellung, das immer lauter zu ſeinem Bewußtſein ſprach, in ſich verſchloſſen. Er vergaß ſeine Pflichten nicht, aber er entſchloß ſich, den Dienſt nach Ablauf der pflichtmäßigen drei Jahre zu verlaſſen.

Auf dieſem Entſchluſſe beharrte er, obgleich er mit der Zeit den Sozialismus beſſer kennen lernte. Als er begriff, daß dieſer, weit entfernt, dem Plötzlichen, Natur-Zufälligen, Großen, Bahn

zu machen, vielmehr darauf ausging, alles festzulegen, in einem Staat, und die Dinge auf eine Ansicht zuzuschneiden, verzweifelte er gänzlich an seinem Nutzen für die Menschheit.

Aber Paul Asenkofer blieb trotzdem seiner jetzigen Stellung ungünstig gesinnt. Und er nahm sich vor, nach seiner Entlassung aus dem Heere nirgends mehr zu dienen, sondern sich ganz auf sich selber zu stellen. Wie ihm dies geriet, ist zum Teil schon erzählt worden.

Während mein Vater diese und andere Gedanken in sich erwog, lernte er meine Mutter kennen.

Meine Großeltern von mütterlicher Seite habe ich nicht gekannt; sie starben zu früh. Ich weiß nur, daß Großmutter von Rußland eingewandert ist, und, obwohl sie Slawin war, Großvater gefunden hat, und zwar in dem Dorfe Anzing, einige Wegstunden nach Nordosten von München entfernt. Als die russische Großmutter gestorben war, sah sich ihr Vater mit zwei Kindern, Sohn und Tochter, allein. Da verkaufte er seine Felder und sein Haus und zog in vorgeschrittenem Alter mit der Tochter nach München. Der Sohn kam in eine kleine oberbayerische Stadt, um dort die Brauerei zu erlernen. Er starb aber sehr früh. Von ihm habe ich lange launige Briefe an Mutter gesehen, in Versen und Reimen abgefaßt.

Auch von Großvater berichtet Mutter, daß er zeitlebens ein luſtiger Menſch geweſen ſei. Wie auch ſein letztes Wort ein Scherz war: er verlangte nämlich, man ſolle ihm ſeine Tabakspfeife in den Sarg legen mit einem Fidibus dazu. Wenn dann ſeine Seele am Höllenfeuer vorbeifahre, wolle er im Fluge die Hand ein wenig ausſtrecken und ſich für ſeine Pfeife Feuer nehmen. Daraufhin lachte er leiſe, legte ſeinen Arm meiner am Bett ſtehenden Mutter um den Hals, ſtreichelte ihr die Wangen, und ſtarb kaum drei Minuten nach ſeinem letzten Witz und ſeinem letzten Lachen.

Ein halbes Jahr ſpäter lernten Mutter und Vater ſich kennen.

Vater hatte damals eben ſich ſelbſt und ſein Unglück erkannt. Wie aber zwiſchen Sommer und Herbſt die Natur ihre Helle und Klarheit nicht auf einmal verlieren kann, ſondern wie in den letzten Sommertagen ſich einzelne Flächen erſt mit Nebeldecken verkleiden und dann von der Morgenſonne wieder enthüllt werden ... bis dann eines Morgens die ganze Natur in dem Schleier liegt, ſo daß die Sonne auch einen ganzen Vormittag braucht, um mit ihrer Klarheit Herr darüber zu werden; wie ſie aber dann endlich dem Nebel die Erde gar nicht mehr ſtreitig machen kann, — ſo ging auch die meinem Vater angeborene Friſche und Sonnigkeit nicht ſogleich ganz verloren, ſondern allmählich nur

hüllten ihn die Nebel ein. Die Düsterkeit war noch nicht zu seinem Grundton geworden. Und wenn er zuweilen schon so finster erschien, so konnte dies meine lustige, kindlich-frohe Mutter höchstens anziehen, was auch unter drolligen Umständen geschah. Ich will erzählen, wie sie einander zu lieben begannen.

Mein Vater hatte einen Kameraden, der war Mutters Landsmann und hatte Großvatern versprochen, die Babette zu heiraten. Nach dem Tode ihres Vaters war Babette dienen gegangen, und ihr Bräutigam holte sie alle Sonntage, an denen er dienstfrei war, zu Spaziergängen ab. Daran hatte auch Paul Asenkofer manchmal teilgenommen.

Eines Sonntags sprach nun sein Kamerad zu ihm: „Du, ich möchte heute mit einer anderen spazieren gehen. Vielleicht könntest du heute für mich zu Babette gehen und mich entschuldigen. Aber sag nichts!"

Im Augenblick sagte Vater auch wirklich nichts, weil ihm die Sache und sein Auftrag sehr seltsam erschienen. Der Regimentskamerad nahm sein Schweigen für Zustimmung, fügte noch hinzu, daß er die andere zum Nymphenburger Magdalenenfeste führe, und ging leichten Herzens von dannen.

Paul Asenkofer wurde nach einigem Überlegen plötzlich lustiger Dinge. Er ging recht gern zur Babette. Sie war erstaunt, ihn allein zu sehen,

aber er lachte nur, und ſagte: „Ich muß Sie Ihrem Bräutigam zuführen. Er iſt nach Nymphenburg voraus. Haben Sie keine Angſt.“

Auf dem Wege unterhielten ſie ſich von Herzen lieb, und mein Vater hätte faſt vergeſſen, was er im Schilde führte, wenn ihn nicht die Nähe von Nymphenburg daran erinnert hätte. Als ſie nur noch einige Schritte vom Schauplatz des Feſtes entfernt waren, offenbarte ihr mein Vater die ganze Geſchichte.

Babette war einige Augenblicke ſtill, dann ſagte ſie kurz: „Iſt auch gut. Er hat es ſchon öfter ſo gemacht. Ich will nur noch ſehen, ob es ganz ſicher wahr iſt.“ Die erſten Menſchen aber, die ihnen auf dem Feſtplatze begegneten, waren der leichte Bräutigam und „die andere“. Mein Vater lachte.

Dies war der Anfang ihrer Liebe, und dann ging es, wie es eben in ſolchen Fällen geht. Einige Wochen ſpäter ſchworen ſie ſich die Treue.

Mittlerweile hatte Vaters letztes Militärjahr begonnen. Trotz ſeiner geringen Freude am Dienſte ließ er ſich nichts zu ſchulden kommen, was ſich mit ſeinem Eide nicht vertragen hätte. Auch dann nicht, wenn aus ſeiner Heimat neu Eingerückte ſeinem Befehle unterſtanden und glaubten, ſich mit der Verheißung von großen Schmalztiegeln zu trägen Favoriten machen zu können. Freilich ward

ihm seine Unempfänglichkeit in dieser Hinsicht später vergolten.

Auf dem Unteroffiziersball war mein Vater durch seine feine Haltung aufgefallen. Ein anwesender Prinz näherte sich ihm und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Schließlich fragte er ihn: „Sind Sie auch einer von den Umstürzlern?“ Da betrachtete ihn mein Vater ernst und antwortete: „Ja, königliche Hoheit, in gewissem Sinne bin ich für den Umsturz. Aber meinen Fahneneid werde ich halten.“

Paul Asenkofer hielt ihn auch bis zum Schlusse. Einige Tage vor der Entlassung aus dem Dienste ließ der Hauptmann, dem mein Vater zugeteilt war, diesen in seine Wohnung bitten. Er ahnte wohl, was man ihm eröffnen würde. In der Tat fing der Hauptmann an, die auffälligen Gaben, durch die Paul Asenkofer seine Achtung gewonnen hatte, aufzuzählen. Er stellte ihm vor, wie wert er ihm selber sei und allen anderen, und daß er es mit Leichtigkeit zum Feldwebel bringen könnte; und was dergleichen Dinge mehr sind.

Aber gerade dadurch, daß er den Mann, der eben langsam in eine düstere Verbitterung gegen die Verhältnisse versank, die seinem Geist den Weg versperrten, — daß er ihn an seine Gaben erinnerte, rüttelte er den verborgenen Groll auf, der in meines Vaters Seele schlummerte. Der innere Löwe knurrte. „Ist nicht das Heer,“ dachte Paul Asenkofer, „halb zur

Polizei herabgesunken — so ängstlich hält es am Bestehenden fest? Ist es nicht die Stütze der Verhältnisse, an denen ich zugrunde gehe?"

Von alledem sagte er seinem Hauptmanne nichts. Er antwortete nur: „Ich will nicht mehr dienen und gehorchen."

Einige Monate darauf heirateten Vater und Mutter und gingen zusammen einem überaus harten Leben entgegen.

Vater begründete seine Schreinerei in Hangenham, trieb auch ein wenig Landwirtschaft, ohne in beidem vorwärts zu kommen. Die Bauern wollten ihm nicht wohl, weil er ihren Söhnen befohlen hatte und gegen die Verheißung von Schmalztiegeln so unempfindlich gewesen war. So gaben sie ihm wenig Arbeit.

Aber auch aus eigenem Antriebe ließ er zeitweise alles ruhen, oft Wochen hindurch, und grübelte über sein Leben nach. Schließlich versank er in theosophische Spekulationen und begann nunmehr selbst, wenn nicht das neue Deutsche Reich, so doch den lieben Gott als den Schlußstein von allem zu setzen. Sein Wille war krank geworden, weil er nichts zu beherrschen hatte. Jetzt wollte er doch wenigstens beim lieben Gott etwas gelten.

Darüber hungerte er mit Weib und Kindern. Als ihn die Leute so in sich versunken, abseits stehend und im Geiste verdüstert sahen, rollten sie

zuweilen die müßige Frage auf: Ob meine Mutter nicht von ihm gehen ſolle? Sich ſelber und auch eines oder zwei Kinder brächte ſie in der Stadt leicht durch, ohne durch Vaters Trübſinn und ſein Toben zu leiden; und auch zu hungern hätte ſie dann nicht.

Jedoch war dies, wie geſagt, eine müßige Frage. Und meine Mutter iſt eine ſehr gute Frau. Während der ſieben Hangenhamer Leidensjahre hat ſie ſechs Kinder geboren, genährt und herangezogen. Sie iſt eine Heldin.

Nach ſieben Jahren kamen wir dann vom Haus und von dem halben Dutzend Äcker, das wir in Hangenham beſeſſen hatten. Dann zogen wir nach München.

Vater aber wurde finſterer und finſterer. Sein Leben war geworden wie ein Gang in eine tiefe Höhle: unfern vom Eintritt ſcheint dem Wanderer noch die Sonne nach; ſpäterhin ſieht er wenigſtens noch ein Schimmern um ſich; am Ende aber ſteht er in einem völligen Dunkel ...

4

Als ich Vater nach Hangenham fortziehen ſah, fragte ich mich, ob ich traurig oder zufrieden ſein ſolle. Ja, wenn er nicht ſo oft getobt hätte, dann hätte ich ihn gerne bleiben ſehen. Aber ſo! Armer Junge, der ſich beinahe freuen muß, wenn ſein Vater fortgeht!

Wir zogen aus, wie er gewollt hatte. An der Ecke der Roſenheimer- und Steinſtraße befand ſich damals ein altes Häuschen, das heute ſchon niedergeriſſen iſt. In dieſes Häuschen zogen wir ein.

Wir hatten im oberen Stockwerk zwei kleine Zimmer und ein Kämmerchen und konnten durch die Fenſter auf die Straße ſehen. Was verſchlug es uns, daß die Steige außen am Hauſe hinaufging wie eine Hühnerſteige, wenn wir doch wenigſtens auf das Leben hinunterſchauen durften. Das war doch nicht ſo traurig wie im Rückgebäude, wo ich mein Geſicht ſehnſüchtig ans Fenſter gepreßt und mit meinen großen Kinderaugen, wenn ich ſie auch noch ſo weit öffnete, nichts als die

Altanen vom Vordergebäude und im günstigsten Falle noch drei Quadratschuh Himmel gesehen hatte.

In den kleinen Herbergen und Hütten, die an unserer Ecke lagen, gab es vor allem auch Gesellschaft. Vater hatte uns bisher den Verkehr mit Nachbarskindern verboten, Mutter aber, die sich jetzt allein mit uns abfand, dachte nicht an dergleichen. So kam es, daß ich nun auch noch ein Weilchen fröhlicher Kindheit hatte. Eine mißliche Sache ist es freilich, wenn man seine Kinderlust der Abwesenheit des Vaters verdankt, besonders wenn man dies als Kind selber erkennt.

Da unten an der Ecke gab es zahlreiche Gesellschaft. Zuerst uns selber, sieben an der Zahl. Dann zwei Kinder des Schusters und seiner ewig keifenden Frau, die übrigens ein gutes Herz und viel Zucker für uns Kinder hatte; des Schusters Geselle, einen Witwer, mit zwei Mädchen; den Krämer mit einem Knaben in meinem Alter; und noch viele andere.

Der eigentümlichste unter allen war ohne Zweifel des Schusters Sohn: Girgl. Man erzählte, daß er in der Schule ganz unglaubliche Fähigkeiten entwickelt habe. Aber im Alter von elf Jahren traf ihn der Gehirnschlag und lähmte seinen Geist. Er behauptete, daß ihm beim Spiel der Faustball auf den Kopf geflogen sei, und daß daher die Lähmung seiner linken Hand rühre. Nun, es

mag ſein, daß er zum Lernen nicht mehr taugte, und dies ſagte auch ſein alter Lehrer, der, ſo oft er in die Schuſterfamilie kam, betrübten, kummervollen Geſichtes wieder fortging. Gewiß aber blieb gleichwohl, daß Girgl unter uns allen der witzigſte Kopf war.

Unſerem Häuschen gegenüber hatte ein Holzhändler ſein Lager, das mit einem hohen Bretterzaune umgeben war. Dahin führte mich Girgl zuerſt und zeigte mir die Latten, die immer am Zaune lehnten und oben darüber hinausragten. Dann legte er ſeine Hände hinten am Rücken zuſammen, ſo daß ich ſie als Leiterſtuſe benutzen konnte, ſtellte ſich nah an den Zaun, ließ mich auf ſeine Hände ſteigen und von ſeinen Händen auf ſeine Schultern; dann ſchwang ich mich zum Zaune hinauf und zog die Latten, die die Begierde Girgls erregt hatten, raſch an mich und bog ſie über den Zaun. Er ergriff ſie dann und trug mich auf ſeinen Schultern und die Latten unterm Arm mit göttlicher Geſchwindigkeit davon. „Tröllen-Wendenſchaften“ ſang er auf dem Wege. Tröllen-Wendenſchaften iſt eine gar ſeltſame Singweiſe. Er verband offenbar beſtimmte Vorſtellungen damit. „Tröllen-Wendenſchaften . . .“

Oder auch, er ſtieg mit mir ins Fenſter irgend einer Herberge ein, wenn der Inwohner gerade nicht zu Hauſe war, und dann legten wir Steine und Sand in die Betten.

Kurzum, Girgl hatte dreihundert Bosheitsteufel in ſich, und ich, der ich bislang ſchüchtern wie wenige geweſen war, verfiel nun in das reine Gegenteil. Es blieb überhaupt mein Geſchick, von einer Sache in ihr Gegenteil zu pendeln.

Aber faſt hätte ich das Indianerſpiel vergeſſen, das Spiel der Spiele, unſere höchſte Leidenſchaft. Da mein Bruder ſehr geſchickt in Handarbeiten war, beſaßen er und ich immer die ſchönſten Tomahawks, Schwerter und Lanzen. Alle Nachbarn beneideten uns darum. Auch bauten wir immer die ſchönſten Zelte im Hof, ſo daß ich von vornherein zum Anführer der ganzen Kinderſchar berufen war.

Auch kleine Kaninchen zogen wir, als Haustiere, in unſeren Indianerzelten auf. Für dieſe Tiere hatte ich eine tiefe Neigung. Ich fühlte dunkel, daß mein Auge da etwas in ſich Abgeſchloſſenes betrachte, etwas, was keinen Einwand mehr zuließ, etwas Vollkommnes.

Indeſſen hörte ich bei der Gelegenheit, beſonders, wenn unſere Haſen Junge warfen, zum erſten Male von geſchlechtlichen Dingen reden. Man unterſuchte nämlich die Haſen, ob ſie Männchen oder Weibchen ſeien. Zu dem Zwecke nahmen die anderen die Haſen auf den Schoß, legten ſie auf den Rücken und fuhren ihnen mit den Fingern zwiſchen den Beinen herum. Da ſie hierbei ſehr wichtig taten, reizte es mich, ſie nachzuahmen; ich nahm auch die

Hasen auf den Schoß, untersuchte sie, aber gleichwohl verstand ich niemals, so wenig wie die anderen, wer von den Hasen Männchen und wer Weiblein sei.

Als ich Girgl einmal fragte, woher eigentlich unsere Hasen gekommen seien, erzählte er mir, daß dazu das Männchen auf die weiblichen Hasen springen müsse. „Und das ist bei den Menschen ganz genau dasselbe", fügte er hinzu. Ich war ganz betreten und fragte weiter, wie das zugehe. Da sah er mich ein Weilchen von der Seite an, zwinkerte mit dem linken Auge und antwortete lachend: „Geh, tu nur nicht, als ob du es noch nicht wüßtest." Um mir nicht den Anschein eines Unwissenden zu geben, lachte ich nun, wie einer, der nach etwas fragt, was er schon längst weiß. Ich glaube, daß Girgl selbst nichts weiteres wußte. Übrigens ging mir die Sache im Kopfe herum. Besonders verwirrt wurde ich, als mir einige Tage darauf Girgl erzählte, daß er die vergangene Nacht seine Eltern „dabei" gesehen habe. Seine Augen funkelten, und er mißfiel mir lebhaft.

Jedoch war ich damals zu rein und blöde, um mir hierüber allzulange Gedanken zu machen. Ich blieb unbefangen.

Der Geselle des Schusters zum Beispiel hatte zwei Mädchen, von denen mir die ältere, ein schmales, weißes Ding, recht wohl gefiel. Wir saßen, gingen, spielten und liefen immer zusammen, die leichtfüßige

Fanny und ich. Obwohl Girgl oft spottete: „Schaut die zwei an!“ und die anderen dann geheimnisvoll lachten, liebkosten wir uns immer in der prächtigsten Unschuld.

Fanny war so gut. Wenn sie etwas zu essen bekam, blieb sie nie allein, sondern lief eilig zu ihrer kleinen Schwester und mir, um zu teilen. Auf ihre Gesellschaft überhaupt war ich sehr eifersüchtig; sobald sie sich meinem Bruder näherte, geriet ich in Zorn oder verfiel in Schwermut. Ja, und wie bis in die Seele hinein es mir weh tat, als ihr Vater starb und sie mit ihrer kleinen Schwester in die Heimatgemeinde Welt bei Regensburg verschickt wurde! Wieder einige Monate später — es war gerade Winter — erzählten die Zeitungen, daß sie mit noch zwei Kindern, die sich mit ihr auf den halbzugefrorenen See gewagt hatten, eingebrochen und versunken und ertrunken seien. „Der liebe Gott wird wissen, warum er die Kinder zu sich genommen hat,“ tröstete mich Mutter. Aber ich war nicht leicht zu trösten, und auf alle Fälle erschien mir der liebe Gott mehr und mehr als ein Freund von Gewaltstreichen, von plötzlichen Rissen in die Ordnung der Dinge, oder gar als „Engelmacher“.

Nach Fannys Abschied, und vollends nach ihrem Tode, erschien mir mein Anführerzelt, das sie als meine „Feldherrnfrau“ oder „Häuptlingsfrau“ bewohnt hatte, öde und gleichsam unverständlich. Mit

dem Schmerz meiner frühen Liebe ſchaute ich es nachdenklich an und begriff nicht, wie das Anführerzelt ohne die Häuptlingsfrau irgend einen Sinn haben könne; während in Wirklichkeit die unverheirateten Feldherrn das ſtärkſte Lager halten. Wir aber ſpielten ſeit jenem Geſchehnis, meinen Anregungen folgend, wenig mehr in der freien Halle, ſondern trieben im ſtockfinſteren Keller des Krämers zwiſchen Fäſſern und Kiſten unſer Kuckucksſpiel. Da ſchlüpfte ich dann in die dunkelſte Ecke und ließ mich lange nicht mehr finden. Was ich ſo hinter den Krautfäſſern dachte, war für ein Kind ernſt genug: die tote Fanny und der liebe Gott und meines Vaters tief verdroſſenes Geſicht. Und dann wieder der liebe Gott, der grauſige Engelmacher. Dies waren meine erſten Einſamkeiten.

Ich ſtand zu Gott von Anfang an in einem freundlichen Verhältnis. Ich fürchtete ihn; jedoch nahm mein Leben zunächſt, vielleicht gerade deshalb, eine ganz religiöſe Richtung — — —

Inzwiſchen war ich in die dritte Klaſſe der Volksſchule aufgeſtiegen. Mein neuer Lehrer war ein kleiner, dicker, luſtiger Mann, bei dem es ſich gut ſaß. Da ich nunmehr auch Stillſitzen, Schulruhe und ein bischen Autoritätsbegriff gewonnen hatte, wiederfuhr mir ſelten eine Züchtigung. In den Noten blieb ich mir wieder gleich, und ſo wurde ich bald der ausgeſprochene Liebling des Lehrers. Ich

durfte sogar — und dies war sein höchster Gunstbeweis! — während der Schulstunden seinen Schnupftabak holen. Der Tabakladen lag am Praterbergl, und die Sorte war Pariser Nr. 2. So etwas vergißt man nicht.

Aber einmal war auch dieser Lehrer mit Karl Asenkofer unzufrieden. Es war um Weihnachten. Er führte uns in seine Wohnung, wo er eine weitläuftige Weihnachtskrippe aufgestellt hatte. Ich und einer von den „Feinen", der Pumphöschen trug und auch einen der ehrfürchtig bewunderten Hemdkragen, führten den Zug. Als wir in das Krippenzimmer traten, stand eben das Töchterlein des Lehrers darin.

Sie war nicht schön, judennäsig bis zur Übertreibung, und lächelte auf eine gezierte und komplizierte Art, wobei sie das Mäulchen nach vorne zuspitzte, anstatt es in die Breite gehen zu lassen. Mein Begleiter nun grüßte, mit seinem Hütchen, in ganz vornehmen Stile, und sagte höflichst „guten Tag". Ich aber zog mir meine armselige Winterhaube vom Kopf, war blöde vor Verlegenheit und brachte kein Wort heraus. Dabei starrte ich sie unausgesetzt an, weil ich sie bewunderte. Meine zerrissenen Schuhe fielen mir plötzlich ein, meine klägliche Winterhaube und mein schlecht gekämmtes, langes Haar. Dennoch aber warf sie mir zufällig einige Blicke zu und schien auf meinen Begleiter

wenig zu achten. Dies bemerkte ich mit heimlicher Freude.

Ich sah nun immerfort auf das Mädchen und hatte für die Krippe nur unaufmerksame Augen und für die Erklärungen des Lehrers zerstreute Ohren. In der nächsten Aufsatzstunde aber wurde eine Beschreibung der Krippe verlangt. Ich wußte nichts zu schreiben. Der Lehrer bemerkte dies mit Mißvergnügen und rief drohend: „Wenn du so fort machst, Asenkofer, dann wirst nicht du der Erste, sondern Ostermaier.“ Daraufhin vergaß ich schleunig das Töchterlein vor der Krippe und gab mir eifrig Mühe.

Ostermaier war ein langer, aber schwacher, blasser Junge, der zu Anfang des Schuljahres neu eingetreten war. Sein Vater war Postoffizial; mit seiner Mutter, die ebenfalls zart und kränklich war, sprach er nur französisch. Sie stammte aus Lothringen.

Der blasse Ostermaier, mein Rivale, begegnete mir mit sanfter Freundlichkeit, und ich beantwortete sie mit neugieriger Zuneigung. Äußerlich betrachtet konnten größere Gegensätze als er und ich kaum gedacht werden. Ich verhielt mich zu ihm wie eine Pfingstrose von ungepflegtem Stock zu einer verzärtelten, fast mondsüchtigen Teerose.

Vor Weihnachten ging Frau Ostermaier zum Lehrer und fragte, ob ihr Sohn Aussicht habe, auf

den ersten Platz vorzurücken. Der Lehrer erklärte ihr, daß es wohl ausgeschlossen für ihn sei, mir diesen streitig zu machen. Dann berichtete er der Dame — sie hat es mir später einmal erzählt — in wie traurigen Verhältnissen ich aufwüchse, und wie er dabei erstaune, daß ich so gute Fortschritte mache.

Die treffliche Frau wurde aufmerksam, und als sie das nächste Mal ihren Sohn von der Schule abholte, lud sie mich ein, sie zu begleiten. Auf dem Wege fragte sie dieses und jenes; ich fand aber vor Verlegenheit fast keine Antwort. Man denke sich aber auch: Ich mit meinem zerlumpten, wilden Wesen an der Seite dieser zwei peinlich-gut gekleideten Menschen, deren sichtbare Kränklichkeit ihr feines Aussehen noch erhöhte!

Frau Ostermaier hat an mir und an meiner Mutter, deren Bekanntschaft sie bald darauf machte, viel Gutes getan. Was die Familie Asenkofer anlangt, so hatte Frau Ostermaier bald die ganze Tragödie erfaßt: Vater mit seinen religiösen Nachtgedanken und seinen Zornesausbrüchen, Mutter mit ihrer ganz grenzenlosen Aufopferung und ihrer ganz unvergleichlichen Kinderliebe ... Und so vieles andere dazu!

Hier muß gesagt werden, daß meine Mutter während Vaters Abwesenheit die vielköpfige Familie ganz aus eigenen Kräften am Leben erhielt. Leider

hatte ich damals nicht den vollen Begriff dessen, was sie tat. Nur das fiel mir schon früh auf, daß sie viel zu wenig aß und immer die kleinsten und schlechtesten Bissen für sich behielt. Welche Zähigkeit des liebenden Willens war nötig, um hier nicht zu verzweifeln!

Wohl unbewußt oder wenigstens ohne die ganze Härte der Tatsache zu erfassen, hatte ich der Frau Ostermaier erzählt, wie spärlich meine Mutter esse. Sie weinte und behandelte meine Mutter mit noch mehr Auszeichnung als bisher. Als ich übrigens die feine Dame über das Unglück meiner Mutter weinen sah, sagte ich, um sie zu beschwichtigen, in meinem drolligsten Kinderernste zu ihr: „Wissen Sie, wenn ich einmal groß und reich bin, gebe ich ihr dafür alle Tage neun Mark und das Essen.“ Welches Versprechen ich bis heute nicht erfüllt habe, weil ich nicht so reich geworden bin. Frau Ostermaier aber lächelte dazu unter Tränen.

Mittlerweile war Vater von Hangenham zurückgekehrt. Als ich von der Schule heimkam und ihn wieder am Tische sitzen sah, begrüßte ich ihn mit einer leisen Trauer. Und dies konnte gar nicht anders sein, da ich nur sein Toben, aber nicht seinen Wert, sein Unglück kannte.

Er hatte wohl einige Taler von Hangenham heimgebracht, auch eine Kiste Äpfel und Birnen.

Als er wieder bei uns lebte und nach den erſten Tagen der Wiederſehensfreude — ach! wie wenige waren dieſer Tage! — während welcher wir die Obſtkiſte bis auf den Grund geleert hatten, da legte ſich ſein finſter blaſſes Geſicht wieder in die gewohnten Falten einer ewig unzufriedenen Verbitterung. So blieb es.

Wir empfanden das um ſo ſchwerer, als wir während ſeiner Abweſenheit ſo manches Mal Geſchenke angenommen hatten und bei unſerer Lage froh ſein mußten, auch jetzt etwas anzunehmen. Mir tat es ſehr weh, wieder Lügen ſchmieden zu müſſen; denn in meiner Frömmigkeit machte ich mir viele Skrupel.

An der katholiſchen Religion zog mich zuvörderſt die Schönheit des Kultes an: Goldene Monſtranzen und glänzende Gefäße, geſtickte Ornate und die ſtolze Würde der Rauchmäntel, und gar der drohende und dennoch feſſelnde Ernſt der Kirchenmuſik; wie hätte mich der erhabene Stolz im Geſange des Credo in unum deum nicht anziehen ſollen! Muſik hat noch bei aller Myſtik und Myſtifikation einen rührigen Anteil gehabt.

War denn nicht am Ende die Religion oder der Kult des Katholizismus der einzige zugängliche Reichtum für das bettelarme Kind? Die einzige offen fließende Machtquelle!

Und dann die beharrlichen Hoffnungsworte meiner

Mutter, mit denen sie sich von jedem neuen Unglück erhob: „Gott muß helfen. Er muß es anders richten. Er wird es anders richten. Kinder betet, und betet immerfort!“

O, dieser Hoffnungsschrei, den sie immer wieder und immer vergeblich ausstieß, — wie er auch mich zu Gott hintrieb! Dieser Gott war ja allmächtig und allgütig. Er mußte ja helfen. „Kinder, betet, und betet immerfort.“

Überdies, von Gott würde sogar Vater etwas Geschenktes annehmen . . . Von diesem Gotte, dem er mit dunklem Fanatismus Dienst leistete. Alles war also einfach. Gott brauchte seine Geschenke nur anzubieten.

Aber er tat es nie.

Und unser Hilferuf wurde immer dringender ausgestoßen, je weniger Gott darauf hörte.

So lief ich auch jeden Tag zur Kirche, kaum daß der Morgen graute, und blieb dort, bis die Schule anfing. Als ich Prüfung hatte, ließ ich meinen Kaffee ungetrunken und das Pfennigmuggel ungegessen, um durch dieses freiwillige Fasten die göttliche Gnade zu gewinnen.

Am ärgsten trieb ich es, als wir zur ersten Beichte vorbereitet wurden. Seit einem halben Jahre war jeden Vormittag der Beichtspiegel in der Klasse aufgesagt worden.

„1. Gebot. Ich habe die täglichen Gebete nicht gebetet (Wie oft?).
Ich habe meine täglichen Gebete unandächtig gebetet (Wie oft?)."

Ja, das war der Anfang, und ich könnte ihn heute noch ganz herſagen, dieſen beängſtigenden Beichtſpiegel.

Wie ſchlecht mußte ich mir vorkommen! Umgebrachte Maikäfer, geſtohlene Latten — „Tröllenwendenſchaften" — das ſchätzte ich mit meinem kleinen Geſichtskreis ein wie Mord und Raub und Diebſtahl. Oder wenn der arme Vater gegen Nacht hin getobt und ich vor lauter Weinen auf das Abendgebet vergeſſen hatte, ich will ſagen, weinend eingeſchlafen war, welche ſträfliche Vernachläſſigung Gottes ſchien ich mir begangen zu haben! Oder wenn beim Raufen und Spielen einem Mädchen die Röcke ein wenig über die Fußknöchel hinaufflogen und ich ſehr zufällig hingeſehen hatte, welche ſchmutzige Verletzung der Keuſchheit war das! „Ich habe ſechsmal Unkeuſches getan" hieß es in meiner Gewiſſenserforſchung. Ich weiß heute noch nicht, was ich damit eigentlich meinte. — Oder wenn ich den Hunger im Magen hatte und einem der Reichen, der in Gemächlichkeit Apfel und Butterbrot verzehrte, mit gierigen Augen zuſah, — welch ſträflicher, häßlicher Neid! Endlich aber gar die ewigen Notlügen, mit denen es ſich die Familie

möglich machte, etwas Geschenktes anzunehmen, und wobei Vater belogen werden mußte! Mit einem Wort, ich kam mir als der schändlichste Mensch auf Erden vor.

Auch daß ich von Schulkameraden, die mich um Auskunft fragten, ob dieses oder jenes Sünde sei, ob es eine schwere oder leichte sei, ob man alle leichten beichten solle, — auch daß ich von ihnen verhältnismäßig traurigere Dinge erfuhr, behinderte mich nicht in meiner strengen Selbstverdammung.

Es ist nützlich, einige dieser Erfahrungen hier beizusetzen. Einer erzählte mir: „Du, Asenkofer, mein Vater hat fast alle Tage einen Rausch und kommt zu der Mutter nur, wann er Geld braucht. Deshalb habe ich neulich zum Toni gesagt, daß mein Vater ein Lump ist, der alles im Soller versauft. Glaubst du, daß es eine Sünde ist?"

Ein anderer bat mich um eine Erklärung des Wortes „unkeusch". Als ich ihm nach besten Wissen geantwortet hatte, daß dies „dann sei, wenn man sich nackt anschaut oder anrührt", wiegte er bedächtig seinen rothaarigen Kopf und meinte: „Ich habe es mir gleich gedacht. Ich und noch ein paar andere haben uns einmal im Keller nackt ausgezogen. Aber daß man so etwas beichten muß . . .! Ich habe soviel Angst."

Er konnte ſich aber nicht mehr ängſtigen, dieſer bekümmerte Rotkopf, als ich es tat.

Drei Wochen vor dem Beichttage begann ich meine Gewiſſenserforſchung. Man ſtelle ſich mein Entſetzen vor, als ich faſt zu jeder im Beichtſpiegel verzeichneten Sünde ein „ſehr viel“ oder ſehr oft, hinzuzuſetzen mich verpflichtet fühlte. Weil ich gehört hatte, daß ein im Zuſtande der ſchweren Sünde Geſtorbener in die Hölle verdammt werde, befiel mich noch dazu jeden Abend die zuckende Furcht, ich könnte während der Nacht plötzlich ſterben.

Überhaupt, je näher wir dem großen Tage kamen, deſto verzagter wurde meine Stimmung. Was mich in die größte Verwirrung brachte, war jene Darlegung des Katechismus: „Die Reue iſt ein tiefer Schmerz der Seele und ein Abſcheu gegen die begangenen Sünden.“

Ein tiefer Schmerz! Da müßte man auf jeden Fall. weinen, dachte ich bei mir. Und umſonſt hatte ich mich ſchon drei, vier Tage angeſtrengt, auch dies noch zum Heile meiner Seele fertig zu bringen. Es gelang nicht, und ich geriet in die höchſte Angſt, daß meine ſolchermaßen ungenügende Reue die Beichte ungültig machen könne.

Unter dieſen Gefühlen war der Vorabend des gefürchteten Tages früher herangekommen, als ich es mir verſehen hatte. Und der tiefe Schmerz

hatte mich noch immer nicht zum Weinen gebracht. Ich ſchlief nicht ein; da richtete ich mich in meiner unſäglichen Furcht und Beklemmung leiſe, leiſe auf, damit ich meinen im gleichen Bett ſchlafenden Bruder nicht erweckte; ich verblieb lange in knieender Stellung, die Hände innig gefaltet, und bat den ſchrecklichen lieben Gott, mir doch den tiefen Schmerz der Seele und die meines Erachtens nötigen Tränen zu ſchicken. Siehe da! Plötzlich fiel mir die in der Ferne ertrunkene Fanny ein . . . und auf einmal weinte ich . . . bezog dann dieſe Tränen mit eigenmächtiger, aber den gequälten Kindskopf erlaubt dünkender Verdrehung der Tatſachen auf meine Sünden — ich weinte alſo endlich und war mit meiner Reue zufrieden. Ich vergaß nicht, Gott zu danken, daß er mir den erſehnten tiefen Schmerz der Seele ſo ſchnell geſchickt hatte.

Tags darauf ging man in die Johanniskirche zum Beichten. Während die am Beichtſtuhle vor mir ſtehenden ihre Bekenntniſſe ablegten, wiederholte ich das meinige zum ich weiß nicht wieviel hundertſten Male; wobei meine krampfhaft gefalteten Hände immer mehr ins Zucken gerieten, je mehr ſich die Zahl der vor mir ſtehenden verminderte.

Als ich an die Reihe kam, war ich halb beſinnungslos. In einer unſinnigen Schnelligkeit haſpelte ich meine furchtbaren Sünden herunter. Meine Stimme war faſt ſchreiend, wie wenn ich meine

5*

Sünden hinwerfen wolle, hinein in den Beichtstuhl: „Da . . da habt ihr sie, meine Sünden . . . um Gottes willen . . . helft und nehmt sie hin . . .!“

So war ich in kaum einer Minute zu Ende gekommen; ein kurzes, angstvolles Schweigen folgte, währenddessen ich mich fragte, was der Geistliche wohl zu einem solchen Sünder sagen möchte. Sodann aber klang eine weiche Stimme aus dem Beichtstuhl, die mir beschwichtigend versicherte: „Nun ja, der liebe Gott wird dir das alles verzeihen, mein lieber Kleiner. Mußt dich halt ändern, brav werden, und dann kann alles noch gut hinausgehen.“ Und was dergleichen Dinge mehr sind.

Ich atmete tief auf.

Dann erst hob ich den Kopf und sah mich durch das grüne Gitter von einem angenehmen, noblen Gesichte getrennt, dessen Augen durch eine glänzende Brille einen Zutrauen erweckenden Ausdruck erhielten.

Mit einer satten Dankbarkeit gegen Gott und gegen seinen so milden Stellvertreter im Beichtstuhle betete ich meine sieben Vaterunser Buße. Als ich sie fertig hatte, schienen sie mir nicht andächtig genug gewesen zu sein, um sie als vollwertige Buße-Vaterunser rechnen zu können. Ich wiederholte sie also.

Dann verließ ich die Kirche leichten Fußes, fühlte mich wahrhaft beglückt im Herzen, stürzte eilends nach Hause und flog meiner Mutter freudig in die treuen Arme.

Zwei Monate nach dieſem Ereignis war auch das vierte Klaſſenjahr zu Ende. Ich wußte, daß ich vom nächſten Herbſt ab Lateinſchüler ſein würde.

Hier ſchließe ich meine Erzählung von Karl Aſenkofer, wie er von Geburt her war und wie er in ſeinen Kinderjahren lebte.

Zweites Buch

1

Als ich mit den Schlußnoten der Volksschule nach Hause kam, sah ich, wie mein Vater seinen Holzkarren mit dem Werkzeug seines Gewerbes belud; ich überreichte ihm mein Zeugnis, er überflog es leichthin und sagte: „Es versteht sich von selbst, daß du der Erste bist.“ Und mit einem Anflug von Weichheit in der Stimme: „Heute nacht fahre ich wieder nach Hangenham. Du kannst dich auf den Karren setzen und mitfahren.“

Als ich mich nachts um zehn Uhr auf den beladenen Karren setzte, war ich halb voll Bangigkeit und halb voll Freude. Ich war bange vor dem Alleinsein mit Vatern, und ich freute mich auf Hangenham und seine ungesehenen Schönheiten.

Wie mein Vater seinen Karren durch das Siegestor hinausschob, hatte das grelle Licht der Straßenlaternen meine Augen müde gemacht, und als wir den „Großen Wirt“ in Schwabing passierten, schlief ich ein.

Nach einer halben Stunde erwachte ich; es war

nämlich alles still und dunkel geworden. Ich sah mich um und blickte auf die weißlich schimmernde Landstraße und die schwarzen Pappeln, die mir wie nächtliche Märchenriesen und als die Träger großer Geheimnisse erschienen. Ich sah auf den sternenlosen, blauschwarzen Himmel, und dann endlich sah ich vor mich, wo mein Vater mit bleichem Gesicht seinen Karren schob. Jedoch will ich nicht hoffen, daß man diese bleiche Farbe der Ermüdung meines Vaters zuschreibt. Beileibe nicht! Denn die Geschwindigkeit unseres Gefährts wuchs mit jedem zurückgelegten Schritt.

Mir aber erschien alles so geisterhaft — ja, gleichsam wie ein Verbrechen —, daß ich mich beinahe fürchtete; und wenn wir an einer Pappel vorüberzogen, die hervorragte unter ihresgleichen und wie ein recht trotziger Riese aussah, wandten sich meine Augen auf meinen Vater. Das gab mir dann ein Gefühl der Sicherheit.

So ging es stundenlang fort. Vater sprach nicht. Aber ich wurde so voll von Sehnsucht nach ernsten, schweren Nachtabenteuern, die ich unter dunklem Himmel meinem Vater bestehen wollte, und in denen ich ihn siegen ließ; so voll, daß ich plötzlich vor Freude über einen dieser Phantasiesiege laut aufschrie. Wie dieser Schrei erlösend durch die schlafende Nacht drang! Mein Vater aber lachte — oh! er lachte so selten! — und murmelte: „Zigeuner-

freude.“ Mit dieſem Worte gab er ſeinem Karren einen kräftigen Anſchub, und eine Zeitlang ging es faſt im Laufen dahin.

Die Ortſchaften, die wir durchzogen, hatte ich ſchon den ganzen Nachmittag auf der Landkarte geſucht, und ich wußte ſie auswendig: Fröttmanning, Alt-Freimann, Garching, Mintraching, Grüneck. Hier ſchlief ich noch einmal ein. Als ich wieder aufwachte, lag hinter uns Freiſing. Vom Domberg herunter klang die Morgenglocke, ſo wie ſie alle klingen, dieſe Morgenglocken: „Wir ſind noch da,“ heißt es; „wir ſind noch da, ſind da, ſind da ... und regieren.“ Die Macht der Prieſter will ſich kundtun. „Sind noch da, ſind da, ſind da ...“ Damals aber verſtand ich nur ein bim bam bim bam!

„Sind da, ſind da, ſind da ...“ Ich faltete die Hände und dankte dem lieben Gott für die Freude dieſer erſten Ferienfahrt; dann ſprang ich ab, weil mir die Glieder müde gerüttelt waren, und half Vatern unſeren Karren über die Anhöhe ſchieben. Sie kam mir und ihm ſehr lächerlich vor, dieſe Hilfe. Über die Höhen mußten wir, weil der Bahnweg nur für Fußgänger iſt.

Eine Stunde ſpäter zogen wir in Hangenham ein. Vater war in einem von Hangenham eine halbe Stunde entfernten Dörflein zur Arbeit beſtellt. Ich ſah ihn faſt nie und war mir ſelbſt überlaſſen. Da tat ich, was mich freute. Ich ſtand vor der Morgen-

ſonne vom Heuhaufen auf, der mein Lager bildete, lief hinaus und badete mich im Morgennebel. Dann ſtieg ich auf eine Anhöhe, zu deren Füßen die Iſar im Tale fließt, und von wo aus man an klaren Tagen weitum ſah, und dort wartete ich auf die Sonne.

Langſam zog ſie herauf, und langſam zogen die Nebel aus dem Flußbette, gleich Geiſtern, deren Stunde zu Ende iſt, und denen man es anſieht, daß ſie wiederkommen. Ringsum aber war alles friſch und kalt, und glitzernder Tau auf den Gräſern, und glitzernde Wellen im Iſartal, zu meinen Füßen. Auf dem anderen Ufer aber breitete ſich das Moor aus, weit, ſchweigſam, unerlöſt. So ging mir der Sinn fürs Unendliche auf.

Tagsüber arbeitete ich mit den Bauern auf ihren Feldern und wurde braun und zähe dabei. Wenn mir etwas in meiner katholiſchen Strenge Angſt machte, ſo war es die Sinnenluſt, die einem aufſteigt, wenn man auf beladenem Erntewagen den trächtigen Geruch des Getreides einzieht und die Sonne lange auf die nackte Haut brennen läßt.

Manchmal auch gab es wenig zu tun. Dann ſchlich ich mich hinauf zum Kirchlein, hörte das Knarzen der Friedhofstüre mit einem religiöſen Schauer, warf einen freundlich einverſtandenen Blick auf die Totenköpfe, die in ihrer Armen-Seelen-Niſche lagen, und dann ging es hinein in die Kühle

der Kapelle. Weil niemand darinnen war, konnte ich mich als ihr alleiniger Herr, als Prieſter fühlen. Dort war es, wo ich den Prieſtern zum erſtenmal ihre geheimnis- und würdevollen Geſten nachmachte und auf den Widerhall meines eigenen Credo hörte.

Oder auch, ich ſetzte mich auf den Stufen des Altars nieder und träumte. Ich ſollte in die Lateinſchule kommen; dann würde ich natürlich Prieſter werden wie mein Bruder, der ſchon zwei Jahre drinnen war und auch einer werden wollte. Und das erſte Meßopfer würde ich hier in Hangenham feiern, und die Bauern, die ehemals über Vater und Mutter die Naſe gerümpft hatten, würden ſich beugen, um meinen Segen zu empfangen. Unter meinem erſten prieſterlichen Segen würden ſich aber auch Vater und Mutter ausſöhnen, für immer ausſöhnen. Wie wichtig ich dann ſein würde ...

Jedoch Kinder und, wie ich geſehen habe, auch manche Erwachſene können nicht allzulange allein ſein, ohne die Luſt der Sinne zu fühlen. Es ſcheint, als ob der durch die Jahrhunderte lange Verhehlung des Geſchlechtstriebes eingeſchüchterte und doch ewig lauernde Wille uns an ſtillen Orten zuflüſterte: „Für den Augenblick iſt der Zwang gebrochen. Nun erhebe dich, verborgener Tiger!“

Wenn ich fühlte, daß mir unreine Gedanken kamen, floh ich zur Kirche hinaus, und unter dem fröhlichen Himmel wurde mir wieder leichter.

Eine halbe Stunde ſpäter konnte man mich vielleicht wieder auf den Feldern ſehen, wie ich mich mitten in der Arbeit einem zweiten Zukunftstraum hingab: dem nämlich, daß ich einmal dieſen Hangenhamern mit reich gefüllter Taſche wiederkehren und dann einem nach den andern ſeinen Hof abkaufen würde. Nur das Schuſterhäuschen, in deſſen Heuboden ich damals ſchlief, würde ich ſeinem Beſitzer laſſen; das heißt: wenn es ihm lieber wäre, würde ich es auch kaufen und ihn umſonſt darin laſſen. Die arme Schuſterin nämlich, ſo arm ſie war, hatte meiner Mutter in den gefährlichſten Zeiten Milch und Brot verſchafft. Die alte Schuſterin war bald meine liebe Freundin; eine gute Frau war ſie, das ſah ich ſofort, viel magerer freilich als die Bauernfrauen, aber ſie hatte rechtliche Augen. Der alſo würde ich das Häuschen abkaufen, damit ſie Geld beſitze, und ſie dann doch auf ihrem früheren Beſitztum laſſen. Träume, die ſich nicht erfüllt haben!

Warum ich nicht bei meines Vaters Bruder ſchlief, der damals noch lebte? Das kommt daher, daß Vater mit ſeinem Bruder in Streit lag und von ihm keine Gaſtfreundſchaft wollte. Es muß das ein Streit von lange her geweſen ſein. Mein Vater hat nie rechnen können; es iſt natürlich, daß er übervorteilt wurde. Um Geld und Liebe, wie man erzählt.

Auch einen Freund erwarb ich mir da unten, der trug weder Stehkragen noch Pumphöschen und war auch nicht kränklich. Er hieß der „wilde Fischer-Toni“, stahl Äpfel wie kein anderer, schwamm wie ein Fisch, fuhr in durchlöchertem Kahn über die Isar. Er liebte mich sehr; und war ein guter Kamerad, so wahr ich lebe. Obwohl er mich kaum um einen halben Kopf überragte, wäre er einem jeden ins Gesicht gesprungen, der sich etwas gegen mich erlaubt hätte. Darum hieß er aber auch der wilde Fischer-Toni.

Nach sechs Wochen war die Arbeit meines Vaters beendigt, und der Tag, oder besser gesagt, die Nacht der Rückkehr nach München war gekommen. Die Nacht vorher unternahmen der Schneider-Toni und ich den grimmigsten Äpfel-Raubzug, den er nach seinem eigenen Geständnis jemals gewagt hatte. Die „Früchte“ unserer Arbeit füllten reichlich einen nicht allzu mageren Sack. In einem anderen Sacke staken die Ergebnisse des Ährens. Um offen zu sein, muß ich gestehen, daß ich beim Ähren auch nach den Raub-Grundsätzen meines wilden Toni verfahren habe. Der war zuweilen mit mir auf den Feldern gewesen, wenn ich die zurückgelassenen spärlichen Halme auflas. Wir griffen da von Zeit zu Zeit, mit kühnem Griff, in die stehenden Garben der anliegenden Felder; so ging es schneller. Ich danke es dir noch heute, guter,

wilder Kamerad. Aber du hörſt es nicht mehr. Bei unſerer Liebe, du warſt zu wild, um lange zu leben!

Ich lud meine zwei Säcke mit einiger Angſt auf den Karren. Als Vater ſie ſah und ich ihm ihre Herkunft geſtand, erwiderte er nur: „Die Hauptſache iſt, daß ſie nicht geſchenkt ſind.“

Mein Vater unternahm auch dieſe zweite Fahrt bei Nacht, weil es ſeinem Stolz wehe getan hätte, ſich tagsüber ſehen zu laſſen. Aber für mich war die Fahrt dennoch eine Freude, eine tiefe Freude. Nun verſtehen freilich nicht viele ſolche Freuden, es ſei denn, daß einer deren ſo wenige gehabt hätte wie ich.

Als ein ſolcher Genußkünſtler im beſten Sinne zog ich auf dem Karren in München ein. Es war ein grauer Morgen. Ich fühlte mich ſehr müde, doch bemerkte ich noch mit Freude, wie ſich meine Geſchwiſter ſogleich auf den Äpfelſack ſtürzten; ich bemerkte auch, wie mich die Kleinen bewundernd betrachteten, als ich mit der Geſte eines Verwöhnten, eines vieljährigen Sachverſtändigen die Teilnahme an ihrem Gelage ablehnte. Dann hörte ich meinen Bruder noch ſpottend ſagen: „Wie er ſich ſtellt!“ Aber ich war zu müde, um mich zu ärgern, und ſchlief ein und ſchlief lange.

Die Aufnahmeprüfung des Gymnaſiums ſtand in zwei Wochen bevor. Ich ſelber wußte von der Anſtalt, die ich beſuchen ſollte, bislang nur wenig.

Ich wußte, daß mein Bruder dieſe Schule beſuchte, und daß ihn Mutter auf Betreiben ſeines Firmpaten, eines höheren Geiſtlichen, hineingebracht hatte.

Ich wußte ferner, daß man Gymnaſium mit Ypſilon ſchreibt, und daß unſer Gymnaſium in der Müllerſtraße lag.

Bei der Einſchreibung meines Bruders hatte der Aktuar gefragt, ob er den Schulweg zu Fuß oder mit der Trambahn zu machen gedenke. Es iſt nämlich von Haidhauſen bis zum Luitpoldgymnaſium eine gute halbe Stunde. Meine Mutter hatte damals ſchüchtern entgegnet: „Nun, er iſt geſund und kann wohl zu Fuß gehen.“

„Ja, wer keine Trambahnkarte bezahlen kann, der ſoll ſeinen Sohn überhaupt nicht ins Gymnaſium ſchicken,“ lautete die barſche Gegenrede des Aktuars. Was eine rechte Schreiberfrechheit war, die dann die Familie Aſenkofer dem Schreiber des Königlichen Luitpoldgymnaſiums nicht verziehen hat.

Ich erinnerte mich ſodann, daß Vater nicht um Schulgeldfreiheit für meinen älteren Bruder eingeben wollte, und daß dieſer an jedem der Zahltage in größte Verlegenheit geriet, weil das Geld nicht im Hauſe war. Oft hat es ihm Mutter um zehn Uhr vor das Gymnaſium gebracht, weil er während der Pauſe heraus durfte.

Im zweiten Schuljahre ging dann meine Mutter

ohne Vor- und Mitwiſſen Vaters auf das Stadtamt und verlangte das Dürftigkeitszeugnis für meinen Bruder, ſo daß er Schulgeldfreiheit bekam. Vatern ſagte man damals, daß der geiſtliche Firmpate das Geld an den Herrn Rektor geſchickt habe. Dies brachte meinen ſtets wahrheitsliebenden Bruder zu der Äußerung: „Wenn ich da immer lügen ſoll, iſt mir das ganze Gymnaſium zuwider.“ Er hatte recht, aber es war nicht anders zu machen.

Schließlich war mir noch bekannt, daß man in die lateiniſche Schule nicht barfuß laufen durfte. Dies ging mir ſehr nahe, weil ich wußte, daß es mit Schuhen und Strümpfen bei mir miſerabel ausſah. Mein Herz wurde durch die Erinnerung an alle dieſe Dinge um ſo demutvoller geſtimmt, je näher ich dem Tage der Einſchreibung rückte.

Am Vorabend lief ich noch zur Kirche, war von Gemüt eine richtige Demutsnull und bat den lieben Gott innig, die bevorſtehenden Erlebniſſe nicht allzu hart werden zu laſſen. Welches Gebet keine Erhörung gefunden hat.

Man ſtelle ſich aber auch vor: Sieben Kinder in einer Familie, deren Haupt zwei Mark für den Tag verdiente, alſo gerade ſoviel, wie er bei der kärglichſten Lebensweiſe für ſich ſelber gebraucht hätte. Und von dieſer Familie ging nun ſchon der zweite Sohn auf die lateiniſche Schule.

Was iſt es, wenn Weiber von heute, die weder

ganze Weiber ſind noch ganze Männer werden können, — was iſt es, wenn ſolche mißratenen Halbweſen in Pſychologie oder Medizin irgend ein armſeliges Tatſächelchen ausgraben oder einen Schutzverein für die Sittlichkeit der Kellnerinnen ins Leben rufen; als welche Sittlichkeit nur dadurch erreicht würde, daß man jedes Weib aus dem nach außen ſichtbaren Leben verjagte.

Was iſt dies gegen meine Mutter, gegen ihr faſt wahnwitziges Heldentum!

Dieſe Frau fing damals gewiſſermaßen an, ſich ihr Grab zu graben; auf die Erde, die ſie neben dem Grabe aufwarf, wies ſie ihre Kinder, damit dieſe höher ſtünden. Auf ihrem Grabhügel.

So und nicht anders verhielt es ſich.

2

Der große Tag war da. Ich hatte meine Stiefel gewichst, was ich sehr selten tat. Da ich darunter gelbe Strümpfe trug, schauten diese vorwitzig aus etlichen Löchern der Schuhe. Deshalb schmierte ich Schuhwichse in die Löcher und auf das hervorstechende Gelb der Strümpfe, so daß nunmehr bei der allgemeinen Schwärze die Dürftigkeit meiner Fußbekleidung nicht so auffällig war.

Meine Mutter zog eine schwarze Staatsbluse an, in der sie zwar nicht vornehm, aber doch recht hübsch aussah, nach meinen Begriffen.

Als wir uns auf den Weg machten, bespritzte sie mich mit Weihwasser und streichelte mir den großen Kinderkopf. Dann ging es fort, und eine halbe Stunde später standen wir in einem Schulsaal des Gymnasiums.

Ein verstohlener Blick auf die versammelten Mütter und Kinder belehrte mich, daß ich hier entschieden der Ärmste war. Nach dieser Einsicht wagte ich nicht mehr, mich umzuschauen, und wenn es mir

nachgegangen wäre, hätte Mutter sich ganz hintan stellen müssen, um allen anderen den Vortritt zu lassen.

Ich bewunderte also ihren Mut, als sie dem kleinen, freundlichen Herrn Professor meine Zeugnisse, einen uralt erscheinenden Geburtsschein, einen schmierigen Impfschein und das mit einigen Fettflecken verzierte Schulzeugnis hinreichte. Es ist übrigens unwahr, daß arme Leute reinlich sein könnten.

Verschämt betrachtete ich den Herrn, der die Sachen mit einem zweifelhaften Blicke entgegennahm, diesen zweifelhaften Blick auf mein Schulzeugnis lenkte und dieses überflog. Da hellte sich sein Gesicht auf, und er sagte zu mir: „So fleißig mußt du in der Lateinschule auch sein; dann werden dich deine Professoren lieb haben."

Dieses Lob machte mir für den Augenblick keine große Freude, denn nach den Worten des Professors richteten sich die Augen aller Umstehenden auf mich, der ich mir des geschwärzten Gelbs unter den Löchern meiner Schuhe wohl bewußt war, und eine heiße Röte überflog mein Gesicht. Als ich vollends meine Mutter fragen hörte, ob sie wegen der Schulgeldfreiheit sogleich Schritte tun solle, hörte ich die Antwort: „Nein, erst nach der Prüfung," kaum zu Ende, ergriff die Hand meiner Mutter und zog sie, ohne in der Verlegenheit an einen Gruß für den

Herrn auf dem Katheder zu denken, schnell zur Türe hinaus. Gesenkten Hauptes rannte ich so bis zum großen Tor und noch hundert Schritte weiter. Da erst atmete ich auf.

Als ich zu Hause angekommen war, fragte Vater, was ich gesehen hätte. „Nichts hat er gesehen," antwortete die Mutter für mich, „nichts hat er gesehen aus lauter Schüchternheit." Und so war es in der Tat.

In der darauffolgenden Prüfung kam ich neben einem zu sitzen, der einen prächtigen Lodenanzug trug und mir infolgedessen sehr gescheit erschien. Sobald der wohlgezierte Nachbar meine Hochachtung wahrnahm, geruhte er, beständig auf meine Arbeit herüber zu spähen. Er schrieb sie ab, was ich mir zur hohen Ehre anrechnete. Nun aber war die Sache offenbar dem die Arbeiten prüfenden Professor aufgefallen. Glücklicherweise hatte der feine Nachbar nicht einmal Verstand genug gehabt, richtig abzuschreiben, so daß auf mich kein Verdacht fiel. Am Nachmittag dieses Tages wurde er von mir weggesetzt.

Als das Ergebnis der Prüfung verkündet wurde, zeigte sich, daß ich ohne Probewochen aufgenommen war. Darüber äußerten mein Bruder und ich einige Freude, was uns Mutter mit dem Worte ausredete, daß es doch ganz natürlich sei.

Das Schuljahr hatte begonnen. Mein Professor

war ein junger, magerer und schweigsamer Mann mit fränkischer Aussprache, der uns ziemlich lieb hatte. Er ließ auf seinem Nachhauseweg die Schüler neben sich herlaufen, horchte still und freundlich auf das, was sie sagten, redete aber selbst wenig dazwischen. Es lag überhaupt eine anziehende Traurigkeit auf seinem Wesen. Einer, der die erste Klasse schon das drittemal machte und also allgemein als Sachverständiger in Angelegenheiten der Professoren galt, behauptete, unser Ordinarius leide an Liebesgram. Ich verstand zwar nicht, was das sei, aber weil ich die anderen darüber lachen hörte, hielt ich es für etwas sonderlich Gescheites und schwätzte nun auch auf die dümmste Weise der Welt von dem Liebesgram meines Professors. Zu Hause trug es mir bei meinem Vater Prügel ein, bei meinem Bruder einen erbarmungslosen Spott darüber, daß ich wie die anderen die „Repetenten" und Durchgefallenen als Autoritäten verehrte, wie dies seltsamerweise am Gymnasium üblich ist.

Aber obgleich mein Bruder mit seinem Spotte durchaus im Recht war, fühlte ich mich sehr verletzt. Mein Bruder freilich machte den Torheiten seiner Kameraden keine Zugeständnisse, sondern behielt in allen Verhältnissen seinen Stolz, während ich, um den anderen recht zu sein, immer mich selbst und die Stimme meiner Natur unterdrückte. Gerade dies brachte meinen Bruder gegen mich auf, und ich

mußte seine Vorwürfe, während wir gemeinsam in die lateinische Schule gingen, oft genug hören. Daraus hätte ich lernen können. Aber der Geist, so lange er jung ist, fühlt sich unschuldig und meidet die harten Belehrungen wie eine unverdiente Strafe.

Die Aufklärungen also, die ich von meinem älteren Bruder in der Form des Spottes empfing, begannen uns zu trennen.

Mein Banknachbar in der Schule war damals ein verzärtelter, Süßigkeiten liebender, gelber Junge, der Sohn eines Bankiers. Er hatte fast immer Geld, naschte viel und lernte wenig. Daher lebte er in Schuldingen fast nur von meiner Hilfe, wogegen er mich mit Näschereien der verschiedensten Art bedachte. Die unselige Verführung einer an sich genügsamen Seele zur Genußsucht. Und alle die Fehler, die ich nachmals am Gymnasium beging, sind aus der Genußsucht heraus geboren worden.

Dieweilen sich dieser Hang allmählich meines Wesens bemächtigte, war Weihnachten gekommen. Frau Postoffizial Ostermaier hatte mit Unterstützung von ihren Bekannten ein Weihnachtsfest für arme Kinder vorbereitet, das am zweiten Weihnachtsfeiertage stattfand. Natürlich war hierbei auch mir ein Anteil zugedacht, und es war der ausgesprochene Wunsch der Dame, mich zur festgesetzten Zeit in ihrem Hause zu sehen. Ich mußte Vatern glauben

machen, daß ich zur Kirchenveſper ginge, um fortzukommen. Atemlos kam ich in der Wohnung der Feſtgeberin an, wo ich eine Schar von ungefähr dreißig Kindern und zehn Müttern, alle aus dem ärmſten Volke, verſammelt ſah. Ich bemerkte leicht, daß ſich viele davon mit Abſicht ſo ärmlich wie nur immer möglich hergerichtet hatten. So war ich innerlich froh, daß Mutter zu Hauſe geblieben war, auf Befehl Vaters; denn ich hätte ſie ſehr ungern in dieſem Haufen geſehen.

Ich ſelber genoß unter den Kindern eine gewiſſe Auszeichnung, da mich der Sohn des Hauſes beſonders begrüßte. Es war jenes ſchwächliche, langgewachſene Kind, von dem ich ſagte, daß ihn ſeine ſichtliche Kränklichkeit ſehr vornehm erſcheinen ließ. Er hatte die Volksſchule mit mir verlaſſen, ohne jemals der Klaſſenerſte geworden zu ſein; ſeine Mutter hatte ihn in ein anderes Gymnaſium geſchickt; wie ſie offen zugeſtand, damit er durch den Wettſtreit mit mir nicht noch länger in den Schatten geſtellt würde.

Als wir zwei uns gegenſeitig begrüßt hatten, fragten wir einander nach unſeren Weihnachtsnoten; leider ergab ſich wiederum, daß die meinen beſſer waren. Dadurch ſchien er ein wenig verſtimmt zu ſein, weswegen ich ſelbſt die Troſtfrage an ihn ſtellte, ob am Ende bei ihnen die Zenſur der Arbeiten ſtrenger gehandhabt werde. Und hier war es

mir leicht, ihm einige Lügen zu ſagen, über die er hocherfreut war. Ich aber wurde einſilbig, denn ich verhehlte mir nicht, daß ich die Wahrheit und ſogar meinen Ehrgeiz der Stimmung des Vornehmeren opferte, der überdies hier wie ein Beſchenkender zu einem Beſchenkten, alſo einem von vornherein Unterlegenen, ſtand; und als mein Freund mich für einen Augenblick verließ, ſchlich ich mich betrübt ganz nach hinten. Da überlegte ich mir dann, wie ich nun eigentlich dasſelbe getan hätte wie viele der Anweſenden. Dieſe hatten ſich äußerlich ärmer gezeigt, als ſie waren, und ich geiſtig.

Nach einiger Zeit öffnete ſich die Türe des anſtoßenden Zimmers, und eine Dame trug einen Weihnachtsbaum voll brennender Lichter herein. Kinder und Frauen ſtießen ein begeiſtertes Ah! Ah! Ah! aus, das mir ekelhaft genug vorkam, weil ich ſah, daß es hauptſächlich ad captationem benevolentiae ausgeführt wurde. Dies gefiel den Gebern, die, mit allen möglichen Dingen beladen, hinter dem Weihnachtsbaum hereinſchritten. Sie ſetzten ihre Laſt um den Baum auf einen großen Tiſch nieder, was noch einmal ein verſtärktes, heuchleriſches Ah! Ah! Ah! hervorrief. Hiergegen ſollten die Geber mißtrauiſch ſein. Dadurch aber, daß die Reichen daran Gefallen finden, ja vielfach nur um dieſes Geräuſches willen geben, werden die Armen zur Unverſchämtheit getrieben. Die aber unter ihnen,

denen eine ſolche Unverſchämtheit wider die Natur geht, ohne daß ſie ſich ihrer entſchlagen können, haſſen den Geber.

Eine Ahnung dieſes Gedankens mag mir in meiner Ecke hinten wohl gekommen ſein; aber ich hatte nicht Zeit, darauf zu hören, weil Frau Oſtermaier alſobald eine Anſprache hielt, die uns zur Freude und zur Dankbarkeit gegen die Wohltäter dieſes kleinen Feſtes ermahnte. Dann wurde eine Liſte verleſen, und jeder der Genannten trat vor und nahm ſein Geſchenk in Empfang. Die meiſten wandten ſich unter bauſchigen Dankesworten — „Vergelt's Gott hunderttauſendmal!“ und was dergleichen Schwindelwünſche mehr ſind — an die Geſellſchaft der Wohltäter, die aus vier alten Damen und drei „jungen Herren“ meines Alters beſtand.

Endlich wurde ich gerufen. Linkiſch und ſcheu ging ich vor und empfing einen Anzug und dazu ein Buch, auf dem in ſchönen Goldbuchſtaben das Wort: „Poeſie“ gedruckt war. Ich murmelte ein kurzes Danke ſchön und wollte mich ſchleunig wieder in meine Ecke zurückziehen. Da hielt mich Frau Oſtermaier an und fragte mich, ob ich denn wiſſe, was ich mit dem Buche anzufangen hätte. „Leſen natürlich“ brummte ich verlegen und öffnete es. Als ich aber lauter leere Blätter ſah, war ich betreten und horchte willig darauf, was mir erklärt wurde: nämlich, daß das Buch „Poeſie“ als

Tagebuch zu benützen sei; daß ich da jeden Tag etwas hineinschreiben solle: z. B. „heute ist es mir gut gegangen, gestern ist es mir schlecht gegangen.“ Für diese Erklärung murmelte ich noch einmal ein „Danke schön“ und glaubte jetzt endgültig, mich zurückziehen zu dürfen. Als ich mich aber zu meiner Ecke wandte, flüsterte mir die ganze Armenversammlung zu: „Bedanke dich bei den Herrn, bedank dich bei den Herrn!“ Die Herren waren Knirpse meines Alters und Ranges. Blitzschnell machte ich diese Überlegung, warf einen wütenden Blick gegen die ekelhaften Bettelweiber, bedankte mich durchaus nicht bei „den Herren“, sondern ging entschiedenen Schrittes auf meinen Zufluchtswinkel zu. Dort verharrte ich in grimmiger Schweigsamkeit. Ich würgte an der zornigen Erkenntnis, wie recht Vater daran tue, das Annehmen von Geschenken zu widerraten, daß ich aber einstweilen nicht die Möglichkeit hätte, ohne Geschenke zu leben. Kurz und gut, es freute mich gar nichts mehr.

Nach Weihnachten wurde der Ordinarius unserer Klasse versetzt, und wir erhielten einen neuen, der halb und halb das Gegenteil von seinem Vorgänger darstellte. Er hatte kraftvolle, tiefliegende Augen, der Schnurrbart hing ihm nach abwärts, dagegen ging seine Nase etwas nach oben. Dies ist oft das äußerliche Kennzeichen einer mutigen Natur. Eine mutige Offenheit lag in der Tat in dem Wesen dieses

Mannes. Ich gewann ihn sofort lieb, und mit jenem Instinkte, der Gedemütigten eigen ist, fühlte ich das Verwandte unserer Charaktere.

Er beschäftigte sich viel mit mir, suchte dem lesegierigen Kinde das Beste aus der kleinen Klassenbibliothek heraus und bezeugte auch für mein häusliches Leben eine unendlich wohltuende Teilnahme. Er konnte sich leicht denken, unter wie schwierigen Bedingungen ich arbeiten mußte. Ein regelmäßiges Essen habe ich nie gekannt. So und so oft erhielt ich mein Mittagessen auf der Straße, auf dem Schulwege, wenn ich glücklich genug war, der vom Liefern heimkehrenden Mutter zu begegnen. Die gab mir dann aus ihrem Korbe ein Stück Leberkäs mit Hausbrot, das ich im nächsten Hausgang schnell und gierig verzehrte, um nicht gesehen zu werden. Meine Hausarbeiten machte ich zwischen sechs lärmenden Geschwistern, und, da ich damals selbst noch voller Heiterkeit war, unterbrach ich oft meine Arbeit und tat meistens selber mit. Solange Vater abwesend war. Kam er aus der Werkstätte in die Wohnung, so war der unglückliche Mann meistens in einer schrecklichen Gemütsverfassung; wer weiß, ob ihn mein Studieren nicht an seine eigenen, gemordeten Fähigkeiten erinnerte.

Aber welche Gesundheit mußte ich besitzen, um dies alles zu ertragen und zu vergessen, um bei einem solchen Leben meine Schulpflichten zu erfüllen! Und

ich glaube, es war dieſe zähe Geſundheit, die dem immerfort gegen Selbſtverhätſchelung eifernden Ordinarius am meiſten gefiel.

Du guter Mann! Es war wohl ſo, wie ich dir ſpäter erzählte, daß ich leicht, leicht meinen hungrigen Magen, mein ganzes Elend vergaß, wenn ich nachmittags ins Schulzimmer trat und du an deinem Pult ſaßeſt und nie verſäumteſt, mir aufmunternd zuzulächeln. Und weißt du, deine Schuld war es auch nicht, daß ich mich einmal ſogar über deine Liebe ärgern mußte. — Wie das kam? Alſo ich hatte wieder eine meiner fehlerfreien deutſchen Prüfungsaufgaben zu Ende geſchrieben. Du ſtandeſt hinter mir, an der erſten Bank, Eckplatz am Fenſter, und laſeſt über meine Schulter hinweg. Das war nicht ſchwer, mir über meine Schulter hinweg zu leſen; ich war ja der Kleinſte von allen. Aber es muß dir gut gefallen haben, was ich da ſchrieb. Unverhofft nämlich fuhren deine Hände unter meine Schultern, du zogſt mich aus der Bank, und hobſt mich hoch hinauf, ſo hoch du konnteſt. Nun aber hatte Karl Aſenkofer an dem Tage ein großes Loch in der Hoſe. Und als er ſo hoch oben ſchwebte, da ſahen die neidiſchen Augen der Mitſchüler mit inniger Genugtuung das große Loch, und von allen Seiten erhob ſich das kichernde Geſchrei: Schaut das große Loch an, ſchaut das große Loch an!

Das war auch eine meiner verkümmerten Freuden.

Ich wäre verſtändnisloſen Blicken begegnet, wenn ich auseinandergeſetzt hätte, daß meiner Mutter ſo und ſo oft die Zeit zum Löcherflicken fehle.

Dieſes kleine Ereignis, unter dem ich lange gelitten habe, vertraute ich jenem Buche mit der Aufſchrift: „Poeſie“ an, als das erſte von meinen Kinderbekenntniſſen. Dieſes Buch war überhaupt ein Buch der Bekenntniſſe, und das im ſtrengſten Wortverſtande. Ich bin mit mir ſicherlich ſchärfer umgegangen als der brave Jean Jacques Rouſſeau, der in ſich nur den ehrlichſten Märtyrer geſehen hat. Es hätte für mich auch keinen Zweck gehabt, mir zu ſchmeicheln, weil ich bereits wieder Gewiſſenserforſchung zur Beichte vornahm, und ich hätte jedenfalls geglaubt, daß ich mein Gewiſſen nur „leichtſinnig und obenhin“ erforſcht hätte, wenn der Sünden nicht eine entſprechende Zahl beiſammen geweſen wäre.

Überdies gewann die nächſte Beichte dadurch eine ganz unvergeßliche Bedeutung, daß ihr die erſte Kommunion folgen ſollte. Unter meinen Bekenntniſſen in der „Poeſie“ ſtand zu leſen:

„Heute habe ich meinen Vater gehaßt, weil ich nichts zu eſſen hatte.

„Heute habe ich von meinem Vater Schlechtes gedacht, weil er ſo gelärmt hat. Wie ich mich dann erinnert habe, daß die heilige Kommunion nahe iſt, habe ich gewünſcht, daß ich nicht

Kommunion hätte. Ich habe gegen die göttliche Gnade geſündigt.

„Heute habe ich meinen Banknachbar abſchreiben laſſen, weil er mir ein Zehnerl gegeben hat. Ich habe damit meinen Lehrer betrogen.

„Mein Banknachbar hat mich gefragt, welchen Stand mein Vater hat. Ich habe geantwortet: ‚Schreinermeiſter‘. Dann hat er weiter gefragt, wieviel Geſellen mein Vater hat; da habe ich mich geſchämt, zu geſtehen, daß er keinen hat, und habe erwidert: ‚Zwei.‘ Ich habe gelogen.

„Ich habe heute liefern müſſen. Die Tändler haben die Schüſſelrahmen nicht gleich gekauft. Dann bin ich zornig geworden und ſagte zu einem: ‚Ihr ſeid eine geizige Bande.‘ Der hat mir eine Ohrfeige geben wollen. Ich bin ihm natürlich ausgekommen; aber es tut mir doch leid. Ich habe geſchimpft (Fünftes Gebot).

„In der Zehn-Uhr-Pauſe hat heute einer eine Zervelatwurſt zu ſeinem Brot gegeſſen. Ich habe zuerſt gar nicht aufgepaßt. Aber dann iſt er zu mir ſelber hergegangen, hat mir ſeine Zervelatwurſt gezeigt und hat mich gefragt: ‚Gelt, das möchteſt du auch!‘ Da habe ich ihn beneidet. Ich bin auch zornig geweſen.

„Mein Vater war in Hangenham, und wie er heimgekommen iſt, hat er erzählt, daß mein Freund, der Tiſchler-Toni, ertrunken iſt. Da habe ich viel

geweint und gar nicht darauf gehört, daß der Toni sich zu weit ins Wasser hineingetraut haben soll, und daß am Ufer draußen die Hangenhamer Buben gestanden sind und ihm noch zugerufen haben: ‚Geh doch raus, Toni, geh doch raus.‘ Er hat sie alle ausgelacht und ist noch weiter hinein, und dann war das Wasser zu stark, und er hat nicht mehr herausschwimmen können. Ich habe aber geweint und gedacht: ‚Das ist gerade wie mit der Fanny. Der liebe Gott ist bös, weil er mir meine Kameraden stiehlt. Der braucht doch auch nicht so viel Engel.‘ Ich habe gegen Gott gefrevelt (Erstes Gebot).

„Heute haben wir Beichte gehabt. Das war gar nicht feierlich. Manche sind sogar in der Kirche noch sehr lustig gewesen, weil ein freier Nachmittag war. Ich denke, daß die viel weniger Sünden haben als ich. Ich habe gar nicht lachen können. Morgen ist Kommunion; ich habe Angst.

„Heute ist Kommunion gewesen. Es war sehr schön, aber ich habe soviel Angst gehabt, daß ich der Gnade Gottes nicht würdig sei. Am Morgen nämlich, wie sie meinen Anzug vom Schneider gebracht haben, waren die Ärmel viel zu lang. Ich bin ein wenig zornig geworden. ‚Der Schneider ist ein Dummkopf,‘ habe ich gesagt. Die Mutter hat die Ärmel eingeschlagen; aber Zorn und Schimpfen sind zwei schwere Sünden. So hat auch mein Bruder gemeint. Da habe ich dann in der Sakristei

nach einem Beichtvater gesucht. Aber ich habe keinen gefunden und also bloß eine vollkommene Reue erwecken können. Darum habe ich soviel Angst ausgestanden. Wenn ich nur wüßte, ob Gott zufrieden war.

„Heute habe ich zum zweitenmal kommuniziert. Die Frau Ostermaier hat mich sehr gelobt, aber sie weiß ja gar nicht, warum ich es getan habe. Ich habe nämlich nach der Kommunion das Gebet für den Ablaß und sieben Vaterunser nach der Meinung des Heiligen Vaters gebetet. Der vollkommene Ablaß, den man da gewinnt, war für den Schneider-Toni. Ich glaube, daß der zuerst im Fegfeuer gewesen ist. Eigentlich hätte ich ihm schon bei meiner ersten Kommunion den Ablaß zuwenden können; aber den ersten habe ich für mich selbst behalten wollen.

„Meinen Banknachbar habe ich heute wieder abschreiben lassen. Zuerst wollte ich es nicht tun. Aber er hat mir erklärt, daß es bei ihm darauf ankomme, ob er durchfalle. Seine Mutter hat mich auch gebettelt. Dann haben sie mir viele Schokoladbohnen gegeben, und den schönen Altar, den mein Banknachbar hat, zum Geschenke versprochen. Also habe ich ihn dennoch abschreiben lassen. Ich habe betrogen.

„Mein Ordinarius hat bewirkt, daß ich vom Rektorat mit einem Stipendium von zehn Mark

beſchenkt wurde. Zum Jahresſchluß, weil ich lauter Einſer im Zeugnis habe. Zu Vater habe ich geſagt, daß ich einen Schulpreis erhalten habe. Aber das iſt nicht ganz richtig. Ich habe gelogen."

— — — — — — — — — — — — — —

Solche Dinge ſtanden in meinem Poeſiebuch; das war eine Reihe innerlicher Jugendtragödien.

747357

3

Nun war der ſchulfreie Sommer wiedergekommen; und es hat wohl ſelten jemand ſo ſeltſame Gründe gehabt, ſich darauf und darüber zu freuen, wie eben ich.

Wie eine Pflanze, die eigentlich von Herzen gerne gerade wüchſe, jedoch mit Gewalt gebogen wird und lange in dieſer Beugung verharren muß, bis dann ein Freund natürlichen Wachstums nächtlicher Weile mit grundgütiger Bosheit die zwängenden Stricke abſchneidet und die Pflanze ſodann fröhlich zurückſchnellt, am Ende aber aufſeufzt unter den Worten: „Wie ſchlimm, daß wir Pflanzen keine Sprache haben, um unſeren Befreiern zu danken!“ — wie einer Pflanze, die ſolche Schickſale erlebt, war mir zumute.

In der Tat habe ich mich jedesmal, wenn die ſchulfreien Monate kamen, ſo ziemlich zu mir ſelber zurückgebogen. Vor aller Demütigung durch den Dünkel und den Druck einer Geſellſchaft befreit, die mit

ihren Anmaßungen meine verschüchterte Natur zu Zugeständnissen, das heißt zur Lüge zwang, — von alledem befreit, atmete ich da auf.

Vater war wieder nach Hangenham gefahren; er war indessen am Tage seiner Abfahrt in grimmiger Laune, und obwohl man ihm den Wunsch dazu ansah, brachte er das Wort der Einladung nicht über seine Lippen. So blieben wir alle bei Mutter zu Hause, und taten es gern.

Wir, nämlich mein älterer Bruder, ich und unsere Schwester Johanna, kannten während der Monate Juli und August nur einen Gang. Den in den Wald.

Oft und oft wanderten wir über Giesing, Harlaching, die Menterschwaige und die Isarbrücke dort oben nach Großhesselohe. Wir suchten Blaubeeren. Am Morgen verließen wir das Haus, ausgerüstet mit drei Pfennigmuggeln — mir eins, ihm eins, ihr eins —, einem Körbchen und drei Blechtassen. Zuweilen, an ganz besonderen Freudetagen, konnte uns Mutter wohl auch ein Zehnpfennigstück mit auf den Weg geben.

Am Morgen also gingen wir fort und brauchten mit unsern kleinen Patschelfüßen gut zwei Stunden bis hinauf zum Wald. Waren wir drinnen, so fühlten wir uns zuerst ein wenig müde. Wir legten uns dann mitten in die Beerenstauden. Nun zupften wir zu unserer Erholung zuerst „für das Maul“

und aßen den ersten Kopf des Pfennigmuggels dazu. Hernach griffen wir mit einer ansehnlichen Selbstverleugnung zu den Blechtassen, um „für das Körbl“ zu zupfen. Also zupf, zupf, zupf, zupf; eine Beere um die andere kugelte jetzt in die Tasse. War die Tasse voll, so leerte man ihren Inhalt in den Korb.

Eine Erfahrung habe ich hierbei gemacht. Am Gebahren meiner Schwester merkte ich, daß weibliche Wesen bei ihrer Arbeit mehr Geduld haben als männliche; denn während ich die Tasse niemals füllen konnte, ohne der Versuchung „für das Maul“ zu unterliegen, zupfte sie mit einer unnachahmlichen Gelassenheit immer nur für ihre Tasse. So wurde sie eher fertig als ich, und während ich dann hastig nachzupfte, aß sie in sicherer Ruhe, soviel sie nur wollte. Denn natürlich wollte sie nicht etwa mehr Tassen füllen als mein Bruder und ich. Es bereitete mir einen neidischen Ärger, ihr zuzusehen.

Es gab etwas anderes, was mich schmerzte, bei unserer Zupferei. Wenn die Finger oben ein wenig feucht geworden waren, so zerstörten sie beim Angreifen der Heidelbeeren das keusche Naturblau dieser Früchte. Dies konnte ich nicht leiden, und ich wartete immer, bis die Fingerspitzen wieder trocken waren.

Gegen Mittag erlaubten wir uns eine Rast und zwei weitere Köpfe unserer Pfennigmuggel. Es

durfte während dieſer Mahlzeit jedes für ſich zupfen.

Dann fuhr man wieder fort in der Arbeit, mit zupf, zupf, zupf, zupf ... und gegen vier Uhr, fünf Uhr nachmittags war das Körbchen voll. Dann aber ſtürzten wir uns wie wütend auf die nunmehr vogelfreien Beeren und ſchluckten ſo lange fort, bis uns die Zunge von den vielen Beeren, die ſie zerdrücken mußte, wehe tat. Dann zogen wir den letzten Reſt unſeres Brotes hervor; oder wir hoben ihn auch auf, wenn wir zum Beiſpiel ſieben Pfennige hatten und beim Wirt in Großheſſelohe auf ein Quart Bier einkehrten. Dies war dann ein halber Feſttag.

Dieſe Zeiten gehören zu meinen ſchönſten, nicht nur, weil ich innerlich gerade dabei wachſen konnte, und weil ihre wahrheitsliebende, bedürfnisloſe Armut mir von Natur aus zuſagte, ſondern weil ich weiß, daß ich ſelbſt damals ein ſchönes Kinderherz von Haidhauſen nach Großheſſelohe und von dort nach Haidhauſen zurückgetragen habe.

Was habe ich damals den Dingen ſchöne Namen gegeben! Wenn wir ſtundenlang im Wald gelegen hatten, immer nur den Geruch der Stauden, des Mooſes und der Fichten einatmend, ſo wurden wir natürlich ein wenig vom Schwindel befallen, beſonders wenn wir aus dem Schatten heraustraten, in die helle Sonne. Das hieß ich den Waldrauſch;

und war einfältig und froh aus ganzem Herzen und durch und durch.

Bei der Gelegenheit offenbarte ſich wieder ein Unterſchied zwiſchen den beiden Aſenkoferbrüdern, dem jüngeren und dem älteren.

Auf dem Wege zu unſerm geliebten Großheſſeloher Wald ſprachen wir ſehr wenig, aber auf dem Rückwege verkürzten wir uns mit Märchen die Zeit. Meiſtens ſchritten wir ja unter den Strahlen einer ſchwermütig ſinkenden Sonne dahin, die auf den tief unten fließenden Iſarwellen ihre letzte Lichtmelodie ſpielte, und bei alledem muß man doch fromm werden. So deutſchfromm, wie man noch iſt in dem Alter. Da ging mir die Seele auf, wenn ich Märchen erzählen durfte: „Es war einmal, da hat der Mond die Sonne heiraten wollen, wie er aber aus ſeinen Wolkenwäldern hinauszog, überfiel ihn bei dem vielen Lichte der Waldrauſch. Das heißt, den hatte er zuvor ſchon, aber im Dunkeln als er war, bemerkte er es nicht“ ...

Ich weiß nicht, wie ich die Geſchichte zu Ende geführt hätte. Aber das weiß ich, daß mich plötzlich mein Bruder unterbrach und mir trockenen Tones erklärte: „Du, ich glaube der Waldrauſchſchwindel kommt viel vom leeren Magen, den wir haben; nicht bloß vom Wald allein.“

Mein Erſtaunen darüber, daß ein dichteriſches Gefühl ſo gewöhnliche Urſachen haben ſollte, war

ungemeſſen. Natürlich widerſetzte ich mich der Behauptung meines Bruders; wir kamen dabei von einem aufs andere, und es ſtellte ſich zu meiner Enttäuſchung heraus, daß mein Bruder über die Schönheit unſeres Ferienlebens durchaus nicht freundlich dachte. „Pfennigmuggel und Blaubeeren, Blaubeeren und Pfennigmuggel! Das heißt du angenehm?“ fragte er mich, am Ende ſelbſt betroffen über ſoviel Genügſamkeit. Ich aber fühlte mich ein wenig verletzt.

Mein Bruder alſo ſchien ſich mit größeren Anſprüchen zu tragen als ich; trotzdem war er gegenüber den Kameraden in der Lateinſchule viel unnachgiebiger und war nicht, wie ich, durch zehn Pfennige zu beſtechen geweſen. Gefühlt habe ich das freilich ſchon früh, ebenſogut wie mein Bruder. Und mancher Streit und manche Verbitterung, für die ein hinreichender Grund nicht gegeben ſchien, entſtand uns aus dieſem Gefühl heraus.

Gegen das Ende der ſchulfreien Zeit wurden die Blaubeeren ſeltener und ſeltener. Wir ſannen auf etwas anderes. Wir verlegten uns darauf, Waldſchwämme zu ſuchen. Dies haben wir im Walde bei Trudering betrieben. Zuerſt freilich, als wir uns noch wenig auskannten, war der Erfolg gering, und wir wurden verzagt. Als wir aber mit dem nötigen Scharfblick hatten ſuchen lernen — Steinpilze ſuchen iſt ſchon etwas ſchwerer als Bücher

ſchreiben! — war dieſe Freude größer als alle anderen.

Auch das Nachdenken, das Fürmichſein, lernte ich in den ſchweigſamen Forſten von Großheſſelohe und Trudering. Desgleichen die Neigung, von heute und morgen abzuſehen und alle Dinge unter einem größeren Bogen zu verrechnen.

Wenn aber ein regneriſcher Tag Waldausflüge hinderte, konnte ich zu Hauſe wieder meine Mutter bewundern, wie ſie für ihre Kinderſchar ſorgte und ſich immerfort ſelbſt verleugnete. Sie konnte keinen Biſſen eſſen, ohne zu teilen. Die Wahrheit zu geſtehen, war bei mir der Hunger manchmal zu groß, als daß er eine ſolche Bewunderung erlaubt hätte; denn mit allen Teilungen, die die ſo vortreffliche Frau vornahm, traf auf den einzelnen verwünſcht wenig. Ich verdenke meinem Hunger dieſes am meiſten, daß er mich an der Verehrung meiner Mutter gehindert hat. Oft machte ich ein ärgerliches Geſicht, wenn ich untätig zu Hauſe ſaß und Zeit hatte, meines Magens zu gedenken. Durch ſolche ärgerlich hungrigen Mienen iſt meine Mutter dazu getrieben worden, ſich ſelbſt zu übertreffen und ſich alles zu verſagen und ſich dabei allmählich Krankheiten zu holen. Wie ſollte ich mich nicht vor ihr ſchämen!

Was ich hier erzählt habe, wiederholte ſich faſt in allen Ferien. Ich war ſchon ein halber Student

und ſuchte noch immer Blaubeeren und Steinpilze in das Körblein oder das Netz meiner Mutter hinein. Die Hauptſache iſt, daß man eine verſchönernde Einbildung hat. Später ſind ärgerliche Mienen bei mir wohnhaft geworden. Auch in dieſer Beziehung muß ich mich vor meiner Mutter ſchämen, die mehr gelitten hat und dennoch mehr gelacht.

4

Beim Beginne des neuen Schuljahres wurde mein älterer Bruder in ein erzbiſchöfliches Seminar geſchickt, um dort ſeinen Werdegang in der Richtung auf die Theologie fortzuſetzen. In unſerer Trennung lag ein großer Schaden für mich, aber es mangelte mir damals die Fähigkeit, ihn zu ermeſſen.

Der junge Menſch wird durch die naheliegenden Motive beſtimmt; und nahe lag für mich die Erinnerung, daß ſich mein Bruder mir ſittlich überlegen gezeigt hatte; daß mich dies gereizt hatte, weil er mir ſeine Überlegenheit, wenn auch ohne zu prahlen, fühlbar werden ließ. So ließ ich ihn ziehen, wie wenn mir damit nichts geſchähe.

Der Ordinarius, dem ich neuerdings zugeteilt worden war, war mir bald bis in die Seele hinein verhaßt. Er lebte nur in Biſſigkeiten. Seine Schüler bedeuteten ihm der Hauptſache nach Gelegenheiten, an und bei denen er ſeinen Witz auslaſſen konnte, nichts anderes. Zum Beiſpiel! Wir hatten für Benutzung der Bibliothek eine Mark zu bezahlen.

Einer der Allerärmſten — ich war es dieſes Mal nicht! — „vergaß“ ſie. Wenigſtens entſchuldigte er ſich ſo. Da nun dem boshaften Ordinario der Verdacht aufſtieg, dieſes Vergeſſen möchte freiwillig geweſen ſein, fragte er höhniſch: „Hat man es dir vielleicht zu Hauſe nicht geben können?“ Natürlich ſchämte ſich der arme Junge, die Wahrheit zu geſtehen, beſonders vor verſammelter Klaſſe. „Nun gut,“ ſagte der verbiſſene Herr, „dann könnteſt du ja heimlaufen und es holen.“ Und er ſchickte ihn wirklich fort. Kaum aber war der Schüler aus dem Zimmer, als dieſer hämiſche Tropf von einem Lehrer mit miſerabler Grimaſſe erklärte: „Ich bin ſicher, daß ſeine Mutter jetzt ſchnell etwas ins Leihhaus trägt, damit ſie ihrem Sohn die Mark geben kann.“

Als ich das hörte, ſtieg mir ein tiefer Zorn, ja ein Ekel gegen dieſen Menſchen auf. Es gibt eben Lumpen, die gar nichts verſtehen, nicht einmal, daß es edel getan iſt, wenn eine Mutter ihre Habe fürs Studium des Sohnes ins Leihhaus trägt.

Wie geſagt, vor dieſem Lehrer ekelte es mich von Stund an. Ich verlor unter ſeiner Leitung alle Freude am Lernen, und wenn ich gleichwohl unter den beſten Schülern blieb, ſo war es ſicherlich nicht ſein Verdienſt.

Er hat mir, allerdings ohne es zu wollen, durch eine ſeiner törichten Gepflogenheiten zu Taſchengeld

verholfen. Er gab nämlich jedem, der ſich etwas zuſchulden kommen ließ, ſechs oder zwölf Seiten ſchriftliche Strafarbeit. An vielen Tagen nahm er hundertundzwanzig, ja hundertundfünfzig ſolche Strafſeiten in Empfang. Weil er aber dieſe Arbeiten gar nicht näher auf ihre Schrift unterſuchte, ſondern bloß einen flüchtigen Blick auf den Inhalt warf, trug mir eines Tages ein beſonders eifriger Mitſchüler auf, ihm die ſechs Seiten zu ſchreiben, und zwar für eine Bezahlung von zehn Pfennig; wobei er das Papier ſelbſt beſtreiten wolle. Ich willigte ein, betrachtete ſeine Schrift ein wenig, um ihr die meinige ähnlich zu machen, und ſchrieb ihm die ſechs Seiten. Als dies in der Klaſſe bekannt wurde, bedachten mich mehrere mit derlei Aufträgen, ſo daß ich durch meine eigentümliche Arbeit fortlaufend ein kleines Taſchengeld hatte.

Der Beſitz von Taſchengeld nämlich iſt auf der lateiniſchen Schule zu einer ſittlichen Qualität erhoben worden! Ich verſtand freilich nicht, warum. Aber ich unterwarf mich in Demut der öffentlichen Meinung und hielt mich zuerſt, als Menſch ohne Taſchengeld, für ſehr minderwertig. Nun war ich recht zufrieden. Freilich zog das auf ſo ſeltſame Weiſe erworbene Geld die Genußſucht in mir groß, und auch meine gerade Geſinnung konnte ich dabei verlieren. Aber es tat mir wohl, nicht mehr als gar zu unbedeutend dazuſtehen.

Es hätte noch eine andere Art gegeben, ſich unter den Mitſchülern wichtig zu machen, nämlich die, eine prahleriſche Vertrautheit mit geſchlechtlichen Dingen zu zeigen. Das brachte ich aber noch nicht übers Herz. Indeſſen, wer nicht mitſprach über dieſen Stoff, der hieß bei uns Lateinſchülern ein „Kind“. Kind! Das war ein Schimpfname unter dieſen Kindern, deren armſeliges Gehirn über dem Stehkragen und dem zierlichen Spazierſtöcklein das eigene Alter vergaß. Deshalb eiferten ſie gegen jede Äußerung eines kindlichen, keuſchen, unbefangenen Herzens. Sie führten gleichſam einen ſyſtematiſchen Feldzug gegen alles, was im Kinde der Genußſucht und der daraus geborenen Anmaßung widerſtrebt.

Wenigſtens aber hatte ich damals das große Glück, einen trefflichen Freund zu finden. Auguſt Bauer war arm wie ich und außerdem als das ärgſte „Kind“ verſchrien. Das heißt, er hatte einen ſehr keuſchen, unbefangenen Charakter. Solang ich bei ihm war, bedurfte ich keiner Verſtellung und auch keines Taſchengeldes. Er war nämlich „rechtwinklig“ von Grund aus. Wenn ich ihm nur den Arm um die Schulter legte, rieſelte mir eine warme Sehnſucht aus der Bruſt herauf. Und dann habe ich ihm die leidenſchaftlichen Geſtändniſſe meiner zitternden und verſchüchterten Seele gemacht. Und ich habe mit ihm gelacht wie ein Kind, ſo ganz ohne Frivolität, ein keuſches Lachen. „Warſchauer Brot“

für fünf Pfennig war uns ein hinreichender Genuß. Das aßen wir oben in den Isarauen, wo uns die schlichte Natur liebevoll belächelte; wir aßen und lachten uns selber zu und freuten uns der Armut.

Ihm durfte ich auch erzählen, daß ich auf dem Schulwege den Rosenkranz betete, um den lieben Gott anzuflehen, mir Demütigungen vor meinen Mitschülern zu ersparen; daß mir nicht wieder einer spottend entgegenkäme: „Wie riechst du heute wieder nach Lack und Leinöl! Hast du bei deinem Vater anstreichen müssen?“ Wie man es zuweilen trieb, seit mich ein boshafter Kamerad beim „Liefern“ gesehen hatte.

Auch das ist mir nämlich verleidet worden, meiner geplagten Mutter zu helfen. Ich habe noch nicht vergessen, wie ich mich eines Tages weinend zu ihr flüchtete, als mich der Spott über das „Liefern“ besonders hart getroffen hatte. Ich bat sie um nichts; aber von da ab erlaubte sie selbst nicht mehr, daß ich ihr helfe.

Dieses Leidensjahr ging endlich zu Ende. Ich hatte gelernt, mich krumm zu machen und auszuweichen. Daß ich jetzt meinem heimkehrenden Bruder — er kam ungebeugt und gerade! — mit Aufjauchzen entgegeneilte, versteht sich. Freilich, bekennen mochte ich ihm meine innerlichen Niederlagen nicht.

Aber beim Suchen von Blaubeeren und Stein-

pilzen kam ich unter tröſtlich-ſchweigſamen Tannen wieder zu mir ſelber zurück. Und wurde wieder einfach und reinlich.

Es kam aber ein neues Schuljahr und mit ihm neue Leiden.

Der diesjährige Herr Profeſſor präſentierte ſich mit raſpelnder Bierſtimme als ein dickes, eitles Männchen, das ſich von Zeit zu Zeit liebkoſend über ſein Bäuchlein fuhr.

Bei ſeiner Einleitungsrede tat er uns gravitätiſch mancherlei Wichtiges kund: zum Beiſpiel, daß er nicht ſo ſei wie andere — dem Schickſal ſei Dank, daß nicht alle anderen ſo waren wie er! — daß er auch nicht mit Schülern auf Schneeſchleifen laufen könne (wie dies der junge Ordinarius der erſten Klaſſe mit uns getrieben hatte), denn, erklärte das Raſpelmännchen, wir in unſerem Alter müßten ſchon allmählich etwas auf Würde halten. Und was dergleichen Dinge mehr ſind. Dieſe unnötigſte aller unnötigen Reden, die jemals gehalten worden ſind, endigte mit der gehaltvollen Ermahnung: er erwarte, daß jeder wenigſtens mit einem reinlichen Halskragen in die Schule komme.

Dabei ſtreifte ſein Blick mich, der ich eine am Halſe dicht geſchloſſene Joppe trug, bei der ein beſonderer Kragen eigentlich ein Unding war. Indeſſen, er ſchien ihn nun einmal für das Wichtigſte zu halten, und dieſer eitle Gauch zog mit ſeiner

liebevollen Verfügung meiner Mutter wieder um einige Pfennige Brot vom Munde weg; das nämlich, was die erforderlichen Kragen kosteten. Das Schicksal lasse das Raspelmännchen Hungers sterben, oder ihm mindestens einen so wanstigen Fetthals wachsen, daß er in der ganzen Welt keine entsprechend weiten Kragen mehr dafür auftreibe!

Mit Strafarbeiten indessen gab es, unter ihm, nichts mehr zu verdienen, und ich fühlte meine Armut um so mehr, als die meisten das Schuljahr mit einer Erhöhung ihres Taschengeldes begannen. Ich sann hin und her, wie ich mich einigermaßen auf diese ihre Höhe schwänge. Die Genußsucht war eben schon wach; dazu nährte ich den Ehrgeiz, es den anderen hierin gleichzutun.

Ich hatte eine weitschichtige Tante, zu der mich Mutter manchmal, in ganz schwierigen Augenblicken, entsandt hatte. Ich hatte dann immerhin eine halbe und zuweilen auch eine ganze Mark heimgebracht. Ich merkte mir das und ging im Zeitraum von einigen Monaten verschiedene Male zu dieser hilfsbereiten Tante, gab vor, von meiner Mutter geschickt zu sein, behielt und verbrauchte jedoch das Geld für mich.

Hart war dabei, daß ich bei der allabendlichen „Gewissenserforschung", die in diesen Jahren zu meinen Gewohnheiten gehörte, stets eine schreckliche Scham über meinen Betrug, Angst vor der gött-

lichen Strafe und alle möglichen inneren Qualen zu ertragen hatte. Was ich litt, verſteht man, wenn man ſich hineindenkt in die fürchterliche Zwangsjacke der katholiſchen Religion, in die von ihr geforderte unabläſſige Selbſtbetrachtung und Selbſtverachtung, die das ganze Weſen eines Menſchen anfrißt.

Da aber ereignete ſich ein erbarmungsreicher Zufall und deckte meine Unehrlichkeit auf. Einmal nämlich kam Mutter ſelbſt, einen Tag nach mir, zu der erwähnten Tante. Da dieſe eine Bitte befürchtete, rief ſie der Beſucherin ſchon von weitem zu: „Ja, ich habe doch erſt geſtern Ihrem Kind etwas mitgegeben!“ Mutter wunderte ſich einige Sekunden, war aber geiſtesgegenwärtig und gütig genug, ihren tiefen Schrecken zu verbergen. Gepreßt, aber ruhig erwiderte ſie: „Ich weiß wohl, danke, Frau Baſe, ich möchte nur nachfragen, wie es mit Ihrer Geſundheit geht.“ Sie wollte ihr Kind nicht bloßſtellen.

Als ich mich um zwei Uhr zum Unterricht begab, war ſie eben auf dem Heimwege; die Traurigkeit lag ihr auf allen Gliedern, ſie maß ihre Schritte langſam ab und trug den treuen Kopf tief geſenkt. Weil ich aber von nichts wußte, lief ich beſorgt auf ſie zu, faßte ſie bei den Händen und fragte ängſtlich: „Mutting, was gibt's?“ Sie blickte langſam und vergrämt auf. Dann aber ſtieg ihr plötzlich die Zornesröte ins Geſicht. Sie antwortete zuerſt

8*

gar nicht, ſondern zog mich in den nächſten Hausgang hinein. Dort ſprach ſie bebend: „Du, ich war bei der Tante . . .“ — Entſetztes Schweigen.

„Wie fällt dir denn eine ſolche Lumperei ein?“ forſchte ſie.

Verlegenes Schweigen. Stotternde Worte: „Ja, die anderen haben auch alle Taſchengeld.“

Da ſchüttelte ſie mich heftig am Arme, ließ aber plötzlich los und rief unter einem tiefen Seufzer: „Oh mein Kind!“ (dabei betonte ſie das Wort „mein“, nach Art der Leute aus dem Volke.) Unter dem Armſchütteln hat ſie jedenfalls über meine Antwort nachgedacht, und plötzlich wird ihr, vor dem tiefen Mutterauge, die erklärende Viſion aufgeſtiegen ſein: ihr hungernder Sohn unter genußfrohen Kameraden, die aber bei der Wohlhabenheit der Eltern rechtſchaffen bleiben konnten, ihr Kind, mit der keuſchen, offenen Stirn, aber dem eingeſchüchterten Herzen, den Spott fürchtend und daher autoritätsgläubig gegenüber der Anmaßung ſeiner Mitſchüler.

Das Verſtändnis, und damit die Verzeihung, hatte ſie überfallen. „Oh mein Kind!“ In dem Ausrufe miſchte ſich rührender Tadel in eins mit einer ganzen Welt von ſchmerzlichem Mitgefühl, von verzweifelnder Mutterliebe, die ſo gerne mehr gäbe und nicht mehr geben kann.

„Oh mein Kind!“ Ich atmete verſtohlen auf.

Mutter aber ergriff mich haſtig noch einmal am Arm, preßte ihn leidenſchaftlich und befahl: „Das wirſt du nicht mehr tun!“ Dann kehrte ſie ſich in Eile ab und ging heimwärts, ohne ſich umzuſehen. Ich aber ſtand noch im Hausgange — nach der Ludwigsbrücke das zweite Haus rechts — und wußte nicht, was ich mit mir ſelber anfangen ſolle. Halb betäubt trat ich auf die Kellertüre zu, öffnete ſie, ſtieg einige Stufen hinab, dahin, wo es dunkel war ... ich ſetzte mich nieder auf der kalten Steintreppe ... ich nahm meinen großen Kinderkopf in beide Hände, vergrub mein Geſicht ... und weinte und ſchluchzte, daß der ganze kleine Körper von oben bis unten erbebte ....

An dem Tage kam ich eine gute Viertelſtunde zu ſpät in die Schule. Wenn das armſelige dicke Raſpelmännchen gewußt hätte, wie lächerlich mir ſeine „Stunde Arreſt wegen Zuſpätkommens“ nach einem ſolchen Erlebnis erſchien! Wenn es nämlich Felder in den Boden hinein verhagelt hat, dann liegt uns nichts an dem Maikäfer, den dabei die Schloſſer getötet haben.

Bald darauf beichtete ich dieſe Geſchichte. Der Beichtvater, der mich nach meiner Erzählung noch einiges über meine Mutter fragte, verſank hierauf in ein längeres Schweigen. „Sollten alſo,“ hörte ich ihn dann murmeln, „die Tugenden, die aus dem vielen Leid geboren werden, dieſes ſelbſt recht-

fertigen. Sollte uns ſolche Mutter, durch ihr Weſen, mit ihrem eigenen Leide ausſöhnen können . . .“ Er ſprach dies wie im Traume, ich verſtand ihn nicht und ſah befremdet zu ihm auf. — Aber ſagen, daß ich Mutter noch ganz anderes, noch ärgeres zuleide tat . . .!

Da befand ich mich in Begleitung eines Mitſchülers auf dem Schulwege, als mir Mutter begegnete. Weil ich an dem Tage nichts zu Mittag gegeſſen hatte, wie das öfter vorkam, wenn ſich die Mittags-„Lieferung“ verſpätete, lief ich auf ſie zu und ließ mir aus ihrem Korbe ein Stück Brot und einige Birnen geben. Das aß ich im Weitergehen. Als wir in der Klaſſe waren, erzählte mein Begleiter das kleine Geſchehnis vor dem verſammelten Haufen der Mitſchüler; dabei bediente er ſich eines ſo grauſamen Hohns, wie ihn nur Kinder und Narren übers Herz bringen. Ich verkroch mich vor Scham bei dem allgemeinen Gelächter, das nun die Bänke erſchütterte. Und auch als ſich ein Wohlwollender — Freund Auguſt Bauer — plötzlichen Entſchluſſes an den boshaften Erzähler machte und ihn kurzerhand durchprügelte — was wiederum den Beifall der Klaſſe hervorrief — fühlte ich mich untröſtlich wie zuvor.

Einige Tage ſpäter befand ich mich mit einem anderen auf dem Wege, und wieder ſah ich Muttern von weitem kommen. Da ich eine Wiederholung

des letzten Ereignisses, eine neue Beschämung, befürchtete, tat ich, als ob ich die Frau, die mich gezeugt hatte, nicht sähe — und zog meinen Kameraden eilig und ängstlich auf die andere Seite der Straße. Wie mir selbst eine solche Verleugnung der Mutter das Herz zerschnitt, wie hart ich mich, schon während ich also handelte, der Feigheit beschuldigte, das ermißt jeder, der seine Eltern lieb hat.

Von allem Traurigen, das mir in der frühen Jugend widerfuhr, ist mir dies in der Tat als das Traurigste erschienen.

Ein Glück bei alledem war, daß mich August Bauer nun in eine Gesellschaft brachte, wo ich freier leben konnte. Er führte mich zu unserem Mitschüler Karl Steinhart von der Klenzestraße.

Karl Steinhart hatte schon früher meinen Sinn gefesselt. Er war nämlich protestantisch getauft, wie seine Mutter, mußte aber in der Lateinschule nach dem Willen seines Vaters, der einen katholischen Verlag besaß, zum Katholizismus übertreten. In meinem frommen Einhalt hielt ich ihn deshalb für einen von Gott zu ganz besonderer Heiligkeit berufenen Menschen. Darin freilich täuschte ich mich: Karl war nichts weniger als gottesfürchtig.

Mein älterer Bruder hat ein Jahrzehnt später über die Familie Steinhart geäußert, das Vollblut von Renaissancemenschen arbeite in ihnen. In der Tat war Karl von einer Wildheit der Triebe,

neben der ſelbſt die meiner wilden Schneider-Toni wie ein leiſer Zephir neben einem tobenden Kraftſturm erſchien. Vor allem war Karl aus ganzem Weſen ein geſchworener Feind altkluger Würde — zum tiefen Kummer des Raſpelmännchens, der jene Eigenſchaft bei ſeinen Schülern ſo gerne ſah. Und weil die ohnehin zur Anmaßung verzogenen Schüler Raſpelmännchens Fexerei zum Ideal erhoben hatten, und zwar mit eiliger, beſorgter und nachhaltiger Verehrung, ſtand Karl Steinhart ziemlich allein. Ich aber fühlte mich auf eine ſeltſame und unwiderſtehliche Weiſe zu ihm hingezogen.

Es wurde mir ſpäterhin bei den Renaiſſancemenſchen Steinhart eine mächtige Tragödie bereitet, vielleicht weil ich ſelbſt zu ſehr von vollblutiger Art war, gerade wie jene. Aber ich ahnte damals nichts hievon.

Unſer Bund war ein ſehr natürlicher. Ich ſah, daß ich zum Knixe-Watſcheln noch wenig Fähigkeit beſaß — ach, es blieb nicht immer ſo! —, und da ſtärkte ich mich an der trotzigen Friſche meines Kameraden. Außerdem verlangte er kein würdevolles Äußere von mir, er lief ſelbſt, obzwar er aus wohlhabendem Hauſe ſtammte, ſehr ungepflegt herum. Wehe dem, der ihm das vorhielt! Er wurde von Karl Steinhart jämmerlich zum Schweigen geprügelt.

Karl Steinhart prägelte nämlich jeden, der ihm, der Himmel weiß aus welchem Grunde, nicht gefiel.

Fand er keinen Mißfälligen, so prügelte er, unter dem übermütigen Vorwande von Ringübungen, auch alle, die ihm gefielen. Wenn einer einen Kopf größer war als er, der von sehr unbedeutender Gestalt war, genügte das, seinen Zorn wachzurufen. Wenn einer einen Kopf kleiner war als er, reizte ihn das ebenso; kleine Leute, die er für unwürdige Gegner hielt, prügelte er aus Verachtung. Die „Westermühlstraßler" prügelte er, weil sie nicht in der Klenzestraße wohnten; die „Klenzestraßler", weil er in der Klenzestraße allein Herr sein wollte. Übrigens hielt er es oft genug nicht einmal der Mühe wert, einen Vorwand zu suchen, wenn er jemand prügeln wollte.

Karl hatte zwei Schwestern. Eine schwarzhaarige, Elsa, von dunkler Hautfarbe, mit blitzenden Augen, die einem ordentlich bange machen konnten. Neun Jahre war sie alt, und ihre Freude war — das Prügeln! Sie konnte dies in der Tat fast so gut wie ihr Bruder, und sie wußte, daß sie's konnte, und sie tat's.

Ihr Zeitgenossen, die ihr Eingeborene seid der Klenze-, Auen- oder Westermühlstraße in München, gibt es überhaupt einen unter euch, den Karl Steinhart und seine Schwester Elsa nicht geprügelt hätten? Ich glaube nicht.

Die andere Schwester Karls hieß Mizzi, sie war um ein weniges zarter gebaut, war heller und nah-

barer, aber, Gott ſei's geklagt, auch eine arge Wildkatze. Sie hatte grüne Augen und ſeidene Blondhaare, die ſich ſo wohlig ſtreicheln ließen. Sie war fünf Jahre alt, trug ein kurzes Röckchen und patſchelte wackelig hinter uns drein, mehr, als uns eigentlich lieb war. Denn ſie genierte uns zuweilen.

In ſo frühem Alter, wie ich damals, lebt man mit mehr Vertrauen gegen die Zukunft, man hat gleichſam eine dickere Haut als ſpäter, wo ſich das Maß und der Zuſammenhang aller Dinge in unſere Träume mengt und Ahnungen hervorbringt. Was ein Glück iſt; denn ſonſt wären meine Kinderſpiele mit Mizzi Steinhart durch einige Schatten verdüſtert worden.

Karl Steinhart, du alter Raufgeſell, Elſa und Mizzi, ihr wißt, wie weit wir heute auseinander ſind. Aber davon ſpreche ich jetzt nicht. Auch davon nicht, wie wir auseinanderkamen. Aber geſtehen wir uns, daß keine fröhlicheren und wilderen Teufel durch die Klenzeſtraße geraſt ſind als wir viere! Schwarze Elſa, du haſt mich mit unvergleichlicher Tapferkeit aus den Händen der „Weſtermühlſtraßler“ geriſſen. Du, Mizzi, ſollteſt niemals vergeſſen, daß du es nur meiner Fürbitte verdankteſt, wenn du bei unſeren lebensgefährlichen Streifzügen an den Iſarufern mitgehen, ſagen wir, nachpatſcheln durfteſt. Und daß man dich wegen deiner grünen Augen manchmal als falſche Mizzi-Katz verſchrieen

hat, ich aber als erſter erklärt habe, daß mir deine Augen ſo „eigentümlich“ ſchön vorkämen wie das grüne Iſarwaſſer; und ſpäter waren ſie auch ſo gefährlich. Und überhaupt, wenn ich damals nicht für uns alle zuſammen die Schulaufgaben gemacht hätte, wären wir viere von unſeren Lehrern totgeprügelt worden. Laßt mich alſo ruhig erzählen: als ob zwiſchen hinein nichts geſchehen wäre, juſt wie jene ruſſiſchen und japaniſchen Krieger, die mitten im Feldzug vereint ein Picknick hielten! — — —

Karl Steinhart war eine ſehr unbefangene Natur. Er ſprach mir von geſchlechtlichen Dingen mit einer Ruhe, die ſich von der hintenherumſchleichenden Sinnlichkeit vieler Mitſchüler himmelweit unterſchied. Das erſte und letzte Gedicht, das er gemacht und mir anvertraut hat, war eine mitleidig-beſorgte Reimerei über ein verlaſſenes Mädchen, das in den Wald hinausgeht, zur Winterszeit, dort entbindet und ſtirbt! Der Schnee fällt dann über Mutter und Kind, und ſo entſtehen aus zwei Leichen zwei Schneemänner. Damit endet dieſe ſehr ſeltſame Dichtung in einer lebensfrohen Kindlichkeit der Auffaſſung. Ich habe übrigens niemals wieder eine ſo groteske Einbildung gefunden wie bei dieſem Karl Steinhart, ſoviel ich mich auch bei Kindern aufhielt.

Aber trotz dieſer wunderlichen Phantaſie war er die Reinlichkeit ſelbſt, wenigſtens ſo lange ſeine

Schweſtern bei uns waren; und er verlangte dies ſtillſchweigend auch von mir. Wenn wir im ſtrengen Winter zähneklappernd in einer Grube des Hausgartens ſaßen, die wir mit einem zerriſſenen Tuche bedeckten, wo dann eines das andere mit der eigenen Körperwärme vor dem Erfrieren ſchützte, — dies alles geſchah in großer Unſchuld.

In dieſer Grube hat man auch meine erſten Dichteleien, Verſe an die heilige Jungfrau Maria, zu Grabe getragen, und zwar unter dem drohenden Spottgelächter Karl Steinharts, in das ich heute wahrſcheinlich mit einſtimmen würde. Die Frömmigkeit überließ man mir allein. Freund Auguſt Bauer entfernte ſich übrigens wegen dieſer Freiſinnigkeit Karls bald aus unſerem Kreiſe. Wie ich wagen konnte, dort meine Verſe an die Jungfrau Maria vorzutragen, iſt ſchwer zu erklären, wahrſcheinlich auch nur damit, daß ich den unlängſt katholiſch gewordenen Freund doch für einen heimlichen Heiligen hielt. Aber das war er wirklich nicht.

Ich wundere mich, daß meine Frömmigkeit damals Zeit hatte, ſich zu ſtärken; aber ſie war in der Tat gewachſen, und zu einem derartig knechtenden Drucke angewachſen, daß ich mich nunmehr unglücklich fühlte. Dennoch — ich meine: trotz dieſer innerſten Unbehaglichkeit — liebte ich meine Konfeſſion und ihre Kirchen mit einer wahren Leidenſchaft. Mein ſehnlicher Traum war immerfort der „Zu-

ſtand der heiligmachenden Gnade". Und wenn mich nicht Karl Steinhart ſo oft wie nur möglich aus dieſen Träumen und den Kirchen geriſſen hätte, hin zu ſeiner hellen Kindheit, dem Heil- und Gegenmittel meiner mondſcheinhaften Sehnſucht nach Heiligkeit: ja, dann wäre ich am Ende wirklich bei dieſem erſtrebten Zuſtand angekommen!

Indeſſen, ſchon gegen das Ende des Schuljahres kam ich viel ſeltener zu Steinhart. Einmal hatte mich nämlich der Vater Karls, ein ſonſt ſchweigſamer Menſch, gefragt, wie mich doch meine Eltern immer ſo weit von meiner Wohnung weg herumlaufen ließen. Ihm zu erklären, daß die ſo viel und ſo viel andere Sorgen hätten und mich deshalb eben meinem Schutzengel überlaſſen müßten, das war mir nicht gegeben. Und auch, daß es zu Hauſe ſo traurig ausſah, geſtand ich ihm nicht. So fühlte ich mich durch ſein Fragen recht niedergedrückt.

Etwas anderes trug dazu bei, mir meine erſte kurzlebige Freude an Steinharts Weſen und Wildheit und Umgang zu töten. Frau Steinhart, ein Weib von fröhlicher Schönheit, die mir ihres Proteſtantismus wegen als eine ſonderlich wichtige Perſönlichkeit erſchien, merkte allmählich, wie hungrig ich oft zu ihnen kam. Sie ließ mich dann und wann mit ihren Kindern eſſen und begann, nach meinen Verhältniſſen zu fragen. Jedoch war mir dies in hohem Maße peinlich: ich ward gewahr, wie

ich die Gleichberechtigung neben meinen Spielgenossen dadurch verlor, daß meine Armut zutage trat. Die „schöne Frau“, wie ich sie in Gedanken nannte, hatte es vielleicht von Herzen gut gemeint; aber wie hätte sie erraten können, daß mich im Grunde die Freiheit, deren meine Armut bei ihm genoß, zu Steinhart getrieben hatte! Nun aber verlor ich den Geschmack an seiner Gesellschaft.

Auch das Raspelmännchen war mit im Spiele. Es hatte mich mehrmals seine Mißbilligung meiner Freundschaft mit Steinhart fühlen lassen, hatte gefragt, ob ich keinen „würdevolleren“ Freund fände — o, der verwünschte Salbaderer! — und hatte mich auf die anderen wieder aufmerksam gemacht.

Aber der Kreis Steinhart, den ich alsbald für lange Jahre verließ, war mir ohne Zweifel ein warmes, angstfreies Heim gewesen. Wie Bäumen, die im Herbst ausschlagen, war mir da vorübergehend und spät eine Kinderlust gediehen. Zu spät, um lange dauern zu können.

Auch dieses Schuljahr war nun dahin, und aus dem Machtbereiche Raspelmännchens entwich ich in die keusche und wahrhaft würdevolle Freiheit, die mich bei den nachdenklichen Tannen und den lieben Blaubeer-Sträuchern erwartete. Und wiederum bog ich mich, so gut wie möglich, zu meinem Stamme zurück.

5

Mein älterer Bruder hatte in seinem Handkoffer, dessen beide Hälften mit einer Schnur zusammengebunden waren, ein heiliges Buch mitgebracht, ein „hebdomadarium sanctum“. So hat es ungefähr geheißen. Es enthielt die Gesänge zu den katholischen Ostermysterien, und mein Bruder, der jüngst mutiert hatte, sang mir einiges in pathetischem Tone vor. Es waren die düsteren Weisen, die meinen Geist von Anfang an gefangen hatten. Da saß ich in den gotischen Kirchen, deren Halbdunkel auf Mystifikation so gut angelegt ist. Da saß ich, und Hände und Herz waren gefangen und bedrückt von dem süßen, schweren, alten, heroisch auf der Generation lastenden Albdrücken. Denn ein großes Albdrücken war mir der Katholizismus. Und als ich jetzt jene Hymnen nachsang, lebte diese süße, verfängliche Traurigkeit in mir auf und mischte sich mit einer jugendlichen Art weltfeindlichen Herrschertums. Ein süßes Trauern und ein stolzes Grollen zugleich liegt nämlich in der alten Kirchenmusik.

Alles aber ist getragen von einer überzeugten Sicherheit und Gewißheit der Haltung. Das faßte mich in der Tiefe meiner Seele. Dazu die bis zum Irrsinn geheimnisvolle Symbolik der religiösen Handlungen, zu denen diese Musik ertönt. Die Masse der tollhäuslerischen und dennoch bestrickenden Gebärden, zum Beispiel das pathetische Händebreiten der Opferpriester, die aus einer Fülle von Macht heraus zu segnen scheinen. Dies alles wohnt in den katholischen Kirchen. In mir aber wohnte außerdem ein immerfort gedemütigtes Jugendherz, Zähigkeit des Wollens, Haß gegen so viel unterdrückende Mächte ... Tausend Ängste vor dem auferlegten Willen meiner anders gearteten Kameraden. Angst auch vor dem eigenen, tief-unglücklichen Vater. Eine überlieferte Neigung zur verehrenden Andacht, die Sehnsucht nach einer Stütze im Schwanken eines gereizten, früh lebendigen Gefühllebens.

Die Kirche allein sprach mir von der Ehre meiner Armut und der Armut überhaupt. Bei ihr allein, bei ihrem Gotte und bei ihrer Hierarchie, schien mir alles so gerecht verteilt, wie ich es wollte: „dem Besten das Beste!“ Da war der ersehnte Wettbewerb, für den keiner im voraus Vorteile besaß, — der freie Wettbewerb, wenn man will, um die Gnade Gottes. Mit solchem Auge blickte ich auf die katholische Religion. Und dies erschien mir alles ganz klar und einfach. So tat es mir wohl, weil alles

andere um mich herum mit Verwicklungen gedacht und vollbracht wurde und ich dazu keine Stellung finden konnte.

So ſtieg mir denn ein kräftiges Machtbewußtſein auf, wenn ich meinen Bruder nachſang: Credo in unum deum oder gar jenes drohende:

Jerusalem, Jerusalem, convertere ad Dominum deum tuum!

„Jeruſalem, Jeruſalem, bekehre dich zu deinem Gotte!“

Nun hatte mir letzthin das dicke Raſpelmännchen alle Luſt am Studieren vertrieben. Dieſer putzige Mann, der mit ſeiner affektierten Würde und der Miene eines Protagoniſten und mit den maßlos weiten Beinkleidern, die damals modern waren, ausſah wie eine menſchgewordene Knackwurſt.

Ich trug mich mit dem verdroſſenen Gedanken, die lateiniſche Schule zu verlaſſen. Ich glaubte nicht in dieſen Kreis zu taugen, ja, ich meinte wohl gar, hier hätte ich es mit einer Art von unüberſteigbarer Höhe zu tun. Obzwar mich meine Mutter damit zuerſt lachend, dann entrüſtet abwies, verſenkte ich mich in den liebgewonnenen Plan einer ſchnellen Befreiung; nur hatte ich anfangs nicht ausklügeln können, wie ich meine Perſon weiterhin zu verwerten hätte. Nach vielem Singen von credo und Jeruſalem, Jeruſalem fiel es mir ſchließlich bei, Meßdiener werden zu wollen.

Einen Meßdiener nämlich hielt ich für eine verehrung-gebietende Perſönlichkeit in jedem Betrachte. Ein Meßdiener, hatte ich mir ſagen laſſen, verdiene ſeine ſechzig Mark im Monat, und mit der Zeit noch darüber. Soviel verdiente auch mein Vater, wenn es gut ging, und manchmal weniger. Alſo würde ich mit meinen ſechzig Mark den Wert von Vatern ſelbſt haben, das ſei ganz offenbar. Wie nur Mutter über einen ſo ergiebigen Plan lachen oder gar ſich entrüſten konnte! Die Ergiebigkeit ſtand feſt in meinem Kopfe, faſt greifbar: Sechzig Mark von mir und ſechzig von Vater, einhundertzwanzig. Wir waren unſer nur zehn in der Familie, bloß zehn Köpfe; mit hundertzwanzig Mark hätte man nach meinen damaligen Begriffen ganze Heere geſpeiſt und gekleidet.

Überdies, ein Meßdiener wäre ohne Zweifel von Gott privilegiert. Fürs eine verkehre er ja nur mit Prieſtern; Prieſter aber nähmen täglich die Kommunion, müßten alſo zu allen Stunden im Zuſtande der „heiligmachenden Gnade“ ſein. Das war wiederum einleuchtend. Mit ſo heiligen Männern würde ich täglich ſprechen, an ihren erhabenſten Akten teilnehmen, ja ſogar das Rauchfaß bedienen können. Um es nur anrühren zu dürfen, hätte ich mich zum Unmöglichſten verpflichtet. Auch heilige Gewänder würde ich tragen. Es ſtand wirklich feſt: als Meßdiener wäre ich meiner ewigen Seligkeit im

Jenſeits ſo gut wie ſicher. Und das ſei doch wichtiger als alles andere, ſagte mir der Katechismus.

Ich klammerte mich alſo mit viel Eigenſinn an dieſen Gedanken. Mutter wußte ſich nicht mehr zu helfen und ging zu Frau Oſtermaier, um ihren Rat einzuholen. Dieſe bat mich zu ſich. Als ich kam, ſaß ſie am Piano und ſpielte eine Fuge von Bach. Sie wußte von früher her, daß ich dieſer ſtrengen Muſik zugetan war. „Wollen Sie Klavierſpielen lernen?“ fragte ſie und erhob ſich. „O, und wie gern!“ „Sie können es bei mir; aber ich mache eine Bedingung?“ — „Welche, gnädige Frau?“

„Sie wollen das Studium aufgeben, nicht wahr? Nehmen Sie an, ich ſei im Prinzip damit einverſtanden. Aber es iſt viel zu früh.“

„Man kommt niemals zu früh, wenn man ſeinen Eltern helfen will,“ ſagte ich, einigermaßen pathetiſch.

„Sicher, junger Freund. Aber wo neun eſſen, können es zehn auch.“

„Wo neun hungern, können auch zehn hungern,“ meinte ich und ſah traurig auf das Notenheft der Bachſchen Fugen.

„Sie ſind heute altklug,“ erwiderte ſie. „Aber ich erkläre Ihnen trotzdem, daß Sie einen großen Unſinn vorhaben. Wenn Sie Ihren Eltern helfen wollten, dann ſollten Sie es wenigſtens ausgiebig

9*

tun. Das können Sie mit Ihrem jetzigen Plane niemals."

„O doch, gnädige Frau!" Und ich erzählte ihr meine naive Rechnung von den sechzig plus sechzig Mark. Sie lachte mich natürlich aus.

„Ich schlage Ihnen etwas anderes vor. Ihre Mutter sagt, daß Sie zu Hause immer Kinderschule halten. Sie lieben Kinder. Werden Sie mindestens Schullehrer, und Sie werden dabei auch in ein paar Jahren an Ihrem Ziel sein? Das hätte doch einigen Sinn."

„Ja, ich habe daran gedacht. Es wäre mein Geschmack. Aber ich müßte noch bis zur Sekunda am Gymnasium bleiben, und bis dahin . . .

„Bis dahin!" wiederholte sie lächelnd, begab sich ans Klavier zurück, und von neuem erklang die Fuge, streng und bestimmt, fast hart in der Abgrenzung der Akkorde.

„Sie sind entmutigt," begann sie hernach, „das ist alles. Aber Sie haben Unrecht. Werden Sie wenigstens Lehrer!"

Wir berieten noch lange über die Sache, und das Ergebnis war, daß ich mich entschloß, es bis zum Lehrer bringen zu wollen: zur großen Freude meiner Mutter.

Aber auch mein Traum von der Meßdienerei erfüllte sich. Frau Ostermaier riet mir nämlich, diesen verehrten Beruf nebenbei zu betreiben und meine

Dienſte einem Pfarrer anzubieten. Morgens und abends hätte ich ja für die Kirche Zeit genug.

Das war die beſte Ablenkung von meiner unglückſeligen Idee, einen Lebensberuf aus dem Meßdienſt zu machen. Ich begab mich eines Nachmittags mit Herzklopfen zu einem Kooperator bei Heilig-Geiſt und trug ihm ſtotternd meinen Wunſch vor. Daß ich in der Aufregung „Hochwohlgeboren“ und „Hochwürden“ verwechſelte, iſt leicht verſtändlich.

Ich wurde gefragt, ob ich die Gebetsformeln kenne und die Antworten, die der Meßdiener dem Geiſtlichen zu geben habe. Ob ich ſie kannte! Trotz meiner Verlegenheit trug ich ſie mit Begeiſterung vor; ich hatte ſie von meinem Bruder gelernt, dieſe Formeln, und war da in meinem Element. Nach dieſem Examen erhielt ich die Erlaubnis, zu miniſtrieren, ſoviel ich wolle.

Und ich machte Gebrauch von dieſer Erlaubnis. Um ſechs Uhr morgens lief ich von Haidhauſen nach Heilig-Geiſt; nach der Schule, um vier Uhr, lief ich wieder hin. Die Sonntage blieb ich gar den ganzen Vor- und Nachmittag in der Sakriſtei.

Ich ſehe mich noch, wie ich gemeſſenen, würdevollen Schrittes, mit peinlich gefalteten Händen und mit verklärtem Geſicht am Altar diente. Wie ich mir ſo wichtig vorkam, ſo wichtig und unentbehrlich! Das Meßbuch freilich war ſchwer und großen Umfangs. Und die Gewänder! Der ſchwarze Rock,

den die andern um die Lenden gürteten, mußte mir unter den Schultern festgebunden werden. Der weiße Überrock, wenn man ihn noch so klein aussuchte, hatte allzulange Ärmel. Aber das sah ich alles nicht, oder beachtete es wenigstens nicht; ich war darüber erhaben im Gefühl meiner Wichtigkeit.

Hier war es, wo denn in der Tat meine Frömmigkeit ihren Gipfel erreichte.

Ich beichtete alle acht Tage. Hiedurch lernte ich, unter Qualen und Gewissensbissen, auf mich acht zu geben, bei dem leisesten Gedanken, bei dem flüchtigsten Worte und der unschuldigsten Regung. Denn immerfort mußte ich ja vor der Sünde auf der Hut sein. Ich zerschnitt mein Inneres mit dem Messer der genauesten Gewissenserforschung. Ich lernte unterscheiden, die feinen Dinge fassen. Und natürlich verlernte ich alle Harmlosigkeit; alle Unbefangenheit flog mir von dannen.

Es ergab sich, daß nunmehr die Kirche, mein Glaube, die größte Angst war. Unter meinen Mitschülern nämlich war die kindliche Grausamkeit, mit der sie ehedem meine Armut behandelt hatten, einem stillschweigenden Mitleid gewichen. Auch mit meinem neuen Ordinarius hatte ich es gut getroffen. Er hatte ein weiches Herz, bis zur Zärtlichkeit weich, seine ganze Erscheinung lud zum Zutrauen ein. Für mich hatte er immer besondere Freundlichkeiten in Bereitschaft. Mein Vater, vor dem ich bisher soviel

Angſt ausgeſtanden hatte, war freilich nicht milder geworden. Wohl aber war ich älter, ich verſtand ihm zu antworten, zu widerſprechen, wenn es der Mutter wegen nötig ſchien. Andererſeits erkannte ich von Tag zu Tag deutlicher, daß mein Vater kein ſchlechter, ſondern ein unglücklicher Menſch war. Mein Glaube aber war jetzt, da ich im allgemeinen ruhiger lebte, zu einer großen, ſchreckhaften Drohung gegen mich ſelber geworden, zu einer Drohung, vor der es kein Ausweichen gab. Er hielt mich in einer ſchweren Knechtſchaft und ſprach immerfort: Gib acht! Gib acht! Die Sünde — ein plötzlicher Tod — die Hölle. Und ſolche Ideen machen uns zu ſcharfſichtigen, moraliſch-kranken, ängſtlichen Menſchen. Ein ſolcher war ich geworden.

Aber nun fing meine Natur ſich zu entwickeln an. Vieles brach jetzt aus mir heraus. Jähzorn und eine allerdings höchſtens in Wünſchen lebende Sinnlichkeit überwältigten mich des Tages zwanzigmal. Und immer ſtand mein Gewiſſen dahinter, der unerbittliche Beobachter, und ſagte: Wieder haſt du geſündigt. Die heiligmachende Gnade iſt verloren!

Es war Gründonnerstag. Mein Bruder war heimgekommen, zu den Oſterferien, und wir hatten uns in dem gleichen Entwicklungsgange gefunden: auf dem Wege zum Gipfel der Bigotterie. Beſſer geſagt, wir waren ſchon oben. Die Ausſicht, meiner

Treu, war ſchlecht: vor uns Nebel und hinter uns Abgrund.

Eben hatten wir uns ein „heiliges Grab“ zuſammengekleiſtert. Die Kieſelſteine waren an die Pappdeckelwände geklebt, die glänzenden Glaskugeln waren angeordnet und kleine Kerzen aufgeſteckt. In die Mitte ſollte die Figur Chriſti zu liegen kommen, ein wächſernes Machwerk, das wir um einige Pfennige gekauft hatten. Ich wollte ihn auf ſeinen Platz legen, aber wir hatten irgend etwas ſchlecht gerichtet, und er fiel immerfort von ſeiner Erhöhung herab. Ich probierte es fünf-, ſechsmal. Umſonſt. Da packte mich auf einmal mein Jähzorn, ich ergriff die Figur und brach ſie mitten entzwei.

Es war geſchehen. Ich konnte es mir nicht verleugnen. Da lagen die beiden Hälften des wächſernen Erlöſers vor mir. Chriſtum ſelbſt hatte ich auf eine frevelhafte Weiſe geläſtert. Ich erſchrak bis in die tiefſte Tiefe meiner Seele.

Mein Bruder betrachtete mich ſtumm und ſtarr. Zitternd ſah ich auf mein Werk. Um Gotteswillen! Was hatte ich getan!

Meine Mutter kam herbei, erriet den Ausbruch meines Jähzornes und ohrfeigte mich. Ich war aber wie verſteinert ... Ich gab kaum acht darauf, ja, ich rührte mich nicht einmal.

Endlich, endlich bekamen die Glieder Bewegung,

das Blut kreiſte und aus meinem Gehirn ſprang der Gedanke: „Beichten!“

Sogleich ergriff ich meinen Hut und lief zu meinem Beichtvater, was ich laufen konnte, auf dem Wege die Reue erweckend, weil ich als Strafe für meinen Frevel den plötzlichen Tod fürchtete. Ich geſtand unter Tränen, was ich verbrochen hatte. Der Geiſtliche, der mich ſeit längerem kannte, war beſtürzt und geriet am Ende in Zorn. Und dies war ſehr natürlich bei einem gläubigen Prieſter, nicht nur verzeihlich, ſondern wohl gar berechtigt. Um mich von meiner Heftigkeit ein für allemal zu heilen, verweigerte er mir die Abſolution und befahl mir, in acht Tagen nochmals darum zu bitten. Und auch hiermit tat er nach ſeinen Begriffen kein Unrecht. Ich ſprach kein Wort weiter, ich erhob mich und ging ſtumm und ohne Gruß davon.

Als ich zu Hauſe ankam, war ich krank, lange Wochen. *Aber der Gipfel war überſtiegen!* — Es ging dort hinunter, wo ich zuerſt den Abgrund geſehen hatte. Und auch dies war natürlich.

6

Der Instinkt hatte sich nun gegen die knechtende Kirche aufgelehnt. Der Intellekt hinkte nach, und ging auf die Suche nach Gründen. Der Zweifel an der Wahrheit der katholischen Lehre stellte sich ein. Nur freilich war bei diesem Zweifel noch wenig Tiefe. Was ich sah, was ich bezweifeln lernte in den nächsten Zeiten, war nicht etwa der große Grundgedanke, von dem der Katholizismus getragen ist: die Weltverneinung. Was ich meinen Jahren gemäß im Auge haben konnte, war das Äußerliche, der christliche Gott, der Hierarchismus, sagen wir: die Kirche, und nicht die Religion.

In den Sommermonaten, die jener Gotteslästerung folgten, führte mich ein freundlicher Zufall zu zwei Büchern, die für mich bedeutsam wurden, zu einer „Geschichte des Katholizismus“ und zu Lessings Streitschrift über die Widersprüche in den Evangelien.

Von wem jene Geschichte der katholischen Kirche

geſchrieben war, weiß ich nicht mehr. Genug, daß ſie viel von den Feinden der Kirche ſprach, von Ketzern und Irrlehrern. Da war zunächſt Julian der Apoſtat, der edle Widerſacher der wachſenden Hierarchie. Zum erſten Male las ich mit Erſtaunen, daß es Männer gegeben hatte, die der Kirche ſo widerſtanden, daß dieſe Männer gebildeten Geiſtes geweſen waren, beſonders dieſer Julian, der Freund und Schüler der Griechen. Und die Mythen der Griechen hatten es mir bereits angetan. Ich fühlte ein tiefes Mitleid mit dem römiſchen Kaiſer, der da ſterbend ſprach: „Du haſt geſiegt, Galiläer!“ Und dieſes Mitleid verhehlte ich mir ungern.

Dann aber feſſelte mich ein anderer Feind der Kirche: Luther der Reformator. Ich war betroffen, als ich gewahr wurde, daß dieſer bei den Auguſtinern das gleiche gelitten hatte, das ich eben noch litt: dieſelbe Knechtſchaft, dieſelbe Angſt vor dem warnenden Gewiſſen. Es ſtieg mir eine dunkle Ahnung auf, daß meine Leiden auch etwas Typiſches an ſich hätten, etwas Naturnotwendiges, notwendig überall, wo tiefe und leidenſchaftliche Menſchen mit Ernſt an katholiſche Lehren glauben. Und wieder hatte ich viele Mühe, mir zu verbergen, daß mein Herz ſich Luther zuneigte und nicht der Kirche.

Da war ſchließlich Leſſing, deſſen Dialektik mir gefiel, weshalb ich ſeine theologiſchen Streitſchriften mit Eifer ſtudierte. Übrigens wartete ich ſchon

darauf, Unwahrheiten und Widersprüche in den heiligen Büchern zu entdecken.

Wirklich entdeckte ich etwas. Ich hatte soviel Angst vor der Hölle ausgestanden, daß es ganz begreiflich erscheint, wenn ich mich zuerst von ihr befreien wollte. Ich fand bald heraus, daß eine unendliche Strafe zu der Kürze des diesseitigen Lebens in einem schlechten Verhältnis stünde. Ich kam der Grausamkeit des christlichen Gottes auf die Spur, besser gesagt: ich wagte endlich, seine Haupteigenschaft beim rechten Namen zu nennen. Und damit war alles gewonnen, oder, wenn man will, alles verloren. Nun offenbarte sich mir mit Deutlichkeit das Lächerliche gewisser Dogmen und Zeremonien. Ich begann mich darüber zu wundern, daß ich dies alles solange für wahr gehalten hatte. —

Freilich, zuweilen hatte ich meine Rückfälle, besonders im Anfang, wenn ich beichten gehen mußte und mich die alte Angst für einige Tage zum Glauben hinzwang.

Härter jedoch als dies empfand ich den Konflikt, der sich jetzt zwischen meinen und meiner Mutter Meinungen ergab. Ich liebte Muttern über alles in der Welt, besonders seit mein „Gott tot war" und ich die früher ihm gegebene Liebe auf meine Mutter übertrug. Gleichwohl aber drängte ich mich mit meiner winzigen Erkenntnis auf, ich ließ meine kleine Gottlosigkeit offen sehen, sogar mit einer

gewiſſen Selbſtgefälligkeit. Denn ich war zu jung, um zu verſtehen, daß das ganze Leben dieſer einzigartigen Frau im Katholizismus wurzelte, im Glauben an eine ausgleichende Gerechtigkeit und an ein beſſeres Jenſeits. Ich begriff nicht, daß das ganze heroiſche Daſein meiner Mutter gleichſam das Loblied zum Ruhme der katholiſchen Lehre war, eines der ſchönſten Loblieder, die jemals dazu geſungen worden ſind.

Nun litt die ohnehin ſchwer geplagte Frau Unſägliches. Für ſie war eigentlich ein hohes Ziel nunmehr verfehlt: ſie hatte ihre Söhne zum Studieren geſchickt, zur Ehre Gottes und zur künftigen Freude ihres Lebens. Sie hatte keine Demütigung, kein Opfer, keine Entſagung geſcheut. Und nun kam ihr der jüngere Sohn als ein Atheiſt ins Haus, als ein Feind des Glaubens, aus dem heraus ihr ganzes Leben wuchs. Die arme Mutter! O, über meine eitle Geſchwätzigkeit!

Es war eine harte Zeit der Entfremdung. Ich lief geſenkten Hauptes herum, und die erſten Falten gruben ſich in meine Stirn und unter meine Augen. Aber trotz meiner Furcht lockte mich das Furchtbare, ich grübelte fort und fort, und Stück für Stück warf ich weg von der überlieferten Lehre meiner Väter, bis nichts mehr übrig blieb als einige verwaſchene Moralbegriffe.

Ich erzähle noch, daß ich nach der Sekunda

nicht Lehrer wurde, ſondern wiederum fortſtudierte. Frau Oſtermaier behauptete, mein Klavierſpiel genüge den Forderungen der Aufnahmeprüfung nicht. Nach Jahren geſtand ſie mir, daß dies eine Notlüge geweſen ſei; ſie habe einfach durchſetzen wollen, daß ich weiterlerne. Es wäre zu ſchade geweſen um meine Talente.

Damals aber überwarf ich mich auch mit ihr, wiederum, weil ich ſo offen gegen die katholiſche Lehre ſtritt. Noch mit vielen anderen überwarf ich mich um die Zeit.

Um nur halb und halb geraden Weg zu machen, hätte ich nun eines Philoſophen bedurft. Die lateiniſche Schule aber wies mich an den Religionslehrer.

Karl Aſenkofer war noch nicht ganz ſechzehn Jahre alt, als ſich dieſe neue Not, die Not ſeiner jungen Gottloſigkeit, zu ſeinen anderen Nöten fügte.

Drittes Buch

1

Auf das, was ich im vorigen Buche erzählt habe, folgte der Herbst des Jahres 18 .. In diesem Herbste geschah es, daß der Firmpate meines Bruders, ein hoher geistlicher Herr, eines unerwarteten Todes verstarb und nicht soviel hinterließ, daß er davon hätte begraben werden können. Ein so mildtätiger Mensch war er gewesen; alles hatte er verschenkt, manches auch an meinen Bruder, dem er zum Andenken ein goldenes Kreuzlein vermachte.

Nun verließ mein Bruder das geistliche Seminar, in dem er bisher auf Kosten dieses Mannes geweilt hatte. Dabei lasse ich unentschieden, ob allein die Rücksicht auf Geld meinen Bruder zum Austritte bewogen, oder ob hierbei seine eigene Neigung mitgesprochen habe. Denn zwischen ihm und mir ist hiervon niemals die Rede gewesen. Tatsache ist, daß einige fromme Leute ihn von da ab mit scheelen Augen betrachteten und von ihm als einem „Ausgesprungenen“ sprachen. Die Mutter aber machte sich keine Sorge; denn mein Bruder

hatte ihr gesagt, daß er nun in München das Gymnasium durchmachen und dann Theologie studieren werde.

Den ersten Teil dieses Vorsatzes führte er auch wirklich aus, den zweiten aber nicht, wie ich später erzählen werde.

Obgleich der Vater ein strenger Mann war, nahm er den Entschluß meines Bruders mit Gleichmut, ja beinahe mit Gleichgültigkeit auf. Überhaupt war er gelassener geworden, vielleicht deshalb, weil er seit einiger Zeit an heftigen Kopfschmerzen litt und dadurch seine Teilnahme an allem verringert wurde. Vielleicht auch, weil nunmehr mein Bruder und ich Stunden gaben und uns schon selbst helfen konnten, wovor er einige Achtung empfand. Er war nämlich sehr gerecht. Vielleicht aber, daß er durch das fortschreitende Alter, wie das natürlich ist, resignierter wurde, obzwar seine Haltung edel, seine Brust breit geblieben war und sein Blick noch blitzte aus tiefliegendem Auge. Alles in allem aber hatte es den Anschein, als ob sich seine vieljährige tiefe Verstimmung allmählich lösen wolle. Und zuweilen lag eine noch ungekannte Weichheit über ihm: In seinen Söhnen nämlich (so däuchte ihn wohl) ging der Geist, der in der Rasse überliefert war, eben zum Säen aus, — auf die Felder, die er selbst, ach! mit vergeblicher Sehnsucht, zu besäen sich gewünscht hatte. Dies war sein Schmerz gewesen, und jenes wurde zu seinem Trost.

Ich habe früher berichtet, daß er Madonnenbilder geschnitzt hatte; diese Neigung war einigermaßen auf meine älteste Schwester übergegangen. Die betrieb nämlich, seit sie aus der Schule war, die Kunststickerei und wußte mit ihrer Nadel sinnige Dinge auf Samt und Seide zu zaubern. Meine anderen Schwestern befanden sich noch auf der Schule, ausgenommen die jüngste, die erst einige Jahre zählte. Diese liebte ich über die Maßen; schon als sie noch in der Wiege lag, wartete und pflegte ich sie; ich habe sie gehen und sprechen gelehrt, und sie weiß viele Märchen von mir. Sie versteht zu singen und zu lachen, daß einem die Seele aufgeht. Und ich habe mich von vielen Sorgen bei ihr erholt.

Solcher Sorgen nun hatte ich im Augenblick nicht allzuviele.

Mein Lehrer in diesem Jahre war ein alter, ehrenwerter Mann, voller Harmonie, mit einer klaren Ruhe auf dem Gesichte, in den Gesten, im Gange. Er strafte selten und dann ohne Groll, so daß ihm die Gestraften auch nicht grollten. Auch war es gegen seinen Geschmack und den Anstand seines Alters, die kleinen Heimlichkeiten seiner Schüler auszuforschen.

Gerne nannte er uns seine jungen Freunde. Das gab uns allen ein stärkendes Gefühl, wir fühlten uns wichtig und begannen in der Tat etwas auf uns zu halten.

Freilich, außerhalb der Klaſſe wurden manche Streiche getrieben; jedoch hatte mein Bruder zuviel Einfluß auf mich, als daß ich mich daran beteiligt hätte. Wenigſtens anfänglich, ſolange wir gute Brüderſchaft miteinander hielten. Doch dauerte dies nicht lange.

Mein Bruder war noch immer der katholiſchen Lehre ergeben, die bei ihm noch tiefere Wurzeln geſchlagen hatte als bei mir. Es lag daran, daß die Natur meines Bruders überaus radikal und extrem war. Alles trank er bis auf die Neige aus. So war ihm das innerſte Weſen des Katholizismus, die Weltverneinung, aufgegangen. Er hatte ſich in ſeinem Seminar genug kaſteit, um für das Asketiſche empfänglich zu ſein. Auch brachte er es fertig, ſich ſelbſt zu zwingen und nötigenfalls zu verleugnen.

In der erſten Zeit traten die Gegenſätze zwiſchen uns nicht ſchroff hervor; denn der Reiz der Neuheit, den unſere Wiedervereinigung am Gymnaſium hatte, machte mich rückſichtsvoll und nachgiebig. Als aber jener Reiz entſchwunden war und wir vertrauter miteinander lebten, fielen dieſe Rückſichten. Mit einem geſchwätzigen Stolze redete ich meinem Atheismus das Wort und verletzte meinen Bruder gerade in dem, was ſein Schwerſtes, Heiligſtes und Älteſtes war. Aber ich wollte ihn ja überzeugen. Alle ſeine Gedanken, Worte und Werke zeugten von ſeiner Hauptidee und ſeinem Hauptgefühl, wie dies die Art entſchiedener Naturen iſt. Auch bei mir zeugte alles

laut von meinem Atheismus. So ſtieß man ſich zuerſt an allen Ecken und Enden. Endlich ward man deſſen müde, nach einigen heftigen Reden ſchwieg man gänzlich und war ſich ſehr entfremdet.

Das Übel wurde für mich dadurch größer, daß ſich meine Mutter, gemäß ihrem Glauben, auf die Seite meines Bruders ſtellte. Sie litten beide meinetwegen, ſie konnten nicht mit mir gehen, und ich nicht mit ihnen; alſo blieb ich allein. In der Familie war mein jüngſtes Schweſterchen meine einzige Gefährtin.

Nun hatte ich in der Schule noch meinen wackeren Auguſt Bauer. Der war und blieb auch katholiſch; er war überhaupt keiner von denen, die ihre Richtung ändern können, er ging immer geradezu. Aber wir vermieden es aus Zartſinn, unſere auseinandergehenden Meinungen übermäßig zu betonen. Wir ſchonten uns. Was freilich einen Nachteil hatte: unſere Freundſchaft, die mit der katholiſchen Lehre in uns groß geworden war, ermangelte nunmehr dieſes Berührungspunktes.

Auguſt Bauer war feſtgefügt. Und als er in dem Alter ſtand, wo die Neigungen ſich ausſprechen, liebte er lauter Dinge, die feſt und begrenzt daſtehen und den Geiſt nicht zum Ausſchweifen und Schwärmen bringen. Er liebte Mathematik und Geſchichte. Gerade dieſe zwei Wiſſenſchaften aber haßte ich zu jener Zeit mit einem ganz entſchiedenen Haſſe.

Daraus ergibt ſich, daß Auguſt Bauer und ich nach neuen Stützen ſuchen mußten, um die ſich die Pflanze unſerer Freundſchaft ſchlänge. Aber es fand ſich wenig. Man ſucht, wenigſtens in dieſen Jahren, nur ſich ſelbſt im andern, liebt ſich dann doppelt und hält dies für Freundſchaft.

Natürlich lebten wir doch noch in einem gewiſſen Kontakt. Aber es gab Gelegenheiten, bei denen wir innerlich ſehr weit auseinander kamen. So bei der nächſten Schulbeichte.

Es iſt Geſetz an den bayeriſchen Gymnaſien, dreimal im Schuljahre zur Beichte zu gehen, und niemand fragt, ob es ſo dein Glaube ſei, ob du die Sache von Herzen tueſt oder nicht. Unter meinen Kameraden gab es mehrere, die nicht mehr an die Wirkſamkeit der katholiſchen Beichte glaubten. Sie alle mußten wieder ihren Willen zum Beichten gehen.

Auguſt Bauer fragte mich: „Was wirſt du tun? Wirſt du lügen?“

„Ich werde dem Beichtvater erklären, daß ich dies alles nicht glaube; er wird mir dann den Beichtzettel auch ſo geben.“

„Wir werden ſehen“, meinte Auguſt Bauer und ſtellte ſich mit mir an dem gleichen Beichtſtuhl auf. Als die Reihe an mich kam, ſpürte ich ein gewiſſes Herzklopfen, zum Teil eine Erbſchaft von früheren, ernſtgemeinten Beichten her, ein Reſt der Gewöhnung, zum Teil Furcht vor der eigenen Kühnheit

und vor dem Neuen, Ungewohnten meines Handelns. Ohne die Anklageformel zu beten, legte ich dem Geiſtlichen meinen Geiſteszuſtand dar, mit der Bitte, mir den Beichtzettel zu geben. Er antwortete, daß er nicht tun wolle noch dürfe, was ich von ihm verlange. Ich ſolle mich meinem Religionslehrer eröffnen. Daraufhin zuckte ich die Achſeln und ging. Natürlich folgte ich dieſem Rate nicht; denn obwohl mein Religionslehrer ein rechtſchaffener, ja verehrungswürdiger Mann war, hätte ein Eingeſtändnis der Sache vielleicht mit der Dimiſſion vom Gymnaſium geendigt.

Alſo war es ſicher, daß ich einen Beichtzettel brauchte. Schnellen Entſchluſſes ging ich zu einem anderen Beichtvater, ſagte meine Formeln her, dazu einige Dutzend Sünden, die ich mir in der Eile ausgedacht hatte. Dies war ein richtiger Humbug, und nach der Anſicht der katholiſchen Geiſtlichen iſt es auch ein Sakrilegium. Ich beging dieſes Sakrilegium in der Folge noch öfter — und mit mir mehrere meiner Schulgenoſſen —, dem Zwange gehorchend; bis wir die vernünftigeren unter den Beichtvätern herausgefunden hatten, die uns den Beichtzettel ohne Sakrilegium zugeſtanden. Wie ſolches im Intereſſe der Vornehmheit der Religion lag.

Auguſt Bauer hatte, da er damals mit mir am Beichtſtuhle ſtand, die Sache mit angeſehen, begriffen und beurteilt. Als ein redlicher Menſch machte er

ſich vielen Kummer über jenes Schulgeſetz, aber auch über mich, ſeinen Freund; denn ſelbſt der beſte Katholik neigt ein wenig dazu, die außerhalb der Kirche Stehenden als Schuldige zu betrachten.

Mit meinem Bruder nun und Auguſt Bauer hatte ich trotz der Verſchiedenheiten unſeres Wandels ein Erlebnis gemeinſam, das Stundengeben. Es war hierbei manches Ergötzliche. Da ſtellt ſich ſo ein armer Stundenlehrer bei den Eltern vor und hört, daß ſein künftiger Schüler „zwar geſcheit, ja, man kann direkt ſagen, intelligent, aber leider etwas leichtſinnig und zuweilen ein wenig träge“ ſei. Oder auch: daß er „eigentlich kein großes Genie“ ſei und (weil natürlich der Profeſſor alles zu ſchnell erkläre) auch nicht gleich aufs erſtemal die Dinge richtig auffaſſen könne. Aber dafür ſei er recht fleißig; „ja, wiſſen Sie, er gibt ſich ungemein viel Mühe.“ Wieder andere erzählen dem erſtaunt aufhorchenden Stundenlehrer, daß ihr Sohn bis zum zweiten Lebensjahre ganz verwunderliche Geiſtesgaben verraten, daß er zum Beiſpiel mit anderthalb Jahren ſchon die Namen ſämtlicher Speiſen und Getränke gekannt habe. „Iſt's möglich!“ ruft höflich der Inſtruktor. „Ja, aber ſehen Sie, dann hat er die Maſern gehabt, das muß ſich irgendwie aufs Gehirn geſchlagen haben, denn ſeit der Zeit entwickelt er ſich körperlich gut, wirklich recht gut, aber mit dem Verſtande geht es nur mühſam ... Das

heißt, nun ja, dumm ist er auch nicht, bloß schwerfällig."

Wie ihre Söhne behandelt werden sollten, darüber sind die Eltern ziemlich einig. „Mit Strenge richten Sie nichts aus; auch sein Professor nicht. Der behandelt seine Schüler, sozusagen, nicht individuell... Verstehen Sie, so ... so eine psychologische Methode müssen Sie anwenden." — „O ja, ich verstehe wohl," erwidert eilfertig der Instruktor, „keine Massenerziehung, individuell, psychologisch ..." — „Und am Ehrgeiz müssen sie ihn packen, nicht an den Ohren! Wie gesagt, psychologisch —"

O spanisches und Bambusrohr, was wärest du manchmal für ein guter Psychologe!

Wenn mein Bruder, ich und August Bauer uns unsere Erfahrungen auf dem Gebiete des Stundengebens berichteten, hatten wir also manchmal Anlaß zum Lachen. Und durch manchen boshaften Spott entschädigten wir uns für unsere mühevolle Tätigkeit. Übrigens betrachteten wir es als Ehrensache, daß keiner von unseren Schülern „durchfiel". Manchen davon liebten wir sogar. Denn zuweilen ist ein Junge recht vergeßlich, aber voller Zutraulichkeit und hat ein Herz vom reinsten Golde. Dann verzeiht ihm der Stundenlehrer seine langsamen Fortschritte eher als Schüler und Eltern, und wenn sich sein Schüler innerlich an ihm hält und sich an ihn schmiegt, erlebt er eine unsäglich

zarte, keusche Scheue. Oft auch verbirgt sich der Geist bei denen, die von Natur aus eine feine, reizbare, mißtrauische Seele haben und die gegenüber allen aufdringlichen Autoritäten verschlossen, ablehnend und ganz widerspenstig werden. Auch solche liebten wir; und ihr Wesen öffnete sich uns, wenn wir behutsam waren.

2

„Willſt du mit mir in die Meſſe gehen?“ fragte mich mein älterer Bruder, als es am Weihnachtsabend gegen Mitternacht ging. Ich ſchlug es nicht aus. Fürs eine boten die verſchneiten Straßen einen eigenen Anblick, wenn Laternenlicht darauf fiel; jedes Sternchen Schnee glitzerte, wie wenn es eine Offenbarung zu künden hätte; ſo daß es einem weh tat, darauf zu treten, zumal der Schnee wehleidig knirſchte. Fürs andere hoffte ich, da wir in den Dom gingen, auf eine gute Muſik.

Auf dieſe Muſik hörte ich aber nur halben Ohres. Vor uns ſtand nämlich ein junges Mädchen in langem, gelbem Jackett. Sie ſah ſich des öfteren nach mir um, mit Augen von ich weiß nicht welcher Farbe. Grau und blau und braun konnte man ſie finden. Neben ihr ſtand ein Dienſtmädchen, das ſie begleitet hatte. Manchmal neigte ich mich vor und ſah dann im zitternden Schein der Kerzen ein ſchmales, blaſſes Geſicht, in dem die Augen weit und unſchuldig auf die vielen Lichter gerichtet waren —

wie bei Kindern, wenn du ihnen etwas ganz Wichtiges erzählſt, was ſie andächtig macht vor Erſtaunen.

Es ſchien mir, als ob die Meſſe ſehr kurz geweſen wäre, obzwar ſie durchaus nicht kürzer war, als eben alle Meſſen ſind. Die Leute erhoben ſich eilig und ſtrebten den Ausgängen zu, auch das Mädchen; ich hielt mich hinter ihm und zog meinen Bruder mit. Das ärgſte Gedränge war um den Weihwaſſerkeſſel, der beim Tore ſtand. Das Mädchen konnte unmöglich zum Weihwaſſer, das begriff ich, deshalb ſchob ich mich hin, tauchte meine Hand zum Erſtaunen meines Bruders tief und andächtig ein und beſpritzte mich und das Mädchen mit Weihwaſſer. Für dieſe Gefälligkeit dankte ſie mit lächelnder Zuſtimmung und ſah mir dabei zum erſten Male voll ins Geſicht.

In dieſem Augenblick trat ein Bild vor meine Seele: Am linken Ufer der Iſar, in der Ehrhartſtraße, tanzten etliche zwanzig kleine Mädchen und Knaben einen Ringelreihen. Dabei ſtand ein größeres Mädchen mit ſchmalem, blaſſem Geſicht; ſie kommandierte, und dabei ſchien die wärmſte Sommerſonne auf ſie herab, das ganze Weſen in Farbe und Linien verfeinernd. Ich ſah zu, an einen Baum gelehnt. In dieſen frühen Jahren nämlich war mein Herz ganz lächerlich voll Sehnſucht nach Zärtlichkeiten und nach Einverſtändnis mit den fröhlichen

Leuten, und obwohl es wenige gab, die von mir wiſſen wollten, blieb ich überall ſtehen. Das Mädchen, dem ich jetzt mit meinem Bruder nachging, war das nämliche, das damals den Ringelreihen kommandiert hatte. Sie ſchritt bis an die Heilig-Geiſtkirche vor uns her, dort bog ſie nach rechts ein, während wir durchs Tal, geradeaus, marſchierten. Sie fühlte wohl, daß wir hinter ihr waren; denn als ſich unſere Wege ſchieden, ſah ſie ſich genau um. Da kam ein großer Mut über mich, ich griff nach meinem Hute und grüßte mit Ehrfurcht. Sie dankte mir mit Aufmerkſamkeit.

Mein Erfolg war alſo unbeſtreitbar. Auch mein Bruder ſah dies ein, er verſtand, daß ich mir ſehr wichtig vorkam, und betrachtete mich ſogar mit einer gewiſſen Bewunderung von der Seite. Ich hüllte mich in vornehmes Schweigen.

An dieſem Tage grub ich mich mit unglaublichem Behagen ins Bett. So geht es, wenn man einen lieben, glatten Tag zu Ende gelebt hat und auch der nächſte Morgen nichts Unliebſames und Rauhes zu erwarten gibt. Beſonders die Augenblicke vor dem Einſchlafen ſind köſtlich. Man iſt in Harmonie mit ſich und dem Weltall.

Am Morgen nach dieſer Nacht begab ich mich in die Ehrhartſtraße, an eben die Stelle, wo ich ſeinerzeit den Ringelreihen mitangeſehen hatte. Und genau zu der gleichen Minute erſchien ebendort das

Mädchen mit dem Dienſtmädchen, wie wenn Ort und Zeit von uns beſtimmt geweſen wären. Dies war erſtaunlich und ſetzte mich dennoch nicht in Verwunderung. Als ich grüßte und mich tief verneigte, dankte ſie mir, rot vor Verwirrung; und ich hörte das Dienſtmädchen flüſtern: „Jenny, der Zufall!“ Alſo Jenny hieß ſie.

So waren wir aneinander vorbeigegangen, und jetzt erſt klopfte mir das Herz, daß ich die Arme einen Augenblick über der Bruſt kreuzte, wie um niederzudrücken, was da heraufdrängte. Zwanzig Schritte weiter wagte ich endlich umzuſchauen. Da ſtand ſie, noch nicht fern vom erſten Treffpunkte, und blickte nach mir aus. Ich grüßte wieder, ſie dankte wieder, dann kam Bewegung in ſie, und ſie ging den Weg zurück, um in das Wohnhaus einzutreten.

Ungefähr das Gleiche geſchah nun acht Tage lang, bis zum Tage des Sylveſter. Mein Mut war unterdeſſen mit meinem Glückgefühl gewachſen. Sie ging heute der inneren Stadt zu, ich hinterdrein. Aber beim nächſten Dienſtmanne machte ich Halt, drückte ihm mit geheimnisvoller Miene fünfzig Pfennige in die Hand, dazu ein wohlvorbereitetes Billett mit wohlgeſetzten Glückwünſchen; damit ſchickte ich ihn zu dem jungen Mädchen. Sie las es, ſah ſich nach mir um und winkte dankend. Das Ganze hielt ich für ein großes Erlebnis.

Die Feiertage waren vorüber, und die Schule begann. Es fiel mir nicht ſchwer, zu ermitteln, wohin ſie zur Schule ging. Dort erwartete ich ſie nunmehr faſt tagtäglich, wenn ich nicht Stunden zu geben hatte, grüßte ſie und wurde gegrüßt, lief dann hinterdrein und ging noch ein oder zwei Stunden lang in der Ehrhartſtraße auf und ab. Die Dienſtboten der ganzen Straße lachten über mich.

Ich wagte nicht, das junge Mädchen anzureden, wegen des ſchrillen Kontraſtes, in dem mein ſchäbiger Überzieher zu ſeinem gelben Jackett ſtand. Aber ich ſchrieb ihr viele Briefe, in gebundener und in ungebundener Rede. Das Dienſtmädchen übernahm die Vermittlung. Sie ſelbſt antwortete niemals anders als mit Kopfnicken und Grüßen vom Fenſter aus.

An einem Sonntagmorgen aber erbarmte ſie ſich meiner Demut, Anhänglichkeit und Ausdauer. Sie ging da in eine Schule, um ich wußte nicht welchen Unterricht zu nehmen. Auf dem Wege dahin redete ſie mich ſelbſt an, da ich es niemals gewagt hätte. „Ich möchte Sie nur bitten," ſagte ſie, „dem Dienſtmädchen kein Trinkgeld mehr zu geben. Es iſt nicht nötig."

Ich ſtotterte irgend etwas zur Antwort, hielt mich aber tapfer an ihrer Seite und hörte anfangs zu, ohne zu hören. Endlich löſte ſich meine Zunge.

Ich ſprach langſam, faſt wie für mich und wie ein Menſch, der entſchloſſen iſt, einen bedrohlich aufſteigenden Gedanken todesmutig zu Ende zu denken und zu ſprechen ... Ob ich öffentlich mit ihr gehen dürfe, wenn ich einmal das Gymnaſium hinter mir hätte — es ſeien nur zweieinhalb Jahre bis dorthin! — daß ich keine Liebe ohne ſchließliche Heirat verſtände — es ſeien nur ſechs, ſieben Jahre bis dorthin! — und was ihre Eltern hierzu ſagen möchten.

Es ſchien mir ganz ſelbſtverſtändlich, daß man ſo geradehin ſprechen müſſe, und daß ſich die Dinge in Wirklichkeit ſo einfach verhielten. Sie aber ſagte ja und wiederum ja, bloß ſchien ihr der Zeitraum von zweieinhalb und ſieben Jahren etwas länger vorzukommen als mir. Aber das tat ja wohl nichts zur Sache!

Zwei junge Herren im Sportsanzuge kamen des Weges. Sie fixierten uns aufmerkſam, mit Wohlgefallen das Mädchen und mich ſehr verächtlich. Als ſie einen Schritt hinter uns waren, kehrten ſie ſich um und gingen uns nach. Der eine ſagte lachend zum andern: „Was meinſt du, die zwei paſſen zuſammen. Er ſieht aus wie ein Bettler ſo ſchäbig, und ſie iſt entſchieden eine kleine Prinzeſſin.“

Während meine Wangen ſich in unſäglicher Scham röteten, wandte ſich mein Blick ängſtlich, ach

ſo ängſtlich und verſtohlen auf meine Begleiterin. Ja, ſie hatte es gehört; denn eben überflog ihr Auge meine Kleidung. Auch ſie ward rot dabei und fing plötzlich an ſchneller zu gehen und einen breiteren Raum zwiſchen uns zu laſſen: damit man nicht allzuleicht merke, daß ich mit ihr ging.

Wir waren nicht mehr weit von der Schule, und ſie erbarmte ſich ein weniges meiner Armſeligkeit. „Wiſſen Sie," ſagte ſie in bedeutſamem Ton, „ich habe Phyſikſtunde vom Profeſſor ſoundſo. Kennen Sie ihn?"

„Nein, ich kenne ihn nicht," antwortete ich dankbar. „Aber dem Namen nach kenne ich einen jüdiſchen Rabbiner, der ebenſo heißt. Der iſt es wohl nicht?"

„Nein, der iſt es nicht."

Vor uns lag das Schulgebäude. „O, ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein. Darf ich Sie wieder einmal begleiten?"

„Ach nein, es geht nicht, es geht nicht," entgegnete ſie haſtig. Ihr Blick examinierte dabei zum zweiten Male diskret meine Kleidung. Die beiden jungen Sportleute ſtanden auch gar nicht fern von uns.

Sie trat ins Schulhaus, jene beiden aber gingen in ein gegenüberliegendes Reſtaurant; wobei ich mir gar nichts dachte.

Aber beim Heimgehen fühlte ich mich ſehr nieder-

gedrückt, wegen des Spottes, den ich erduldet hatte. Indeſſen ging ich gerade an einem Weißwaarengeſchäft vorüber, in deſſen Auslage eine Fülle hoher Stehkragen und moderner Krawatten hing. Heureka, dachte ich armer Narr, hier hängt vielleicht deine Rettung. Ich trat ein und kaufte einen Stehkragen und eine Krawatte. Aber auch nach dieſen Erwerbungen wurde ich wieder traurig.

Zu Hauſe verkroch ich mich ſchweigſam in eine Ecke. Dort löſte ſich mein Weh in einem kleinen Liede aus:

Wärſt du ein Bächlein!

Wärſt du ein Bächlein, froh und friſch,
Das murmelnd käm' geronnen,
Dann möcht' ich gern als muntrer Fiſch
In deinen Wellen wohnen.

Und wenn auch das nicht könnte ſein,
Ich ließ mir's ſchon genügen,
Könnt' ich als blanker Kieſelſtein
In deinen Wellen liegen.

Hierauf legte ich mich ſchlafen, obzwar nicht die Stunde hierfür war. Aber ich hatte eine Demütigung zu vergeſſen; da frommte mir der Schlaf.

Die Morgenſonne des nächſten Tages gab mir meinen Mut zurück. Als ich in der Klaſſe war, fragte ich einen jüdiſchen Mitſchüler, ob der Rabbiner X auch Phyſikſtunden gebe, Sonntag morgens,

in der und der Schule. „Nein," war die Antwort, „aber er gibt um die Zeit ebendort Religionsſtunden." Ich wußte alſo, daß Jenny eine Jüdin war und ſich geſtern geſchämt hatte, dies zu geſtehen. Aber dieſe Mitteilung entſetzte mich keineswegs. Jenny kam mir nun um ein gut Teil intereſſanter vor.

Am gleichen Tage, nachdem ich meine Stunden gegeben hatte, eilte ich wie ſonſt in die Ehrhartſtraße. Siehe da, die beiden jungen Herren von geſtern ſtanden ſchon am Hauſe, und Jenny war am Fenſter. Und mein Gruß wurde nicht mehr erwidert. Meine glücklichen Rivalen ſahen mich lächelnd herankommen, und nachdem ich an ihnen vorüber war, ſagte der eine ziemlich laut zum andern: „Du, heute hat er einen neuen Stehkragen." „Und eine neue Krawatte," ſetzte der andere hinzu. „Soll ihm aber nichts mehr helfen," ſchloſſen ſie in ſiegesgewiſſer Einmütigkeit.

Auch ich ſpürte wohl, daß es mir nichts mehr helfen würde. Darüber trauerte ich ſehr. Der Erinnerung zuliebe ging ich zuweilen noch in die Ehrhartſtraße; aber jedesmal traf ich die zwei Rivalen dort an und wurde von ihnen mit ſpöttiſchem Lächeln empfangen. Ein Mitſchüler, der die zwei kannte, ſagte mir ſchließlich, daß ſie ariſtokratiſchen Familien angehörten. Nun reſignierte ich und ſtellte mir vor, daß ich dem Glücke Jennys nicht im Wege

ſtehen dürfe, wenn es ihr jetzt beſtimmt ſei, Gräfin zu werden. So kalkulierte ich in meiner Einfalt, und ich wurde ſelbſt tief gerührt von dem Edelmute meiner Entſagung.

Während des kurzen Lebens meiner Liebeshoffnungen hatte ich alles andere um mich her gänzlich überſehen und vergeſſen. Jetzt, nach ihrem raſchen Ende, hatte ich wieder Zeit, an die Familie Aſenkofer zu denken, beſonders an meinen älteren Bruder, den ich ſeit lange vernachläſſigt hatte.

3

Voller Schwermut kam ich eines Tages nach Hause. Mein älterer Bruder saß am Fenster, wie es schien, auch in melancholische Gedanken versunken. Er bot mir guten Abend; denn die Sonne war im Sinken. Ihre Strahlen fielen auf seine feinen schwarzen Haare, auf sein blasses Gesicht. Die Stirn und der Blick der Augen gaben ihm das Aussehen eines im Innern längst entschiedenen, ernsten Menschen.

Einmal hatte ich in irgend einer Ecke einen Streifen Papier gefunden, auf dem von meines Bruders Hand folgendes geschrieben war: „In der Theorie, in Gedanken, habe ich mit allem gebrochen, und ich bin auf den Satz gekommen: Erlaubt ist, was ich mir erlauben kann. Nun bin ich aber nicht so veranlagt, daß mich diese Erkenntnis zum Eroberer machen könnte. Im Leben, in der Praxis, bin ich gänzlich resigniert, und ich werde ein regelmäßiger Mensch sein; und obwohl ich oft von weiten Fahrten und ungeheueren Erlebnissen träume, bleibe ich

dennoch ganz im engen Kreise. Bloß diese Regel habe ich: Ich will niemals schauspielern und nichts Fremdes annehmen. Was den ganzen Rest betrifft, so will ich nur reinliche Gedanken. Mehr verlange ich nicht vom Leben."

Diese wenigen Sätze waren, wie alles, was mein Bruder schrieb, in peinlich sauberer, fast schulmäßiger Schrift niedergelegt. Als ich ihn jetzt nachdenklich am Fenster sitzen sah, fiel mir dieses Bekenntnis wieder ein, und es rührte sich in meinem Herzen die Sehnsucht nach seiner Gesellschaft. Ich machte mir Vorwürfe, weil ich ihn die Zeit her so vernachlässigt hatte.

Nachdem ich einige Augenblicke schweigsam neben ihm zugebracht hatte, sagte ich: „Gehen wir spazieren; es ist zu heiß im Zimmer." Er wunderte sich ein wenig und willigte ein.

Also verließen wir die Wohnung und schritten die Rosenheimerstraße hinab, von gleichgültigen Dingen plaudernd. Beide nämlich fühlten wir voraus, daß wir heute noch viel Ernstes bereden würden; aber das hatte seine Zeit und hatte einen schweren Anfang. Wir empfanden eine gewisse Angst davor.

„Wie abgespannt diese Leute aussehen," sagte mein Bruder und wies auf die Arbeiter, die eben heimkehrten. „Und doch leben diese da reichlicher als unser Vater. Aber er hatte recht, niemand zu

dienen, ganz recht. Wie eilig es dieſe Arbeiter haben, das allein ſchon iſt erbärmlich."

Wir gingen an den Sommerkellern vorüber, aus denen ſich die Militärmuſik vernehmen ließ. „Gehen wir in die Gaſteiganlagen," meinte ich, „wir werden die Muſik noch hinüberhören."

Breit und rot lag die Sonnenſcheibe in den Wolken und ragte nur mehr zur Hälfte aus ihnen empor. Wir ſchwiegen, in Erwartung des Wichtigen und Zärtlichen, zu deſſen Geſtändnis uns einiger Mut vonnöten war. Auch um uns her ward es ruhiger, die weihevolle Dämmerung hob uns das Herz dabei, und die Muſik, die zu uns herüberklang, reinigte uns Sinn und Geiſt, ſo daß Platz war für einen einzigen Gedanken, beſſer geſagt, für ein einziges Gefühl: die Blutsverwandtſchaft, die Bruderliebe.

Wir ſaßen in den Gaſteiganlagen, auf einer der Bänke hinter der Kapelle. Meine weihevolle Stimmung war eben daran, in Langeweile überzugehen. Da fragte mein Bruder lächelnd: „Karl, wie geht es dir eigentlich mit deiner Liebe?"

Das war die rechte Frage, um mich lebendig zu machen. Sogleich begann ich meine kleine traurige Geſchichte von der Jüdin Jenny, träumte mich hinein ins mondſcheinige Erleben und in mein junges Leiden. Ich gab acht, daß ich nichts überſähe, was die Sache eindrucksvoll und bedeutend machen konnte.

Ich gefiel mir ſo ſehr in der Rolle des unglücklich Liebenden, daß ich aus lauter Freude am Erzählen verſucht war, Lügen in die Tatſachen zu mengen. Auch legte ich beſonderen Wert darauf, daß an dem ſchließlichen Verluſte des Mädchens nur meine Armut ſchuld geweſen ſei.

Mein Bruder hörte ſchweigſam auf mein Reden. Als ich zu Ende war, bemerkte er: „Eigentlich, glaube ich, hat ſie dich gar nicht geliebt; denn die Armut könnte doch die Liebe nicht umbringen. Übrigens ärgere ich mich über das Mädchen, denn ſie war ſchuld, daß wir zwei gar nicht mehr zuſammenkamen.“ Ich neigte den Kopf und ſchwieg.

„Ich habe auch etwas verloren, was ich lange liebte,“ fuhr mein Bruder fort. „Nun bin ich nicht mehr katholiſch.“

Erſtaunt horchte ich auf und betrachtete fragend meinen Bruder. „Das iſt doch gar nicht wunderlich,“ fuhr er fort. „Einige Zeit hielt mich Kant beim Glauben zurück, aber nun habe ich gemerkt, daß man ihn anders leſen muß als unſer Religionsprofeſſor und die Theologen. Jetzt hoffe ich nur mehr auf die Naturwiſſenſchaften und,“ ſetzte er mit faſt böſem Lächeln hinzu, „ich habe keinen irrationellen Überſchuß mehr in der Seele. Es tut mir leid, unſerer Mutter wegen; denn ich werde nun kein Geiſtlicher mehr werden.“

„Es hat aber nichts auf ſich mit dem ewigen Seelenheil," fuhr er nach langem Schweigen fort. „Es hat nichts auf ſich damit. Das heißt, für mich wenigſtens nicht."

Er ſchien meine Anweſenheit beinahe vergeſſen zu haben.

„Nein," wiederholte er jetzt heftig, wie wenn er einen fremden Einwand zu bekämpfen habe, „nein, für mich nicht ... und was Mutter betrifft, nun, ſie iſt eine edle Frau, aber das Leben iſt einfach ſo erbärmlich, daß es zum Edelmut eine Täuſchung braucht, einen Glauben. Das heißt: das Leben, — ihm kann man überhaupt kein Prädikat geben, es iſt nur ein Begriff, auf uns kommt alles an ..."

„Weißt du, Karl," fuhr er fort und wendete ſich wieder an mich, „es gibt keinen Gott, der ſich für das Leid bei uns zu Hauſe intereſſierte, wir müſſen helfen: du und ich. Einweilen darf es gar kein anderes Ziel geben."

Ich ſtimmte ihm begeiſtert bei. Er fing nun wieder etwas klarer zu ſprechen an als vorher, etwas einfacher. Er wolle Ingenieur werden, vertraute er mir; denn mit der Technik und allem, was aus den Naturwiſſenſchaften geſchöpft werde, komme man heute am weiteſten und er am eheſten zu ſeinem Ziele, zu der Rettung der Familie aus ihrer Not.

„Ich will dir ſagen," ſchloß er ſein langes Bekenntnis, „an dieſer Not zu Hauſe ſind die ſozialen Verhältniſſe ſchuld." Er betonte das Wort ſozial und ſah mich triumphierend an.

„Du haſt recht," erwiderte ich voller Bewunderung, die ſozialen Verhältniſſe, das iſt's."

„Es iſt unerträglich, ſoviel Elend, ſoviel hungerndes Volk zu ſehen. Jeder muß Brot haben, jeder hat das Recht darauf, und die ſoziale Frage muß gelöſt werden." So ſprach mein Bruder mit erhobener Stimme. Als ich hörte, mit welcher Wärme er das Wort „ſozial" jedesmal herausbrachte, geriet ich in eine ſehr begeiſterte Stimmung, und es ſchien mir, daß mit jenem Worte allein ſchon der Schlüſſel zur Löſung der ſozialen Frage gefunden ſei.

Es iſt nicht nötig, zu erzählen, wie lange wir in dieſer Nacht noch plauderten und träumten, gemeinſame junge Träume; denn man weiß ja, daß auf noch nicht abgenutzte Gehirne und Herzen ſolcherlei berauſchend wirken — wie auf den Patriarchen der Wein, deſſen Kraft er noch nicht kannte. Brot für die Familie Aſenkofer und Brot für das ganze Volk, dies wünſchten wir und nannten es ſeltſamerweiſe Sozialismus. Nichts war natürlicher, als daß wir zwei armen Schüler endlich hierbei anlangten, und daß es uns eine innige Genugtuung bereitete, uns einige Monate für Sozialiſten zu halten.

Bleibt zu ſagen übrig, daß ich damals meinen Arm feſt um meinen älteren Bruder ſchlang; alſo, vereint in unſeren Gedanken, beſonders froh aber der wiedergeborenen Bruderliebe, wurden wir des Glückes voll und erreichten zu ſpäter Stunde unſere dürftige Behauſung.

4

Die nächsten Zeiten gab ich, wie mein Bruder, mit warmem Eifer meine lateinischen oder griechischen Stunden, und es freute mich sogar, wenn sich meine Schüler als recht hartköpfig und begriffstützig erwiesen. Das gab mir nämlich die Sicherheit, daß sie meiner noch lange bedürfen und daß sie mir viel zu verdienen geben würden. Was ich eben gerne wollte. Es tat mir wohl bis in die Seele hinein, wenn ich an den Samstagen zehn oder gar fünfzehn löblich verdiente Mark vor meine Eltern hinlegen konnte. Dabei war vielleicht einige Eitelkeit in meinem Geben, aber in solchen Fällen läßt sich auch Eitelkeit nicht allzu schlecht an.

Da waren wir einmal am letzten Tage des Monats, und den Morgen darauf war der Mietzins fällig. Ich wußte sehr wohl, daß Vater diesesmal das nötige Geld nicht in Händen hatte. Frischweg ward ich beim Vater eines meiner Schüler vorstellig und bat ihn, mir fünfundzwanzig Mark im voraus zu bezahlen. Der gute Mann tat noch

mehr als das, er versprach mir wie sonst so auch künftighin an jedem Samstag seine Stunden zu bezahlen, nur mit einem sehr geringen Abzug, um so die Schuld in aller Gemächlichkeit zu tilgen. Auf dem Weg nach Hause genoß ich, mit meinem Vorschuß in der Tasche, einen jener in allem menschlichen Erleben und sonderlich in meiner Jugend so seltenen Augenblicke des wahrhaften Glückes. Welches darin zu liegen scheint, daß etwas Kleines und Reines, gewissermaßen Einfältiges und in sich Geschlossenes unsern Sinn ausfüllt, ungefähr so etwas wie mein Vorschuß und seine Bestimmung!

Ich erinnere mich ungemein deutlich an jenen Tag. Als ich heimkam, saß Vater am Tisch und drückte mit den Fingern seine Schläfen, wie wenn er das dorthin drängende, hämmernde Blut zurückdrängen wolle. Aber die Kopfschmerzen verließen ihn nicht. Es war hart, ihn so zu sehen; in allen Falten seines Gesichtes geschrieben stand ein gehemmter, durch die Verhältnisse verbogener Wille großen Zuges. „Hier, Vater", sagte ich, „hier ist der Zins, ich habe einen Vorschuß genommen." Sprachs und wandte mich schnell zur Türe, ohne Lob und Antwort abzuwarten.

Draußen erging ich mich in der Richtung zum östlichen Friedhofe. Dort trat ich ein und ergab mich der tiefen Stille um mich her. Offenbar wollte ich mein kleines Glück keinem Lebenden preis-

geben. Auch auf das Leichenhaus, dessen weißes Gemäuer von der Sonne überglüht war, ging ich zu und betrachtete mir die aufgebahrten Toten. Neben mir machte eben ein Mann halt und richtete wie ich seinen Blick auf den Leichnam einer Frau, die zugleich mit ihrem toten Kinde im Sarge lag. Der Mann neben mir seufzte hörbar; sein Kopf bewegte sich lebhaft, ich wußte aber im Augenblick nicht, ob dies ein Zittern wäre oder eine willkürliche Bewegung. „Sind Sie nicht wohl?“ fragte ich ihn. „O doch!“ versicherte er, „ich denke bloß darüber nach, ob der Tod etwas Wirkliches sei oder am Ende ein bloßes Wort, ein Abstraktum. Können Sie etwa von sich sagen; ‚ich bin tot‘?“

„Nein —“ erwiderte ich erstaunt.

„Nun also, der Tod ist unpersönlich, das heißt: ein bloßes Wort?“

„Vielleicht ist ‚ich‘ bloß ein Wort,“ sagte ich aufs Geratewohl, um überhaupt etwas zu sagen. „Übrigens verstehe ich Sie nicht recht.“

„Und dann,“ fuhr er hastig fort, „wenn der Tod gar nichts Wirkliches ist, sondern ein Wort, dann ist zwischen mir und meiner Frau noch alles beim alten? Meinen Sie nicht?“

Ich schwieg verlegen.

„Was halten Sie übrigens vom Glück? Sind Sie arm genug dazu? Ha, Ha,“ lachte er leise und gleichsam ingrimmig in sich hinein, „ha, ha, man

muß wirklich sehr arm sein zum Glück, arm in jeder Beziehung. Das hat mich zum Beispiel bei meiner Frau geärgert, daß sie sich so oft glücklich fühlte. Ein paar Stiefelchen, sage ich Ihnen, wenn die Fasson neu war, das machte sie schon glücklich. Kommen Sie, junger Mann, ich werde Ihnen meine Frau zeigen."

Ich folgte ihm, überzeugt, es mit einem Irren zu tun zu haben.

„Ja, junger Mann," schwätzte er weiter, „das Glück! Wenn meine Frau, als Mädchen, vor Freude über ein paar neue Stiefelchen in die Hände klatschte und rief: o! wie glücklich bin ich, o, wie glücklich! dachte ich mir: Wie köstlich naiv ist sie doch! Als wir zwei Jahre verheiratet waren und sie sich noch einmal so betrug, nannte ich sie ... nun ja ... ich nannte sie — widerwärtig. Wissen Sie," flüsterte er, „das war das einzige harte Wort, das ich ihr jemals gegeben habe, aber als sie es hörte, zuckte sie so schrecklich zusammen ... o so schrecklich. Und sie wurde krank darauf; ein so weiches Herz hatte sie. Auch starb sie nicht viel später. Glauben Sie nun, daß ich ihr Mörder genannt werden kann?"

Ich erwiderte nichts und sah dem Armen teilnehmend ins eingefallene Gesicht, auf dem der Schweiß hervordrang.

„Nicht wahr," flüsterte er weiter, „das glauben Sie nicht? Manche verbringen zehn und fünfzehn

Jahre miteinander in offenem Unfrieden, dann kommen zufällig drei, vier Glückstrahlen in ihr Haus, und von dem Augenblick an sind die ersten fünfzehn Jahre vergessen, wie ausgelöscht aus ihrem Gedächtnis. Ja, so geschieht es. Meine Frau aber konnte das einzige Wort nicht verwinden. Was kann ich dafür, daß gerade sie so weich war?" Er fing zu schluchzen an und hielt vor einem Grabhügel griechischen Stiles an. „Hier liegt meine Frau." Und dann zog er aus seiner Tasche das Bild eines Weibes und zeigte es mir. Sie sah sehr jung aus, seine Frau, und hatte Augen wie ein Reh. Er aber fieberte wieder und sagte: „Wenn nun der Tod doch nur ein Wort wäre, dann würde ich mich gerne töten. So aber muß ich mich damit trösten, daß andere viel länger miteinander hadern und schließlich doch ihrer Sache froh werden. Leben Sie wohl, junger Mann, leben Sie wohl."

Ich ging erschüttert von dannen. „Drei, vier Glückstrahlen," sagte ich zu mir selbst, „die müssen bei uns zu Hause auch noch kommen. Vielleicht sind sie schon da. Der Mann hat ganz recht: mit drei, vier Strahlen kann alles licht werden, wenn man den guten Willen hat, zu vergessen."

Noch lange nachher entsann ich mich des seltsamen Erlebnisses mit dem unglücklichen Irrsinnigen.

* * *

Während ſich das alles zutrug, was hier erzählt iſt, hatte mein Bruder das Gymnaſium abſolviert und bezog das Polytechnikum. Mutter hatte ſich verhältnismäßig leicht in den Gedanken ergeben, in ihm, anſtatt einen Geiſtlichen, einen künftigen Ingenieur zu ſehen. Mein Bruder ließ ſie nichts davon merken, daß er ſich innerlich von der katholiſchen Lehre losgemacht hatte, damit ſie ſich nicht allzuviele Sorgen mache.

Ich war mittlerweile in die vorletzte Klaſſe des Gymnaſiums aufgerückt. Damals begann ich unter meinen Mitſchülern leidenſchaftlich meinem ſogenannten Sozialismus das Wort zu reden. Genau genommen handelte es ſich bloß um das tägliche Brot, das ich jedermann lebhaft wünſchte, weil ich oft zu wenig davon gehabt hatte. Ich verſtand nicht, daß es für meine Kameraden eine kleine Sache war, des Brotes zu genießen; denn wie hätten ſie ſchätzen können, was ihnen niemals gemangelt hatte.

Meine Seele war damals überhaupt nach allem begierig, was Begeiſterung ſchafft. Begeiſtert zu ſein, dazu war ich umſo mehr bereit, als ich dadurch einen gewiſſen leeren Raum ausfüllen wollte, den ich nach Gottes Auszug im Herzen ſpürte.

Auch für Bruderliebe fand ſich ein guter Platz darin. In der Tat war meine Ergebenheit für den Bruder ungemein zärtlich. So haben wir nach jenem erſten Spaziergang noch manchen andern

gemacht, in lauen Sommernächten zuerſt, und dann im Dunkel der Herbſtnebel; in den großen Städten erwarten der Geiſt und das Gemüt die Stille ſpäter Stunden; dann nehmen ſie ihren Flug wie die Leuchtkäfer. In ſolchen Nächten ſaßen wir am Fuße der Terraſſe, die zum Friedensdenkmal emporführt. Das Licht der Laternen durchleuchtete den Nebelſchleier und ließ die Glieder des Baues in göttlicher Harmonie hervortreten. Einmal fragte mich mein Bruder: „Was gefällt dir nun beſſer, der Nebel oder das Denkmal?“ — „Der Nebel,“ antwortete ich.

„Ja, ſo unſtet biſt du,“ ſprach der Bruder in überlegenerem Tone, als es vielleicht ſeinem Alter zugekommen wäre. „Du liebſt das Unbegrenzte; aber man ſollte ſich abſchließen. Ich glaube nicht, daß ich dich in der Liebe zur Familie feſthalten kann.“

In der Familie Aſenkofer war ſicherlich manches beſſer geworden, und manche verhaltene Zärtlichkeiten, an denen lange in gegenſeitiger Verdroſſenheit und ſchweigſam geſammelt worden war, löſten ſich endlich, endlich aus! Es lag über der ganzen Familie ein feines Schimmern troſtreicher Zukunft.

An einem Novemberabend dieſes Jahres feierten wir das Geburtsfeſt meines älteren Bruders. Wir ſaßen alle zuſammen um den gleichen Tiſch und plauderten voll Güte, der eine mit dem andern, von

fröhlichen Aussichten auf bessere Tage. Hauptsächlich wurden wir hierzu durch die Tatsache verführt, daß Vater seit acht Tagen einen Gesellen beschäftigte und Muttern seitdem das mühsame „Liefern“ erspart blieb. Auf dem Gesichte Vaters hatten wir noch nie eine so freundliche Weichheit gesehen wie eben an diesem Abend. „Drei, vier Glückstrahlen machen alles licht,“ dachte ich bei mir. Allen tat es wohl, aber wir genossen es, ohne Vatern laut zu danken. Als er mit den Händen wiederholt seine Schläfen gedrückt hatte, fragte Mutter: „Ist es arg?“ Eine kurze Frage, aber so mitfühlend im Tone, wie es eben nur sein kann, wenn acht blutsverwandte Herzen eins sind in sehnsüchtigen Wünschen, aber bescheiden im Ausdruck. Vater nahm die Hände von der Stirn und zog die zwei Jüngsten an sich heran in einer schnellen, heftigen Umarmung.

Dann plauderten wir fort und fort, bis wir endlich schläfrig wurden. Aber da wir einträchtig waren, hielten wir trotzdem noch ein Weilchen beisammen aus. Wir sagten uns nichts mehr. „Es ist gerade wie in der Kirche, vor der ‚Wandlung‘,“ bemerkte meine jüngste Schwester, die ich so sehr liebte. Ich gab ihr einen Kuß zur Belohnung. Auf diese Worte hin suchten wir alle unser Lager auf, ganz gesättigt von Hoffnungen; denn, wie gesagt: das war das erstemal, daß die Liebe uns so

friedlich durchſtrömt hatte. So friedlich, daß wir ehrfürchtig und ſtille davor wurden „wie in der Kirche, vor der Wandlung“.

Ich wurde halb aus dem Schlafe geweckt durch einen ſchweren Fall, den ich zu vernehmen glaubte. Gleich darauf hörte ich einen entſetzlichen Schrei. Schlaftrunken ſprang ich empor und öffnete die Augen raſch und weit. Am Boden lag Vater; ſein Geſicht zuckte in Krämpfen, und von ſeinen Augen ſah man nur das Weiße. Mein Bruder war über ihn gebückt und ſchrie von neuem. Da kam Mutter ſchon aus dem anderen Zimmer hereingeſtürzt. Die Krämpfe Vaters hörten eben auf, und er lag einem Toten gleich am Boden. Uns aber, die um ihn knieten, drehte ſich das Herz im Leibe um. Einige Sekunden ſchrecklichen Schweigens. Nun aber ſchrie Mutter auf, ängſtlich, herzzerreißend, ſchneidend, faſt befehlend — oh, über das Grauſige dieſes Schreis! — Hilf, großer Gott, hilf, hilf, hilf!

In dem Augenblicke warf die Morgenſonne ihr erſtes Strahlenbündel zum Fenſter herein, und ihr Licht breitete ſich über meinen Vater, der am Boden lag. Da ſahen wir, daß er noch atmete. Dies und die Morgenſonne gab uns einigen Mut zurück, und wir hoben Vatern behutſam auf ſein Bett.

5

Nach langen Wochen, die ſchlaflos waren für uns alle, hatte ſich Vater endlich ins Leben zurückgerettet. Er erkannte uns wieder, ſprach zu uns, obzwar mit Mühe, ſprach Worte, die traurig ſtimmten, weil ſie nicht logiſch waren. Doch war dies nicht die einzige Folge des überſtandenen Gehirnſchlages. Vater war und blieb gelähmt auf der ganzen linken Seite. Und während ſich der Geiſt allmählich wieder aufraffte von ſeiner großen Erſchütterung, war an der Lahmheit der Glieder nichts mehr zu heilen.

Nun lag dieſer Mann hilflos auf ſeinem Bette und glaubte es dem Arzt immer von neuem, daß er in einem Monat, in zwei Monaten ſpäteſtens, geſund ſein würde, während welcher Rede wir uns heimlich die Tränen aus den Augen wiſchten; denn immer wieder verrann ein Monat, verrannen zwei Monate, und der unglückliche Vater lag hilflos da wie zuvor.

Unterdeſſen verrichtete Mutter Wunder der Güte. Tag und Nacht war ſie tätig. Sie nahm Waſch-

und Putzplätze an; das Mittageſſen, das ſie bei den Leuten erhielt, brachte ſie dem Vater heim, denn das Fleiſch war teuer. „Mir," ſagte ſie lächelnd, „ſind übrigens die Kartoffeln allein viel lieber." War ſie zu Hauſe, ſo durfte ſie nicht von der Obhut des Kranken laſſen, weil Vater in Furcht und Aufregung geriet, ſo oft ſie von ſeiner Seite gehen wollte. Dazu die Sorge für die kleineren Kinder, die alle gekleidet und geſpeiſt ſein mußten. Wenn meine älteſte Schweſter die Wohnung in Ordnung brachte, konnte ſie ihr nicht ruhig zuſehen. „Du mußt auch ein wenig an die Luft," ſagte ſie und ſchickte ſie ſpazieren, um dann die Arbeit ſelbſt zu tun. Sie ſchlief viel zu wenig, weil Vater nachts ſehr unruhig war und alle Augenblicke nach ihr verlangte; ſie bediente ihn unermüdlich, mit einer heiteren Geduld. Freilich kam es dann vor, daß ſie am hellen Tage im Stehen einſchlief. Aber wenn in ſolchem Augenblicke die Jüngſte kam und ihr triumphierend ein rotes oder blaues „Fleißbillet" von der Kinderſchule zeigte, ſo bekundete ſie ihr eine lebhafte Freude; man konnte meinen, ſie halte dergleichen wirklich für ein ſehr wichtiges Ereignis. Es war ihr Stolz, zu ſagen: „Mein Mann und meine Kinder haben, als Vater noch geſund war und arbeitete, nie ſo gut gelebt wie jetzt." Und das war wirklich wahr.

O Frau Mutter! „Gold ſah ich blinken in

Euerem Auge.“ Nur an Euch brauche ich zu denken, tausend Sonnen erheben sich dann zugleich; adelig und hell, hell wird die Welt! Wie dankbar muß ich Euch sein, Frau Mutter, daß Ihr mich geboren habt! Was wäre ich ohne Euch, ich armer Narr und Mensch der Worte! —

Mein älterer Bruder war damals trostlos. Er hatte nämlich im Augenblicke keine Stunden, und als Studierendem der technischen Fächer war es ihm ziemlich schwer, welche zu finden. Was mich betraf, so verdiente ich verhältnismäßig viel; denn ich hatte gut bezahlte Stunden, und der Rektor, ein ausgezeichneter Mann, beeilte sich, sie zu vermehren. So gewann ich sechzig bis siebzig Mark im Monat und manchmal darüber; das alles lieferte ich unverweilt und unverkürzt an Muttern ab. Dermaßen hatte das tiefe Leid meine Seele erschüttert, daß ich gar nicht das Bewußtsein hatte, damit etwas Lobenswertes zu vollbringen.

Aber es gab Leute, die ihre Augen auf mich gerichtet hatten und sich meines Wandels freuten. Unter ihrer Zahl war Frau Ostermeier, die selbst alles mögliche unternahm, um unserer Familie das Wohlwollen wohlgesinnter Menschen ihrer Bekanntschaft zu sichern. Dabei verfiel sie in ihrem Eifer auf einen seltsamen Gedanken. Ohne mich zu fragen, ja, ohne es mich wissen zu lassen, schickte sie in eine weitverbreitete Zeitung folgende Nachricht ein:

„Ein Gymnasiast, der sich und eine Familie von acht Köpfen ernährt. Daß sich manche Studenten ihr Brot selbst verdienen, ist bekannt und nicht allzu verwunderlich. Außergewöhnlich aber dürfte die Tatsache sein, daß ein Gymnasiast sich und eine achtköpfige Familie ernährt. Dies tut zur Zeit, von den Ergebnissen seiner Tätigkeit als Instruktor, ein Unterprimaner eines Gymnasiums in München. Der Vater ist usw. usw." . . .

Was Frau Ostermeier mit diesem eigentümlichen Artikel bezweckte, ist unschwer zu erraten. Sie wollte die Aufmerksamkeit wohltätiger Menschen auf uns lenken. Dies gelang ihr bei einem Baron S. Dieser erkundigte sich sogleich nach der Persönlichkeit des Unterprimaners. Als er bei dem Rektorate des X-Gymnasiums auf meine Spur gelangt war, hinterließ er dort eine gewisse Geldsumme zu meiner Verfügung. Ich wurde hierauf ins Amtszimmer gerufen, wo mich der Rektor mit herzlichem Lachen begrüßte: „Das sind wohl Sie," sagte er, „der den Artikel in . . . eingerückt hat." Ich glaubte, falsch verstanden zu haben, da ich ja von gar nichts wußte. Als er mir dann die Zeitung vorlegte und ich die Zeilen las, befielen mich Erstaunen und Scham zugleich. Ich war mir nicht einmal bewußt gewesen, etwas Rechtes zu tun, und nun stand ich in dem Verdachte, mein eignes Lob in öffentlichen Nachrichten ausposaunt zu haben! Während mir der Rektor das Geschenk

des Barons S. einhändigte, beteuerte ich natürlich meine gänzliche Unwiſſenheit über den Verfaſſer. Jedoch ſchien der Rektor nicht leicht daran glauben zu können.

Erſt als ich zu Hauſe das Geſchenk abgab und im Ton trauriger Verwunderung die Sache erzählte, geſtand mir meine Mutter, daß Frau Oſtermaier die Urheberin war. Es verſtimmte mich ein wenig. Und vielleicht hat eine ſolche Art von Lob überhaupt etwas Zerſtörendes an ſich.

Als ich meinen Vater, den Mann, auf den das Schickſal Berge geworfen hatte, damit es ſeinen Geiſt und Willen erſticke, auf ſeinem Krankenbette ſchaute, da krümmte ſich meine Seele vor Leid. Aber alles iſt für den Menſchen ein flüchtiges Spiel; auch an das Herzzerreißende gewöhnt er ſich und geht mit ſchlafender Seele daran vorüber.

Vier, fünf Monate waren ſeit dem Beginne der Krankheit Vaters verfloſſen. Wäre nun zum Beiſpiel die Mutter plötzlich krank geworden und ſo zu dem gewohnten Leid ein neues gefügt worden, ſo hätte ich vielleicht Großes in der kindlichen Ergebenheit geleiſtet. Aber glücklicherweiſe war dies nicht ſo.

Jetzt, wenn ich an den Samstagen für meine Stunden bezahlt wurde, ſtürzte ich eilig nach Hauſe, wechſelte dort mit Haſt meinen Hemdkragen, ordnete mein Haar und eilte weg, ins Wirtshaus, wohin mich eine wichtige Sache rief.

Dies war so gekommen: Ich hatte eines Tages bemerkt, daß die Zahl derer von meinen Mitschülern, die einer „Schülerverbindung“ angehörten, ziemlich gewachsen war. Sie bildeten nunmehr den angesehensten Teil der Klasse. Dies ärgerte mich und verletzte meinen Ehrgeiz. Als man mir bald darauf antrug, einem Schülerbunde beizutreten, nahm ich die Einladung an und wurde am Samstag nachher „jüngster Fuchs“ des „Pennalkorps Amicitia“. Dorthin eilte ich nun an den Samstagen.

Ich fand es nämlich sehr imponierend, zu sagen: „Leibbursch, ich komme dir einen Halben vor“; „Fuchsmajor, ich komme dir mit Blume nach.“ Und wenn ich „in die Kanne steigen“ mußte, trank ich natürlich mehr als jeder andere. Auch versuchte ich, meinem Bruder eine hohe Meinung von mir beizubringen, indem ich vom H. K. S. C. V. erzählte, vom „Hohen Kösener Senioren-Convents-Verband“.

Dies alles hatte ich mit großem Fleiße aus dem Fuchsenkomment des Pennalkorps gelernt. Aber bei meinem Bruder galt ein solches Wissen nichts. Er war froh, Stunden gefunden zu haben, und während er mich bekümmert meinen Weg gehen ließ, gab er der Mutter seinen Verdienst.

Zuerst lief ich an den Samstagen nach Hause, um mich im Pennalkorps einzunisten. Später genügte mir der Samstag nicht mehr, ich ging auch zu den „nichtoffiziellen“ Zusammenkünften im Pschorr-

bräu, was mir das Wohlwollen der Philiſter erwirkte. Wenn dann der Inhalt meiner Börſe nicht zu meinem Eifer ſtimmte, ſo konnte ich ſtets auf ihre Hilfe bauen. Am Ende ging ich alle Tage aus.

Als ich nun endlich Oberprimaner geworden war, wurde meine Anhänglichkeit an das Pennalkorps gebührend belohnt: Man erwählte mich zum Senior.

Wer fühlte ſich nun wichtiger als ich! Von Natur her geſchmeidig, durch Demütigungen feinfühlig geworden, höflich aus Neigung, auch wohl befähigt, nichtigen Dingen einen wichtigen Anſtrich zu geben und die ſubtilſten Gründe für ihre Exiſtenzberechtigung vorzubringen — ſo machte ich in der Tat meinem Bunde alle Ehre. Ich benahm mich ſo recht als gentleman en miniature und im Duodezformat, was für den Senior eines Pennalkorps unerläßlich iſt.

Da ſaß ich nun Tag für Tag im „Pſchorr“ und erhielt mich durch den übermäßigen Biergenuß in Sorgloſigkeit. Wenn ſich von Zeit zu Zeit mein Gewiſſen regte, umnebelte ich es mit Zigarrenrauch und ſchlechten Gründen. Damals war es auch, daß ich zum erſten Male von „Genie“ hörte, vom ariſtokratiſchen Künſtler und ſeinen höheren Rechten. Ich weiß nicht, wie es kam, aber für dieſe Worte empfand ich ſogleich eine warme Sympathie. Und ohne daß irgend ein Beweis vorgelegen hätte, hielt ich mich ſchlankweg für ein Genie. Nun war es auch

vorbei mit meinem ſogenannten Sozialismus. „Eine innere Wandlung iſt in mir eingetreten“ bemerkte ich pathetiſch und ſelbſtgefällig zu meinem Bruder. Ich erntete damals, des Pennalkorps wegen, Spott und Vorwurf zugleich von ihm. Es war durchaus nicht erfreulich, dergleichen hinzunehmen; deshalb fing ich wiederum an ſeine Geſellſchaft zu meiden und fühlte ihren Verluſt um ſo weniger, als es mir ja an Geſellſchaft nicht mangelte.

In der Amicitia waren einige Menſchen, zu denen ich mich auf eine ernſtere Weiſe hingezogen fühlte. Franz Treber, der Sohn einer niederbayeriſchen Großbauernfamilie, gewann vor allen anderen meine Freundſchaft. Er wohnte in München bei ſeiner verheirateten Schweſter, war von einer ziemlichen Ehrlichkeit des Charakters (man ward ſeiner angenehmen und unangenehmen Eigenſchaften in einer einzigen Viertelſtunde gewahr) und ſchwärmte immerfort von der blonden Lehrertochter in ſeinem Heimatsdorfe. Wie mir ſeine Schweſter im geheimen anvertraute, war dieſe Schwärmerei ſeinen Eltern ein Dorn im Auge. Auch behauptete ſie, daß das Mädchen ſich, ſolange Franz Treber nicht in der Heimat ſei, mit Bauernknechten die treuloſeſten Freiheiten erlaube. Es tat mir ſehr weh, ihn auf dieſe Weiſe getäuſcht zu ſehen, und ich nahm mir vor, ihm bei Gelegenheit die Anſicht ſeiner Schweſter mitzuteilen. Franz Treber trank im übrigen

unglaublich viel, ſein Magen ſchien aus Eiſenblech konſtruiert zu ſein. Wenn er betrunken war, fing er zu laufen an, ſo daß dann niemand mit ihm gehen konnte.

Auch für den ſogenannten Konſenior unſeres Pennalkorps, Otto Sandling, empfand ich eine gewiſſe Teilnahme. Es war das ein langer, magerer Menſch, mit eingefallenem, verlebten Geſichte, aber mit ſtrahlenden Augen — ſtahlblau waren ſie —, nachläſſig und blaſiert in ſeinen Manieren. Er war kein gewöhnlicher Menſch; aber es war nicht leicht, ſeinem eigentlichen Charakter auf die Spur zu kommen, weil er die Leidenſchaft hatte, zu ſchauſpielern, und alle vierzehn Tage einen anderen Typus darſtellte. Man konnte hierin von ihm lernen. Hauptſächlich aber rühmte er ſich, eine tiefe Kenntnis der Frauen zu beſitzen, eine Kenntnis, die er anſcheinend aus vielen perſönlichen Erfahrungen geſchöpft hatte. Er verachtete das Weib und ſtritt deshalb viel mit Treber, der auf das andere Geſchlecht mit der Andacht eines jungen Germanen blickte und ſo platoniſch in ſeiner Liebe war, daß ich ihn im Verdacht hatte, einer gewiſſen Neigung zu frönen. Gegenüber der reichen Erfahrung unſers Konſeniors konnte ich mich der Bewunderung nicht erwehren.

Otto Sandling betrank ſich niemals und war außerdem einer der wenigen „Korpsbrüder“, mit

denen man auch anders als in Bierformeln ſprechen konnte. Wir philoſophaſterten miteinander.

Bei unſeren privaten Zuſammenkünften hatten wir noch einen gemeinſamen Freund — Karl Steinhart, den Genoſſen der froheſten Tage meiner Kindheit.

Der Unterprimaner Karl Steinhart war im ganzen Gymnaſium wegen der unerhörten Freiheit bekannt geworden, mit der er ſeinen Profeſſoren begegnete. Es war dies bei ihm nicht eigentlich Anmaßung, wenigſtens keine bewußte, und es war ihm auch nicht darum zu tun, ſich durch Frechheit vor ſeinesgleichen auszuzeichnen. Er hatte einfach gar keinen Begriff von Autorität und gar kein Gefühl für die Diſtanz zwiſchen ihm und ſeinen Lehrern. Auch verſtand er abſolut nichts von der Primanerhöflichkeit, die uns alle ein ſo hohes Gut däuchte.

Ich hatte ihn zufällig einmal im Auguſtinerbräu geſehen; und weil er mutterſeelenallein ſaß, außerdem aber, weil der Bund neuer Mitglieder bedurfte, hatte ich ihn eingeladen, an unſern Tiſch zu kommen. Dies nahm er an, obwohl wir uns ſeit Jahren nicht mehr geſprochen hatten. Als er vor uns ſeine recht linkiſchen Verbeugungen machte, fühlten wir uns alle verſucht, zu lachen. Drolliger noch als ſeine Komplimente war ſeine Redeweiſe, ein ſchwerer, kerniger Dialekt. Dies paßte allerdings ſchlecht zu den Gewohnheiten des Pennalkorps. Nach

einem hölliſchen Zug aus ſeiner ſtinkigen Tabakspfeife ſpuckte er plötzlich in ſcharf gemeſſenem Bogen über die Köpfe aller Anweſenden hinweg, wobei indeſſen Tropfen in verſchiedene Biergläſer fielen. Wir alle, und ſogar die Kellnerin, waren über ein ſolches Verfahren verwundert.

Trotz aller „Fuchſenkonvente“ der Amicitia verging ihm ſeine Urſprünglichkeit nicht. Er blieb ein zum Teil Lachen, zum Teil Furcht erregendes Original. Sein Geiſt übrigens war geſund und lebhaft, wenngleich ſtets auf Nahes und Greifbares gerichtet.

Treber, Sandling, Steinhart und ich hatten, wie geſagt, intime Zuſammenkünfte, von denen Treber nach kurzer Zeit ausgeſchloſſen wurde, da er den heiligen Schriften beider Teſtamente mehr glaubte als uns. Ich war damals der Philoſophie Schopenhauers ergeben, und ich trank niemals mehr, als wenn ich, gegen den Widerſpruch Sandlings und Steinharts, das Ideal des Asketismus verteidigte. Schopenhauer hatte in der Tat einen nachhaltigen Eindruck auf mich geübt, wenn auch in jenen alkoholverſchwemmten Zeiten die Wirkungen davon nicht recht offenbar wurden. Steinhart wiederholte oft: „Freut euch des Lebens!“ Sandling hörte lieber zu, als daß er ſprach.

Was ſagte nun meine arme Mutter zu meiner neuen Lebensweiſe? Sie bat mich anfänglich, das

Wirtshausgehen zu laſſen, ſie ängſtigte ſich ſchrecklich, ich möchte auf meinen verbotenen Wegen ertappt werden; und manchmal, wenn ſie todmüde vom Waſchen und Putzen nach Hauſe kam, wollte ſie mich weinend zurückhalten. Aber ſie erreichte nichts bei mir. Schließlich wandte ſie ſich an Frau Oſtermaier um Hilfe. Dieſe aber tröſtete ſie und ſagte: „Laſſen Sie ihn gehen, er bleibt ja nirgends lange. Jetzt trinkt er ſich an, eines Tages aber wird er plötzlich den Kopf ſchütteln und ſagen: Wie konnte ich nur? . . Und dann wird alles vorüber ſein. Ich kenne ihn.“ Mutter beruhigte ſich indeſſen nur wenig, ſie fürchtete beſtändig die Dimiſſion vom Gymnaſium für mich.

Einmal, kurz vor Oſtern, im letzten Jahre meiner Gymnaſialzeit, war das Bier ſtärker als gewöhnlich. Als ich gegen den Morgen nach Hauſe wanderte, begab es ſich, daß ich auf dem Pflaſter ausglitt. Es war nämlich glatt gefroren. Ich ſchlug mit dem Kopf heftig auf, blieb einige Zeit erſchöpft liegen, erholte mich aber ſo weit, daß ich glücklich heimkam. Daß ich mir das ganze Geſicht durch beträchtliche Schürfungen verletzt und blutig gefärbt hatte, wußte ich dabei gar nicht. Aber am andern Morgen erwachte ich mit heftigen Schmerzen, und als Mutter zufällig an mein Bett trat, ſtieß ſie einen Schreckensſchrei aus. Sie brachte mir einen Spiegel, und daraus blickte mir mein Geſicht ſo

entſtellt, ſo übernächtig, unrein und bierfaltig entgegen, daß es mich vor meinem eigenen Anblick ekelte.

Dieſer Ekel hielt lange an. Ich verwunderte mich lebhaft über mein Treiben in den letzten Monaten, konnte mich gar nicht begreifen und dämmte von da ab meinen Eifer für die Amicitia gewaltig ein. Einige Monate ſpäter hatte ich mich des Alkohols wieder entwöhnt. Hierüber freute ſich meine Mutter.

Um jene Zeit ging ich einem großen geiſtigen Erlebnis entgegen. Ich lernte die Bücher Nietzſches kennen.

Heute, da ich meine Geſchichte niederſchreibe, iſt meine gewöhnliche Rede: „Weil ich meine Mutter und Nietzſche kenne, deshalb iſt es für mich ein Glück, geboren zu ſein.“ Damals aber, als ich Nietzſches Bücher zum erſten Male ſah, gebärdete ſich meine Seele auf eine ſehr ſeltſame Weiſe.

6

Viele meiner Lehrer am Gymnaſium hatten mich dadurch in Harniſch gebracht, daß ſie die griechiſchen Mythen gleichſam nur als kurioſe Fabeln ohne tieferen Sinn und Hintergrund erzählten. Ich verſteifte mich darauf, ſie als den Ausdruck gedankenvoller Weltanſchauung zu verehren. Und wenn ich verſuchte, meine jugendliche Konzeption des Daſeins aus dem Bereich dunkler Gefühle herauszuſtellen in den klaren Tag des Gedankens und des Wortes, ſo klammerte ich mich, ungeübt im ganz abſtrakten Denken, an die Bilder des griechiſchen Mythos.

Da traf ich vor allem auf Prometheus, den Titanen, der zuerſt der Götter Freund iſt und ſich ſpäter gegen ſie erhebt, um ſelber Menſchen zu ſchaffen; Menſchen nämlich, ſo deutete ich es, die nicht über und hinter der Erde ihr Heiliges ſuchen, ſondern hineinſehen und hinab in „das goldene Herz der Erde“. Gottloſe Menſchen, wie ich einer ſein wollte.

Prometheus, der Abtrünnige, hat eine Bundes-

genoſſin. Das iſt Pallas Athene, die aus dem Haupte des Zeus Entſtiegene, das Bild des Gedankens und des Denkens.

Das Denken behalf ſich ehedem mit Göttern, um durch ſie die Welt zu verſtehen. Erſt als der Menſch kühner ward (als Prometheus die Götter verließ), da hielt ſich das Denken an den Menſchen ſelbſt und allein, ihm zugeſellt als ſein Ewig-Göttliches. Pallas verbündet ſich mit Prometheus. Damit beginnt die Ziviliſation, ausgedrückt im Bilde des Feuerdiebſtahles.

Die Götter (das heißt alles, was im menſchlichen Geiſte nicht „reine Vernunft“ iſt, ſondern Dichtung, Glaube, Gefühl des Zuſammenhangs mit dem All) empören ſich über Prometheus. Sie wollen, daß ein träumeriſch-trunkener Wille im Menſchen ſei. Und hierfür iſt Dionyſos das Symbol, der Gott des ewig fruchtbaren, überſchäumenden, ſinnloſen Lebens. „Dionyſos,“ ruft Zeus, „durchbrich du mir die Schranke, die geſetzt ward zwiſchen Göttern, Menſchen und dem Ganzen.“

Prometheus wird überwältigt, und ſeine Menſchen empfangen außer der (reinen) Vernunft, die er und Pallas ihm ſchenkten, noch die Gabe der Dionyſiſchen Weisheit. Die Mauer fällt, die zwiſchen den Menſchen und dem All-Einen ſteht. Alles eint ſich wieder.

So dichtete ich mir eine „Tragödie des Prome-

theus“ zuſammen, an deren Szenarium ich mit Begeiſterung arbeitete. Ich war unſäglich froh dabei. Noch immer nämlich, ſo lange auch „Gott tot war“, war eine große Lücke in meinem Herzen; darein gedachte ich den Prometheus zu ſtellen.

Da brachte mein Bruder zwei Bücher von Friedrich Nietzſche nach Hauſe: „Die Geburt der Tragödie“ und „Alſo ſprach Zarathuſtra.“

Als ich das erſte geleſen und das zweite durchblättert hatte, verfiel ich in die tiefſte Schwermut, und ich ging herum mit allen Zeichen eines vom härteſten Unglück Getroffenen. Ich murmelte nur immer eine Formel vor mich hin (ich hatte eine Zeitlang die Gewohnheit, mir für alles Harte und Mißliche eine Formel zu bilden), und die hieß: „Er läßt mir keine Siege mehr übrig, er läßt mir keine Siege mehr übrig.“ Dies war die Klage Alexanders.

Ich war nicht reif genug, die Tiefe des Philoſophen zu ermeſſen. Aber was ich in der Tat ſogleich erkannte und erkennen mußte, war, daß er alles, was ich mit kindlichem Inſtinkte halb und halb erraten hatte, mit übermächtigen Worten und Geſten verkündete. Dieſe dionyſiſche Weisheit, die mir irgendwoher aus den hinterſten Höhlen meines Innern gefloſſen war, ohne daß ich mir bewußt geworden wäre, was das Weſen des Dinges ſei, — da war ich über ihren Propheten gekommen. „Er läßt mir keine Siege mehr übrig.“ Mein Bruder, der

ſich einen Ausbruch der Begeiſterung erwartet hatte, vielleicht auch einen neuen, gemeinſamen Traum, weil ja der alte Traum vom Volksglück ſo ſchnell zerſtoben war, konnte aus mir nicht klug werden. Ich war troſtlos. Mein ganzes Daſein ſchien mir unnütz. „Du wirſt niemals größer ſein als er, der dionyſiſche Prophet, niemals ſo groß wie er. Er iſt die Quinteſſenz der vergangenen Jahrtauſende und auch die des kommenden. Alle Möglichkeiten ſind ausgeſchöpft, alles iſt geſagt. Und wenn du etwa noch etwas hinzufügen wollteſt, würde es klein und lächerlich erſcheinen.“ Mit ſolchen Monologen zermarterte ich mein Herz. Ich ward mit einem Male vergiftet vom ſchmerzlichſten Neid gegen den Philoſophen, deſſen Erſcheinung, wie ich glaubte, meine eigene Exiſtenz klein und unnütz machte.

Nun begann ich, mich mit aller Kraft gegen alle ſeine Sätze zu ſträuben. Ich ſah ein, daß man gegen den Antichriſten nur eine Stellung nehmen konnte: die des Chriſten. Wie konnte ich das, ich, der Atheiſt? Aber ich mußte in der Tat zum Chriſtentum zurück, mit meiner Seele, die aufſchnellte vor Ehrgeiz und Neid. Es war ein ſchweres Unternehmen; aber groß und hilfreich iſt in ſolchen Fällen die menſchliche Verblendung.

Mein Bruder hatte einſt geäußert: „Zum Glauben gehört nur ein feſter Wille. Wer den hat, der ſiegt damit über ſeinen Verſtand.“ Nun,

den feſten Willen hatte ich. Da ich vermeinte, daß ich mir auf den goldenen Feldern des freien Geiſtes nach Nietzſche nichts mehr erringen könnte, kehrte ich zum Katholizismus zurück, wütend und traurig zugleich, aber ſtark durch meinen Ehrgeiz, meinen Neid gegen Nietzſche.

Es gibt kein noch ſo miſerables Ding, für das ſich nicht, irgendwo neben dem Randſtein, ein Grund fände; alles läßt ſich beweiſen, vielſeitig iſt die Vernunft. Ich zum Beiſpiel ſtellte mir jetzt vor, mit welch ehrfürchtigem Lobe Schopenhauer von La Trappe ſprach, dem katholiſchen Asketen. Was brauchſt du dich alſo zu ſchämen, ſagte ich mir, unter die Katholiken zu gehen? Überdies war mir in der katholiſchen Hierarchie ein Weg offen zur Ehre. Ich brächte es wohl bis zum Biſchof und Kardinal, mit der Kraft des Glaubens. Und auf dem Wege, ſagte ich mir, brauchte ich den Antichriſten Zarathuſtra nicht zu fürchten.

Dieweilen ich über dieſen lächerlichen oder traurigen Dingen brütete, fing ich an, wieder in die Kirchen zu gehen und Meſſen zu hören, und bereitete mich auf die nötige Generalbeichte vor. Wer war glücklicher als meine Mutter! Oh, über die Komödie eines Menſchenlebens!

Begreiflicherweiſe mußte ich nun auch mein Privatleben anders einrichten. Von allen Bekannten zog ich einſtweilen nur Franz Treber ins Vertrauen.

Offenbar dachte ich, daß der Geiſt des niederbayeriſchen Bauernſohnes noch naiv genug ſei, mir meine neueſte Schwenkung zu verzeihen. Er ſchenkte zwar der Nachricht nicht ſo eifrigen Glauben wie ſeine fromme Schweſter, aber er nahm ſie wenigſtens ernſt.

Meine Wirtshausgänge unterließ ich von da ab faſt gänzlich, eine Unterlaſſung, mit der meine Mutter ſehr einverſtanden war. Was aber meinen Bruder betrifft, ſo ſchüttelte er zu alledem den Kopf. Er wußte offenſichtlich nicht mehr, was er von mir halten ſolle.

Unterdeſſen war das Abſolutorium herangekommen, und einige Tage nachher wurden wir gefragt, welches Studium jeder einzelne zu ergreifen gedenke. Als die Reihe an mir war, gab ich Theologie an. Unter meinen Mitſchülern erregte dies eine ungemeſſene Heiterkeit. Alle waren überzeugt, daß ich, den ſie von früher her als den erbitterten Gegner der Beichte und der ganzen katholiſchen Mythologie kannten, mir einfach einen Witz erlaube. Auch der Herr Ordinarius war mißtrauiſch; er wiederholte ſeine Frage noch einmal, und als er die gleiche Antwort erhielt, notierte er ſie mit heftigem Achſelzucken.

Franz Trebers fromme Schweſter blieb die einzige, die meinen Abſichten eine unverhohlene Hochachtung zollte. Sie zögerte nicht, ſie ihren Eltern in Niederbayern mitzuteilen. Die Folge

davon war ein überaus ſchmeichelhafter Brief der Frau Treber an mich. Sie ſchrieb mir, wie froh ſie ſei, daß ihr Sohn einen ſolchen Freund beſitze; ihr Sohn mache ihr viel Kummer durch ſeine Leidenſchaft für die unwürdige Lehrerstochter. Und zum Schluſſe gab ſie mir die freundliche Einladung, meine Vakanzen bei ihnen zuzubringen und ihren Sohn zu retten. „Nachſchrift: Bitte, meinem Sohne nichts ſagen, bloß, daß ich Sie eingeladen habe.“ Ich nahm die Einladung an, beſonders weil ich mich erinnerte, was ſeinerzeit über die Lehrertochter geſagt worden war: nämlich, daß ſie es nebenbei auch mit Bauernknechten halte. Ich hoffte, Gelegenheit zu finden, dem guten Franz Treber die Augen zu öffnen.

Als ich meinem Bruder von der Einladung erzählte, meinte er lachend: „Denen, die im Sinne des Herrn leben, gereicht alles zum Beſten.“

Mittlerweile waren die letzten Tage meiner Gymnaſialzeit angebrochen. Die „Schluß-Kommerſe“ wurden vorbereitet, im Pennalkorps Amicitia ebenſowohl wie von der Geſamtheit der Abſolventen. Die Statuten der Amicitia aber unterſagten uns, den Kommers der Abſolvia zu beſuchen. Ich war feſt entſchloſſen, weder den einen noch den andern zu beſuchen, einerſeits, weil mir öffentlich getragene „Couleur“ als waghalſige Maskerade erſchien, andererſeits, weil mir mein Gehrock für eine ſolche Schau-

ſtellung zu ſchäbig war. Mutter war hierüber entrüſtet: „Das ganze Jahr,“ ſagte ſie, „läufſt du ins Wirtshaus und machſt einem Angſt und Sorgen. Und an dem Tage, wo jede andere Mutter den Stolz genießt, ihren Sohn in Ehren zu ſehen, da ſtiehlſt du mir auch noch dieſe Freude.“ Als ich mich auf meinen Gehrock berief, meinte ſie: „Hätteſt du im Frühjahr weniger getrunken, dann hätteſt du dir einen neuen kaufen können.“ Dagegen war nichts zu ſagen. Ich hörte noch, wie mein armer Vater vom Krankenbett aus traurig ſeine Zuſtimmung zu ihren Vorwürfen gab, und ſchlich mich davon. Nachträglich erfuhr ich auch, daß meine älteſte Schweſter ſchon ſeit langem an einem ſchönen Couleurband geſtickt hatte, das meine Bruſt hätte zieren ſollen und das die ſtolze Aufſchrift trug: Vivat, crescat, floreat Absolvia! Meine jüngſte Schweſter hatte an einem langen Gedicht gelernt, das ſie mir bei meinem erſten „farbigen“ Eintritt hatte aufſagen wollen. Auch dieſen beiden war ihre Freude zunichte gemacht.

Ich alſo ſchlich mich davon, und in den Anlagen des Taſſilo-Platzes ſetzte ich mich nieder. Bäume, Mond und Sterne, — das war alles ſo einfach, ſo rein und ohne Konflikt. Ich kam mir plötzlich ganz verbogen und ſchief vor. Deshalb weinte ich bitterlich.

Am andern Morgen aber reiſte ich mit Franz Treber in ſein Heimatsdorf ab.

Frau Treber hatte mich eingeladen, weil sie von mir die prompte „Rettung“ ihres Sohnes vor der Lehrertochter erwartete. Franz Treber im Gegenteil, der die Absicht seiner Mutter erriet, rechnete fest auf meine Verschwiegenheit.

Ich sah die blonde Lehrertochter zum ersten Mal in der Kirche; es war wenig Schönheit, aber auch kein Fehl an ihr. Sie hatte ein ganz ehrliches Gesichtchen. Auch ihr Vater und ihre Brüder hatten ganz das Aussehen braver Leute. Die Mutter Treber hatte nur Angst, daß der reiche Sohn eine arme Braut heimführe. Aus dem Gefühl heraus hatte sie die redliche Familie verleumdet und mich, der ich alles für bare Münze genommen hatte, zum Wächter und „Retter“ ihres Sohnes bestellt. „O weh!“ dachte ich mir, „wie wird es enden!“

Franz trug dazu bei, daß es bald schlecht endete. Er lud mich zum Beispiel ein, einen Spaziergang mit ihm zu machen, ließ mich auf halbem Wege allein und eilte zur Lehrertochter. Auf die Frage der Mutter, wo wir gewesen seien, und ob nichts „passiert“ wäre, konnte ich mich dann der Verlegenheit nicht erwehren. Ich durfte meine Gastgeberin doch nicht belügen. Als ich mich wieder mit Franz unter vier Augen fand, legte ich ihm nahe, wenn er „sie“ treffen wolle, allein zu gehen. Er war sehr betreten und zog sich grollend zurück.

Am nächsten Nachmittage begegnete ich der

Lehrertochter und ihrem Bruder. Sie schnitten mir ein sehr saures Gesicht, und „sie“ bemerkte mit ziemlich lauter Stimme: „Es gibt Leute, die sich Freunde heißen, aber bloß Spione sind.“ Mein Ärger war nicht gering.

Am Abende dieses zweiten Tages kam noch ein zweiter Gast an: eine entfernte Verwandte meines Freundes, ein rundliches, nettes Ding, das mir sehr süße Augen machte. Leider war ich offiziell ein angehender Theologe und mußte mir, besonders vor der Mutter Trebers, Zurückhaltung auferlegen. Aber die süßen Augen ließen mir während des ganzen Abendessens keine Ruhe.

Vor dem Schlafengehen kam Franz in mein Zimmer. Er lächelte verheißungsvoll. „Nun also,“ begann er, „verbrüdern wir uns auf Gegenseitigkeit! Du läßt mich frei zur Lehrerstochter, und ich helfe dir zu meiner Cousine.“ Das war überaus deutlich und ohne alle Umschweife, ja auch wohlwollend gesprochen. Gleichwohl stimmte ich nicht zu; ich wollte Frau Treber nicht belügen. Franz grollte noch mehr.

Am dritten Tage blieb er im Bette liegen, gesund, wie er war, zum Zeichen, daß er nichts mit mir zu schaffen haben wolle. Mein Ärger wuchs. Geradeswegs begab ich mich ins Haus des Lehrers, erzählte dem Manne offen, daß man seine Tochter bei mir verleumdet habe, um mich zur Feindschaft

gegen ſie und zur „Rettung“ meines Freundes aufzureizen; daß ich aber jetzt nicht mehr im geringſten an ihrer gänzlichen Rechtſchaffenheit zweifle. Der redliche Lehrer verſicherte mich ſeiner Gewogenheit, entließ mich in aller Freundlichkeit, nicht ohne mir vorher einige ſehr verächtliche Streiche zu erzählen, die ihm die Mutter Trebers in blindem Haſſe ſchon geliefert hatte. Seiner Tochter habe er übrigens verboten, ſich mit Franz zu treffen, nicht aus Abneigung gegen Franz, ſondern aus Vorſicht gegen deſſen Mutter.

Nun war es freilich eine Unklugheit von mir, das Haus des Lehrers zu betreten; denn meine Gaſtgeberin erfuhr davon, weil ſich in dem Dorfe alles leicht herumſprach.

Vom Hauſe des Lehrers weg lenkte ich meine Schritte einem nahegelegenen Walde zu. Ich bedurfte der Kühlung, denn es war ein heißer Tag, und die Grillen zirpten aus allen Feldern.

Am Waldesrand ſah ich mich ein wenig um. Und ich bemerkte, daß eben die Couſine meines grollenden Freundes auf den Wald zuging. Mein erſter Gedanke war, zu entfliehen, wie ſich dies für einen katholiſchen Theologen geziemt hätte. Aber ſie eilte gerade auf mich zu, und ich hatte keine Gelegenheit, ihr zu entrinnen. Ich vergaß die Abſicht auch bald.

Nun ſagte ich ſchon, daß der Tag heiß war und

das Mädchen liebenswürdig. So kam es, daß ich sie beim Beerensuchen küßte.

Als dies geschehen war, erschrak ich sehr. Nicht nur, daß das Erlebnis meinen theologischen Plänen durchaus widersprach; aber dieses Mädchen brauchte nur ein Wort an Franz zu verraten, und ich war ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Ich zürnte mir, und auf dem ganzen Heimwege dachte ich über meine Unklugheit nach. An das Mädchen richtete ich nur mehr wenige zerstreute Phrasen.

Das Erstaunen meiner Gastgeber, den Theologen mit einem Mädchen vom Walde kommen zu sehen, war groß. Sie glaubten nicht an den Zufall. Franz Treber aber verbarg seine Freude nicht. Entweder ahnte er, was geschehen war, oder er hatte das Mädchen gar angestiftet.

Jedenfalls kam er am Abend wieder auf mein Zimmer, erklärte mir, daß er „alles wisse", und daß er hoffe, ich würde nun auch über seine Sache vernünftiger denken. Ich sagte gar nichts mehr. Als ich allein war, gestand ich mir ein, daß ich schlecht zu einem Theologen tauge; dann suchte ich das Manuskript des Prometheus hervor und schrieb an seinem heidnischen Szenarium.

Den Tag darauf schützte ich Unwohlsein vor, um nicht in neue Geschichten mit Franz oder seiner Cousine verwickelt zu werden, und schrieb wieder allerlei Heidnisches in mein Szenarium.

Am Mittagtiſch war ich von lauter übelwollenden Geſichtern umgeben. Und es mißfiel mir lebhaft, ſie ihre Gebete herunterleiern zu hören, da doch ihnen allen die Feindſchaft im Herzen ſaß.

Nach dem Eſſen erklärte ich offen, daß ich zur baldigen Abreiſe bereit ſei. Um die Formen zu wahren, beſtürmten ſie mich mit Bitten, noch einige Zeit zu bleiben. Ich ſagte für einen Tag zu und ſchrieb folgendes an meinen Bruder: „Mein Bruder, ich bin nun von meinem Rückfall in den cauchemar wieder geheilt. Die Leute hier haben unabſichtlich einiges zu der Heilung beigetragen, wofür ich ihnen Dank weiß. Ihre Gaſtfreundſchaft im allgemeinen iſt aber nicht dazu angetan, mich dankbar zu ſtimmen. Deshalb kehre ich morgen nach Hauſe zurück.

Ein Wort über Zarathuſtra: Ich habe mich vom Neide in die Bewunderung gerettet. — Auf Wiederſehen! K.“

Am Nachmittage und am Abend des gleichen Tages arbeitete ich fröhlich an meinem gottloſen Prometheus. Am Morgen darauf aber kehrte ich leichten Herzens nach München zurück, wo mich mein Bruder recht lieb begrüßte.

Viertes Buch

1

Im Herbſte des Jahres 19 . . ſchrieb ich mich an der Münchner Univerſität ein, für Philoſophie und klaſſiſche Philologie. Mein Bruder, der bisher auf der techniſchen Hochſchule geweſen war, tat desgleichen. „Es war ein Irrtum," ſagte er, „in den exakten Wiſſenſchaften liegt keine Löſung."

Von allen Seiten her kamen nun die Werber der verſchiedenen Studentenverbindungen an mich heran. Als ehemaliger Senior eines „Pennalkorps" hätte ich, wie man mir ſagte, „den Komment ſchon im Leib"; man ließ mir hinter dem Schleier der Zukunft alle möglichen Seniorats würden erſcheinen. Und ſchon verſuchte mich mein Ehrgeiz. Indeſſen ſpottete mein Bruder ſo unabläſſig über die Congregationes, die Zuſammenherdungen gemerkter Schafe, wie er die Couleurſtudentenſchaft nannte, daß ich nicht entſchloß, gleich ihm Obſkurant zu bleiben. Dies entſprach auch den Wünſchen meiner Mutter und unſeren häuslichen Verhältniſſen.

Mein Vater war um dieſe Zeit wieder etwas

zu Kräften gekommen, so weit, daß er mit Hilfe eines starken Stockes kleine Spaziergänge unternehmen konnte; allerdings schleppte er sich ziemlich mühsam dahin. Während er anfänglich nicht ohne Begleitung ausgehen wollte, versteifte er sich schließlich auf den Gedanken, daß er auch allein gehen könne. Da er sehr empfindlich gegen jeden Widerspruch war und ihm alle Aufregungen erspart werden mußten, so ließen wir ihm schließlich seinen Willen. Jedoch folgte ihm immer jemand in ziemlicher Nähe, um Unfälle zu verhüten. Als einmal die Reihe, ihn so zu begleiten, an mir war, brach er plötzlich vor mir zusammen. Ich eilte zu ihm hin; man half mir, meinen bewußtlosen Vater in eine Droschke heben, und ich fuhr angsterfüllt mit ihm nach Hause. Zu allem Unglück war weder meine Mutter noch mein Bruder zu Hause. Nachdem meine Schwester und ich Vatern ins Bett gebracht hatten, suchten wir ängstlich in allen Schubladen nach Geld, um den wartenden Droschkenkutscher zu befriedigen. Schließlich gingen wir zu einer hilfsbereiten Nachbarin und entlehnten, was wir brauchten. Glücklicherweise kam Vater bald wieder zu sich und erholte sich von seiner plötzlichen Schwäche. Aber der Unfall hatte ihn überaus ängstlich gemacht, und er war nicht mehr zu überreden, Spaziergänge zu versuchen.

Diese Sache hatte mir gezeigt, daß ich gut daran tat, nicht am Studentenleben teilzunehmen.

Vom Gymnaſium her hatte ich auch keine Kameraden. Franz Treber war mein Feind geworden, wegen ſeiner Liebe zu der blonden Lehrertochter. Zu Otto Sandling kam ich nicht, weil ich ihn als einen beſonderen Freund Trebers kannte, und auch, weil ich wußte, daß er in eine ſehr zeitraubende „Liebe“ verwickelt war. Karl Steinhart hatte es ſeinen Lehrern am Gymnaſium gar zu bunt getrieben. Sie hatten ihn „hinausgeödet“. Er war darüber entrüſtet, ja ſogar verwundert; ſo wenig war es ſeine bewußte Abſicht geweſen, den Lehrern Widerſtand zu leiſten. Nur bezüglich der Diſtanz hatte er ſich ſtets vergeſſen. „Ja, aber ſag mir doch,“ rief er verzweifelt, „welchen Sinn hat denn der Rieſenabſtand zwiſchen Lehrer und Schüler. Das iſt mir alles unverſtändlich!“ Man überließ ihn lächelnd ſeinem naiven Pathos. Ich wußte, daß er den Sommer über in Berlin geweilt hatte, um das „Setzen“ zu erlernen. Er hatte ſich nämlich zu dem Berufe ſeines Vaters, der Buchdruckerei, entſchloſſen.

So war ich, zur Genugtuung meiner Mutter, die ſich vor loſen Streichen fürchtete, faſt immer in der Geſellſchaft meines ruhigen und geſetzten Bruders. Mit ihm zuſammen genoß ich des öftern die Gaſtfreundſchaft einer ihm bekannten Familie.

Dieſer Familie Vater und Haupt war ein kleines, zuſammengeſchrumpftes, wortloſes Männchen,

ſeines Zeichens ein Unterhändler, dem ſeine ſechzigjährige Frau vorwarf, daß er durch ſeine Unvorſichtigkeit auch die ſiebenhundert Mark verſpekuliert habe. Mann und Frau waren im übrigen ausgezeichnete Menſchen.

Der Bekannte meines Bruders war der jüngere Sohn des Hauſes. Dieſer, ein Studierender der Mathematik, verteidigte lebhaft die Exiſtenz Gottes. Sein Hauptargument hierbei war, daß das menſchliche Daſein keinen Zweck hätte, wenn Gott nicht exiſtierte. „Es hängt von dir ab," wendete man ihm ein, „von uns, von den Menſchen, einen Zweck zu ſetzen, außer dem lieben Gott und ſeiner Seligkeit." Darauf antwortete er unveränderlich: „Es tut mir ſehr leid, meine Lieben! Mein nächſter Zweck iſt, ein Examen aus der Mathematik zu machen. Ich habe keine Zeit, über die Frage nachzudenken. Einſtweilen bleibe ich dabei: es gibt einen Gott. Wenn ich aber mein Examen gemacht habe, will ich mir das alles noch einmal überlegen."

Dieſer praktiſche junge Mann verſtand die Geige mit Kunſt zu ſpielen. Er ſpielte ſehr ſelten, aber dann war es allemal ein Feſt. Als ich ihn zum erſten Mal hörte, hatte er, wie man mir ſagte, ſeine Geige ſchon ſeit einem Jahre nicht mehr berührt. Und nun begann er zu ſpielen, zu phantaſieren, auf eine Weiſe, daß ich nacheinander alle

möglichen Gefühle in mir spürte. Heitere Sorglosigkeit, leises Sehnen, schlichtes Begehren, und endlich sogar die Brutalität des Wollens und Wünschens. Das Ganze aber endete in der tiefsten Melancholie. Man fragte ihn, was er während des Spieles gedacht habe: „Ich habe gedacht," sprach er, „daß es keinen Zwiespalt zwischen uns gibt, daß man überhaupt alles versöhnt sieht, wenn man nur hoch genug steht. Nur kam mir alles so dunkel vor, das ist der Jammer." Er wußte offenbar nicht, was er sagte. Und seine Augen glühten wie die eines Irren.

Der ältere Bruder dieses Menschen, ein Versicherungsbeamter, hing einer eigentümlichen Idee nach. Er behauptete, die Gedanken und Gefühle eines Menschen müßten sich zum großen Teile aus seiner täglichen Nahrung erklären und ausrechnen lassen. Er hatte seit mehreren Jahren sorgfältig auf der einen Seite seines Tagebuches vermerkt, was er gegessen und getrunken, auf der anderen Seite, was er gedacht, gefühlt und getan hatte. In diesem kurioſen Buche fanden sich, zum Abschlusse jedes Tages, sogenannte „Lebensziffern", die zugleich seine moralischen Schätzungen ausdrückten. Für die Stimmung des Gleichmutes, der Seelenruhe, hatte er die Ziffer Null. Für die Langeweile minus drei: Für den gerechten (heiligen) Zorn plus acht, für den ungerechten minus acht. In einer statistischen

Linie zeigte er seinen jeweiligen moralischen Tiefstand oder Höhepunkt. „Im menschlichen Wesen," sagte er, „läßt sich alles durch Zahlen und Linien geben."

Außer den zwei Söhnen gab es in dieser Familie drei Töchter. Die älteste zählte dreißig Jahre und war die Vertraute aller Leute, die mit ihr umgingen. Dies kam daher, daß sie offensichtlich auf alle Freuden dieser Welt verzichtet hatte, also auch auf alle weiblichen Intrigen. Sie gestand mir, daß es eines ihrer höchsten Ziele wäre, ihrer zahnlosen Mutter künstliche Zähne neuester Erfindung zu kaufen, mit denen die alte Frau werde beißen können wie mit natürlichen. Aber der einzelne Zahn dieser Qualität koste fünfzig Mark, und noch habe sie das Geld für den ersten nicht erspart. Das Wesen dieser bescheidenen Person war in sich so abgeschlossen, daß es den Eindruck der Vollkommenheit auf mich machte.

Die zweitälteste Tochter war ein sehr verständiges und empfindsames Geschöpf. Schmeicheleien verachtete sie aus dem Grunde oder faßte sie gar als böswilligen Spott auf; denn sie war mißtrauisch. Ihrem Stande nach war sie Kellnerin in einem Kaffeehaus, zu Hause aber studierte sie die Philosophen, besonders die Mystiker, und hielt seltsame theosophische Vorträge. Einmal über-

reichte sie mir, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, ein Heft, in dem sie ihre Selbstbekenntnisse niedergeschrieben hatte. Es kamen darin ganz irre Sätze vor, der Inhalt gipfelte ungefähr in diesen Punkten: Auf der höchsten Stufe hören die Geschlechter auf. Am Christentum ist die Hauptsache das Gebot des Fastens; denn es ist die erste Bedingung der Vornehmheit, daß man seines Magens Herr werde. Durch das Fasten wird der Verstand ungemein verfeinert. Für eine Frau mit verfeinertem Geschmack ist das Eheleben etwas sehr Niedriges, es kann aber zur Erholung dienen. Und ähnliche Sätze mehr.

Die jüngste der drei Schwestern, sechzehnjährig, war ein schlankes, zierliches Mädchen; ihr Gesicht war fein und edel geschnitten, mit jenem Zug ins Leidend-Vornehme, den ich bei dem Sohne der Frau Ostermaier kennen gelernt hatte.

Dieses Mädchen war mit einer unbezähmbaren Spottlust begabt, die sie an sich selbst ebenso wie an allen Bekannten übte. Man mochte sich noch so unauffällig stellen, sie fand etwas Spottwürdiges heraus. So lag sie mit aller Welt in lustigem Streit. Nur von Zeit zu Zeit söhnte man sich mit ihr aus, dann nämlich, wenn sie Dichtungen rezitierte. Hierfür besaß sie, außer einem feinsinnigen Vortrage, ein an das Wunderbare grenzendes Gedächtnis. Sie war imstande,

fünf, ſechs fortlaufende Szenen aus der Iphigenie oder dem Fauſt auswendig vorzutragen, ohne auch nur ein Wörtchen umzuſtellen. Ich war ſehr für ſie begeiſtert.

Die fünf Geſchwiſter waren durch eine gemeinſame Neigung verbunden: ſie tanzten ebenſo leidenſchaftlich wie vollkommen. Mein Bruder und ich lernten dieſe Kunſt bei ihnen. Hierbei war ich der Schüler der Jüngſten, ein gelehriger Schüler, zu ihrem großen Verdruſſe, da ich ihr ſo keinen Anlaß zum Spotte gab.

Eines Abends nun ſaßen wir wieder alle zuſammen, und der Bekannte meines Bruders zog ſeine Geige hervor, um uns zum Tanze aufzuſpielen.

Da ging nun mein Bruder auf meine Tanzlehrerin zu, um ſie, zum erſten Male, zum Tanze mit ihm einzuladen. Dies war für mich etwas Unbegreifliches, eine fürchterliche Überraſchung. Ich ſchien gar nicht zu verſtehen, daß auch ein anderer mit ihr tanzen dürfe. Schon legte mein Bruder den Arm um ſie. Zufällig fiel ſein Blick auf mich; ich ſtarrte ihn mit Augen an, aus denen meine plötzliche heiße Eiferſucht hellauf blitzte. „Du . . .“ murmelte ich dazu, mit erſtickter Stimme, und blickte auf den Arm, den er um die Taille des Mädchens geſchlungen hatte.

Mein Bruder ſchien das ſofort verſtanden zu

haben. Denn ich bemerkte, wie ſich der Raum zwiſchen ihm und ſeiner Tänzerin mehr als nötig vergrößerte; er hatte ſeinen Arm ſo weit als möglich zurückgezogen.

Aber dies genügte mir nicht. Ich ging, nach den erſten Augenblicken der übergroßen Erregung, geradeswegs auf das Paar zu und hielt es an. Das Mädchen und alle Anweſenden betrachteten mich mit Verwunderung. „Ich will nicht, daß Sie mit anderen tanzen, Fräulein Lieschen.“

Noch einen Augenblick Stillſchweigen, dann brach die ganze Geſellſchaft, meinen Bruder ausgenommen, in lautes Gelächter aus.

Dies ernüchterte mich. Ich begriff meine Lächerlichkeit. „Entſchuldigen Sie, entſchuldigen Sie,“ ſtotterte ich, ſtürzte auf meinen Hut zu und fort. Kaum, daß ich noch jemand grüßte.

Nachdem ich einige Stunden umhergelaufen war, hatte ich mich beruhigt. Ich nahm mir vor, einen Entſchuldigungsbrief an die Geſellſchaft zu ſchreiben, aber niemals wieder in ihren Kreis zurückzukehren. Ferner ſtellte ich für mich ſelber folgende abſolute, dogmatiſche Formel auf: „Du wirſt nur ein Mädchen lieben und heiraten, das niemals getanzt hat noch tanzen will.“

Mit dieſer Formel im Kopfe traf ich zu Hauſe ein. Meine Mutter und meine älteren Schweſtern lachten, und mein Vater lachte mit. Ich war ſehr

ärgerlich, daß mein Bruder die Sache erzählt hatte, und ging auf ihn zu, um es ihm zu ſagen.

Aber er ſchnitt mir das Wort ab: „Ich will, daß du dich zuerſt entſchuldigſt.“

„Ja, ich bitte dich um Entſchuldigung,“ erwiderte ich ingrimmig.

2

Einige Tage nach dieſem Geſchehnis, gegen Ende des Novembers, als die Stadt in Nebeln lag und ich in den Feſſeln einer unbeſtimmten, ſüß-melancholiſchen Sehnſucht, erhielt ich von Otto Sandling einen Brief.

„Lieber Aſenkofer," ſchrieb er, „welch ein vergeßlicher Menſch biſt Du doch, und wie leicht verläßt Du deine Freunde!

Da iſt Karl Steinhart, der ſchon zwei Wochen lang, ſeit ſeiner Rückkehr von Berlin, alle öffentlichen Straßen und Plätze der Stadt, alle Wirtshäuſer und Cafés nach Dir abſucht und nun glaubt, du wandelteſt unter einer Tarnkappe. Ein ſo flüchtiges Herz haſt Du, und wir leiden darunter.

Glaube nicht etwa, daß mich Dein Streit mit Franz Treber irgendwie gegen Dich aufgebracht hätte! Er hat mir die Sache erzählt, aber da ich eben mit einer Liebe zu Ende gekommen bin, habe ich ihn ausgelacht und alles natürlich gefunden.

Zur Zeit bin ich ganz ohne Intereſſen und tauge alſo zur Freundſchaft.

Karl Steinhart und ich erwarten Dich morgen abend in der Wohnung Steinharts am Bavariaring. Wir grüßen Dich

Otto Sandling. Karl Steinhart.

Bei Steinhart gibt es zwei hübſche Schweſtern.

O. S.

... die aber dem Auge des Unparteiiſchen häßlich vorkommen wie die Nacht. K. St."

Als ich dieſen Brief geleſen hatte, traten fröhliche Schatten aus der Kindheit vor meiner Seele. Lange Jahre war es her, daß ich mit dieſen Schweſtern Steinharts unbändig herumgetollt hatte. Ich erinnerte mich ihrer Geſichter nicht mehr. Doch fiel mir ein: die Jüngere hatte grüne Augen. Jedenfalls war ich neugierig auf ein Wiederſehen.

Am Abend des anderen Tages begab ich mich zu Steinhart. Sandling befand ſich ſchon bei ihm, und beide überhäuften mich mit freundſchaftlichen Vorwürfen, daß ich ſie während langer Monate vernachläſſigt hatte. Meine Rührung war groß; und als Steinhart ſeine wohlbekannte ſchlechtriechende Tabakspfeife in Brand geſetzt und das Zimmer mit dichtem Qualm erfüllt hatte, wozu Otto Sandling auf dem Klavier eine ſchauerlich klingende „Tabak-Symphonie" intonierte — murmelte ich überglücklich vor mich hin: „Tadellos, einfach tadel-

los.“ Die Welt ſchien mir in der Tat ihre Vollkommenheit und alle Sorge ihren Abſchluß gewonnen zu haben. „Ja, ja, Aſenkofer,“ ſagte Steinhart weichherzig. — „Jetzt warte ich auf nichts mehr,“ erwiderte ich.

„. . . als auf Karls Schweſtern,“ ſchrie Sandling lachend, ohne ſich im Spiele zu unterbrechen.

Eben öffnete ſich die Tür; eine der Schweſtern erſchien und rief: „Sie wiſſen doch, daß mir die Muſik zuwider iſt; warum ſpielen Sie dann, Herr Sandling?“

„Ce n'est que pour vous fâcher, fâcher,“ ſang der Angeredete mit fürchterlicher Stimme, „fâ-â-â-âcher, fâche-e-er.“ Dazu trommelte er noch einige ſehr energiſche Akkorde.

„Er hat ganz recht,“ ſprach eine dritte Stimme. Die andere Schweſter war eben eingetreten.

„Mirzl Steinhart, Elſa Steinhart, meine Schweſtern. Ihr kennt euch ſchon lange.“

Wir ſetzten uns alle fünf lachend an den Tiſch, und während wir die gemeinſamen Erinnerungen unſerer Kindheit austauſchten, hatte ich Muße, die Schweſtern zu betrachten.

Elſa Steinhart war, wie ich leicht ausrechnen konnte, achtzehn Jahre alt. Ihre Hautfarbe ging ins Bronzene, die Augen waren vom tiefſten Dunkel, ihr Geſicht hatte rein griechiſche Züge. Ihre Geſtalt war voll, faſt zu voll. „Eine arabiſche Pallas,“

dachte ich mir. Und ich ließ meinen Blick auf ihrem glänzenden Schwarzhaar haften.

„Wissen Sie noch," begann die Jüngere, „wie wir einmal einem Blechhändler sein Zinkblech aus dem Hofe gestohlen und es ihm dann vorn im Laden wieder verkauft haben, um vierzig Pfennige?" Während alles lachte, richtete ich mein Auge aufmerksam und eilig auf die Feindin der Musik, die jüngere Schwester Steinharts.

Man hätte auch ihr achtzehn Jahre gegeben. In Wirklichkeit konnte sie nur sechzehn zählen. Die Augen waren grün. Das Haar blond, im Gegensatze zu dem ihrer Geschwister. Die Hautfarbe war hell und frisch und stach gegen die ihrer Schwester ab. Aber ihr Gesicht war von dem gleichen edlen, griechischen Schnitte. Die Stirne hoch, aber durch Locken lieblich verdeckt.

Wir sahen uns an. Irgend etwas, ein unnennbarer Strom rieselte mir durch den Körper. Ich wurde ganz ungeduldig dabei. Ihre meergrünen Augen öffneten sich weiter, es glänzte ein Licht in ihnen auf.

Sandling fragte: „Warum hassen Sie eigentlich die Musik?" — „Das kann Ihnen doch gleich sein," antwortete sie. Wiederum sah sie auf mich, der ich ihr mit den Augen dankte; denn von diesem Augenblick an war ich auf Sandling eifersüchtig.

„Nun ja, es interessiert mich, Fräulein Mirzl.

Ein junges Mädchen, das die Musik haßt ... Was sagst du dazu, Asenkofer?"

„Ich sage, daß Fräulein Mirzl schöner ist als ihr Name. ‚Mirzl' gefällt mir gar nicht." Ich sagte dies aus plötzlicher Gehässigkeit gegen Sandling.

„Auch ich finde den Namen gewöhnlich," sprach Fräulein Mirzl. „Wissen Sie einen schöneren?"

„Miriam zum Beispiel. Es ist die arabische Übersetzung Ihres Namens."

„Miriam, sagen Sie! O, das ist prächtig, das ist feierlich. Ich will Miriam heißen ..."

„Nichtsdestoweniger," meinte Sandling, „finde ich es seltsam, daß Fräulein Miriam" — er betonte den Namen ironisch — „die Musik haßt."

„Meine Tabakspfeife hasse ich nicht," warf Karl Steinhart mit einigem Pathos ein.

„Ja, und dabei ist Fräulein Miriam selber eine Künstlerin. Ich bewundere zum Beispiel ihre Malereien," rief Sandling. Diese Bemerkung mißfiel mir. Was gab ihm ein Recht, sie zu bewundern. Das heißt, korrigierte ich mich, er hat das Recht, aber ...

„Mais allez chercher vos peintures. Il les admirera," fuhr Sandling fort.

Dies brachte mich in Zorn. „Du willst mit deinem Französisch imponieren," sagte ich. „Sprich deutsch, ich liebe Französisch nicht (dies war die reine Lüge), und dein Akzent ist schauderhaft."

Sandling betrachtete mich ein wenig befremdet und gereizt. Glücklicherweise forderte uns eben Steinhart auf, mit ihm in ein Café zu gehen. Wir verabschiedeten uns von den Schwestern und gingen. Als wir auf der Straße waren, sprach Sandling scherzend: „Mir scheint, Asenkofer, du hast Feuer gefangen. Es geht schnell bei dir.“

Steinhart lachte.

„Kann sein,“ entgegnete ich. „Aber ein Wunder ist, daß du dich schon wieder in Damengesellschaft wagst. Du siehst heruntergekommen aus, zehn Jahre älter, als du bist.“

„Kann auch sein.“

„Ja, Sandling, du studierst dich noch zu Tode,“ spottete Steinhart gutmütig. Unsere aufkeimende Gereiztheit löste sich in einem befreienden Lachen.

Was aber mich betrifft, so las ich im Café anscheinend Zeitungen von ganz großem Format. In Wirklichkeit verbarg ich meinen Kopf dahinter, um ungestört an Steinharts Schwester denken zu können. Denn die schöne Miriam mit den meergrünen Augen wollte mir nicht aus dem Sinn.

Trotz des Eindruckes, den Miriam auf mich gemacht hatte, kam ich bis gegen die Weihnachtsfeiertage hin nicht mehr in die Wohnung Steinharts. Wohl aber hatte ich zahlreiche Zusammenkünfte mit Otto Sandling und Karl Steinhart. Aber unser Treffpunkt war in der Wohnung Sandlings. Dies

hatte ich selbst so vorgeschlagen. Vielleicht, daß ich mir sagte, jener werde mir bei Miriam den Rang ablaufen; denn obzwar er jünger war als ich, stellte er äußerlich mehr vor. Vielleicht, daß ich aus seiner lässigen Haltung auf eine längere Bekanntschaft und auf ein älteres Verständnis mit dem grünäugigen Mädchen schloß. Jedenfalls wunderten sich Steinhart und Sandling, daß ich nie eine Frage nach den zwei Schwestern stellte.

Steinhart kam sogar zuweilen zu mir in die Wohnung. Meine Mutter empfand wenig Sympathie für ihn, weil er mich, nach ihrer Ansicht, neuerdings zu abendlichen Ausgängen verführte. Steinhart hingegen, der ihre Gedanken nicht kannte, faßte eine große Hochachtung vor ihr und suchte dies bei jeder Gelegenheit in seiner biederen Weise auszudrücken. Vater zeigte seit einiger Zeit eine große Fröhlichkeit, eine heitere Geduld in seinem Leiden; dies bewirkte, daß wir unser Unglück nicht mehr so schwer empfanden, wie es war, und alle etwas freier atmeten, Muttern ausgenommen, da ihr die viele Arbeit keine Zeit hierzu ließ. Jetzt, im Winter, waren ihre Wasch- und Putzplätze doppelt hart. Manchmal war sie unsäglich müde.

Aber dagegen gab es in der Tat keine Hilfe. Sogar mein Bruder, obzwar er ein Mensch von tief bohrenden und ausdauernden Gefühlen war, brachte des öfteren seine Abende auswärts zu, bei Freunden,

wo er mich in Erinnerung an die Tanzkomödie nicht mehr einführte.

Ich hatte ihn einmal zu Sandling eingeladen, wobei auch Steinhart sich einfand. Was mir, besonders im Anfange, Sandling in gewissem Sinne interessant gemacht hatte: jene zur Schau getragene Müdigkeit und Nachlässigkeit eines Menschen, der viel gelebt hat, — gerade das empörte meinen Bruder. Er nannte es Arroganz und schändliche Antizipation aus dem Greisenalter. „Wenn er etwas ist," bemerkte er mürrisch, „warum nimmt er dann fremde Rollen an? An Steinhart ist zehnmal mehr Ehrlichkeit, der Mensch hat einen besseren Inhalt."

Steinhart selbst sprach sich einige Tage nach jenem ersten und letzten Besuch, den mein Bruder unserem Kreise machte, über ihn aus: „Dein Bruder muß sehr ehrlich sein, auch viel genauer als du, nur ein wenig galliger. Aber das gefiel mir. Wie schade, daß wir ihm nicht gefallen haben."

Sandling sagte hierzu: „Ich weiß soviel, daß wir zwei nicht zusammenpassen." Eine weitere Erklärung war nicht aus ihm herauszubringen. Ich aber ärgerte mich, daß Steinhart meiner Mutter und Sandling meinem Bruder nicht genehm war, und versteifte mich darauf, ihre Gesellschaft zu meiner ausschließlichen zu machen.

Einmal, kurze Zeit nach Weihnachten, war ich sehr rührselig. Ich hatte meinen zwei Freunden

eben eine längere Rede gehalten, des Inhalts, daß die Freundschaft der Liebe um vieles vorzuziehen sei. Während ich noch über meine Worte nachsann, kam mir von irgendwoher der Gedanke: Ob wohl die grünäugige Miriam schon getanzt hat? Und ich fragte sogleich ihren Bruder.

„Freilich, das ginge ihr gerade noch ab," antwortete dieser im Tone edler Entrüstung. „Erst soll sie Strümpfe stricken lernen." Und nach einer kleinen Pause: „Übrigens paßt die Frage gar nicht zu deiner Rede. Freundschaft steht ja höher als Liebe." Er lachte und trank herzhaft. Ich aber griff nach einer Ansichtskarte und schrieb: „An Fräulein Miriam Steinhart, Bavariaring Nr... Der verehrten Musikfeindin sendet herzliche Weihnachtsgrüße. K. A."

Am Silvestertag erhielt ich die Antwort: „Warum hat man Sie gar nicht mehr wiedergesehen? Kommen Sie heute abend zu uns, aber ohne den Musikfreund Herrn Sandling. Mit Einladung und Gruß im Namen der Familie Steinhart Miriam St."

An diesem Billett waren zwei Dinge, die mich erfreuten. „Ohne den Musikfreund Sandling" und außerdem der Strich unter Miriam, der besagte, daß sie an dieser meiner Erfindung festhielt.

Am Abend dieses Silvestertages lernte ich Frau Steinhart aufs neue kennen. Die Frau war lebhaft, witzig und noch schön, trotz der neun oder zehn Jahre, die sie inzwischen älter geworden war. Herr

Steinhart war noch dicker geworden, auch noch grämlicher, wie mir schien. Er sprach über griechische Klassiker und französische Moralisten, die er aus Übersetzungen kannte, deren Kenntnis ich aber bei einem bloßen Geschäftsmanne nicht vermutet hätte. Seine Sprechweise war bestimmt, knapp und dennoch liebenswürdig. Indes blieb er nur kurze Zeit und ging dann aus. Seine Frau rief ihm nach: „Daß du doch immer ausgehen mußt, trotz deiner Gicht.“

Zu sagen ist, daß wir einen sehr schönen Abend verlebten. Ich saß neben Miriam; ich fühlte, daß mir wieder irgend ein Unnennbares, Köstliches durch den Körper rieselte; kaum daß ich mich vor freudiger Erregung ruhig halten konnte. Ihre Augen blitzten.

„Wie niedlich jetzt diese Miriam tut,“ begann da Elsa Steinhart. „Gestern zum Beispiel hätte man nicht geglaubt, daß sie so fein kann.“

Miriam errötete.

Ich erriet, daß Elsa unzufrieden war, weil ich mich zu wenig mit ihr und zuviel mit ihrer jüngeren Schwester beschäftigte. „Warum, was war gestern?“ fragte ich.

„Ja, du,“ sprach Karl, „es ist arg mit ihr. Gestern haben sich die zwei gestritten, und weil sie nicht recht hatte, verfiel sie in Krämpfe, so zornig war sie.“

„O, so schlimm wird es doch nicht gewesen sein.“ Ich sah auf Miriam.

„Was kann ich dafür, daß ich nicht so kalt bin wie ihr Eisbären," verteidigte sie sich.

„Sie haben ein heißeres Blut, Fräulein Miriam," setzte ich höflich hinzu.

„Und leider läßt Vater gerade ihr alles hingehen. Sie ist nun einmal sein Liebling. Da wächst dann die Heißblütigkeit." Nach diesen Worten der Frau Steinhart rollte die Unterhaltung wieder in das alte, vergnügliche Geleise zurück.

Miriam brachte einige ihrer Malereien herbei. Es war viel Ungeduld in diesen schwermütigen, merkwürdig einfachen Nacht-Landschaften, die sie mit einigen frechen Strichen hingeworfen hatte. Mich erstaunte die Düsterheit der Auffassung. Es sprach eine glühende, fast bedrohliche Sehnsucht aus diesen Versuchen.

Kurzum, als ich nach Mitternacht und nach dem „Prosit Neujahr!" die Familie Steinhart verließ, hatte ich Herz und Kopf wieder gründlich voll von Miriam.

„Asenkofer," sagte Karl zum Abschied, „seit ich Buchdrucker bin, haben mich fast alle im Stiche gelassen. Ich bin zu oft allein. Es fehlt mir an Gesellschaft. Wenn du öfter zu mir kommen wolltest . . ."

„Ja, warum hast du das nicht früher gesagt! Hätte ich das gewußt, so hätte ich mich nicht bitten lassen. Natürlich werde ich kommen, tagtäglich, wenn

du willſt. Laß dich umarmen!“ Und ich umarmte Karl Steinhart.

Als ich heimſtampfte auf dem leiſe ſeufzenden Schnee, dachte ich daran, daß ich eigentlich gelogen hatte; denn ich hatte ſchon lange von der Vereinſamung Karls gewußt. O Miriam!

Aber ich dachte auch daran, daß ich ihn jetzt mehr liebte als zuvor, mehr, als ich je einen Freund geliebt hatte. Und ich hatte ihn ſo herzlich umarmt. „Das macht, er iſt vom gleichen Blute wie ſie,“ erzählte ich mir.

Freudengeſchrei und Gelächter hörte ich von den nächtlichen Schwärmern. Oder, richtiger, ich hörte es beinahe nicht.

Ich legte den Kopf zurück und ließ mir die dicken, weichen, kühlen Schneeflocken auf das erhitzte Geſicht fallen.

Die erſten zwei Wochen des neuen Jahres kam ich nun tagtäglich zu Steinhart. Er war mir überaus dankbar. Und ich ihm, ohne daß er es wußte.

Während dieſer Zeit ſah ich Miriam alle Tage. Sie beſuchte eine höhere Töchterſchule, mit der ſie ſehr unzufrieden war. „Ich paſſe nicht hinein,“ ſagte ſie, „ich habe keine Anlagen zum Backfiſch.“ Wir machten ihre Aufgaben zuſammen. Dabei lernte ich ihren lebhaften, hochfliegenden Geiſt kennen. Bald ſah ich ein, daß ſie mir nicht nur mit ihrer Phan-

taſie voraus war, ſondern mit ihrer ganzen Art, die Dinge aufzufaſſen, trotz ihrer Jugend; ſie nahm einen höheren und beweglicheren Standpunkt ein, gleichſam von Geburt aus und nicht nach einer langen Kette von Reflexionen. Und ich erſtaunte über den unvergleichlichen Reichtum ihrer Natur.

Natürlich liebte ich ſie; aber ich hatte meinem Gefühle noch keinen Namen gegeben. Obzwar ich bemerkte, daß ſie mir zugeneigt war, wagte ich nicht zu glauben, daß ſie mir beſchieden ſei. Mein Mangel an Selbſtbewußtſein machte mich melancholiſch. Und jeden Abend nahm ich mir vor: „Heute gehſt du das letzte Mal zu Steinharts."

Nachdem ungefähr vierzehn Tage in dieſem Hinwarten vergangen waren, wurde Karl und ich wieder einmal von Sandling eingeladen. Bei meiner Ankunft in ſeiner Wohnung fand ich leicht heraus, daß Karl Steinhart ſchon einige anzügliche Witze über mich gemacht hatte; denn jener lächelte verräteriſch.

Eine Stunde lang ſprach ich mit ihnen in großer Lebhaftigkeit, über das „ſoziale Elend" und über ſeine Folgen. Ich erzählte einiges aus der harten Vergangenheit meiner Familie und erging mich dann in den bitterſten Sarkasmen über die „Engherzigkeit und die verſchrobene Niedrigkeit" meines Geiſtes, von der ich eine ſchmerzliche Empfindung hatte, ſeit ich Miriam kannte.

Nachher fiel ich plötzlich in Schweigen und

ſchwieg drei, vier Stunden lang. „Sehr müde bin ich,“ ſagte ich, als wir uns trennten.

Nichtsdeſtoweniger ſchlug ich dann in einſamer Melancholie den Weg zur Bavariahöhe ein, obgleich ich in Haidhauſen wohnte. „Ich bin doch gar nicht müde,“ redete ich für mich hin. „Aber warum ſoll ich jenen Vorträge halten, wenn ſich hinterher herausſtellt, daß ſie alles ſchon als Beſtandteil in ſich tragen, was ich als vornehm zu entdecken vermeine. Sie tragen es in ſich und brauchen gar nicht darüber nachzudenken. Und ich, ich muß die Logik zu Hilfe nehmen. Haha,“ lachte ich verächtlich „da iſt einer, der durch die Logik vornehm werden will! Natürlich, Miriam iſt von der andern Art. Ich bin zu unanſehnlich für ſie.“ Dann dachte ich unwillkürlich an die große, breite Geſtalt Otto Sandlings. „Aber den liebt ſie doch nicht,“ tröſtete ich mich. „Gleichwohl, mir iſt ſie nicht beſtimmt. Es iſt ſchade.“

Vor mir lag nun im glitzernden Schnee die Thereſienwieſe. Der Mond warf ſeine Strahlen auf die Ruhmeshalle, die Säulen traten blendend und harmoniſch heraus, nur zum Teile verdeckt und verſchattet durch die Rieſenſtatue der Bavaria. Ich wurde ruhiger bei dieſem Anblick.

Dann ſtieg ich zur Höhe hinauf und ſchaute von dort aus lange hinüber zu dem Hauſe, in dem ich Miriam ſchlafend wußte.

Am anderen Morgen erwachte ich in heftigem Fieber. Ich hätte mich verkältet, sagte der Arzt, und konstatierte eine Lungenentzündung.

Daran war ich sechs Wochen krank. Ich war von leidvollen Träumen gequält, von denen mir besonders einer noch lange im Gedächtnis blieb: Ich saß im Freien, auf einem Kilometerstein der Landstraße und hatte das Gefühl, einen unbeschreiblichen, fürchterlichen und aufwühlenden Schmerz erlebt zu haben. Ich saß da und weinte unaufhörlich. Eine Reihe Menschen zog an mir vorbei. Zuerst meine Mutter. „Da sitzt du nun," zankte sie, „und bildest dir ein großes Leid ein. Und wirst kein Examen machen, sondern ein Lump werden. Alle meine Mühe war umsonst." Dann erschien mein Bruder. Dieser maß mich stolz vom Kopf bis zu den Füßen. „Nun ja," meinte er schließlich mit Kennermiene, „du stehst eben so zwischen Kindheit und Pubertät. Da übertreibt man alles. Die Sache ist nicht gefährlich. Sie erklärt sich ganz einfach aus der Physiologie der Sinnesorgane." Damit ging er selbstgefälligen Schrittes weiter. „Aber es tut schrecklich weh," schrie ich ihm nach. „Nun ja, nun ja," antwortete er aus der Ferne, „du übertreibst auch viel. Das macht der Eintritt der Pubertät. . . ."

Auf ihn folgte Karl Steinhart, und noch manche andere, die mir alle ein hartes Wort gaben. Am

Ende des Zuges erſchien Miriam. „Erbarmen, Miriam, Erbarmen,“ rief ich. Sie aber ging in tiefem Stillſchweigen vorüber; der Zug verſchwand in weiter Ferne, ich aber ſtürzte, vom Schmerze überwältigt, herab von meinem Sitze und verlor das Bewußtſein.

Als ich genas, erzählte mir Mutter, daß ich im Fieber wiederholt zwei Sätze gerufen hatte: „Sandling, du ſiehſt mich ſo ſeltſam an! Miriam darfſt du nicht ſo anſehen!“ Als ich dies hörte, fiel mir ein, daß ich mich wirklich einmal über den Blick gewundert hatte, mit dem mich Sandling aus ſeinen ſtahlblauen Augen anzuſehen pflegte. Aber was hatte das mit Miriam zu tun? Was lag überhaupt an ſeinem Blick! Das lag ihm eben ſo in der Natur.

Als ich gänzlich geneſen war, ſehnte ich mich nach Miriam. Es ſchien mir, als müßte ich nun endlich zu erfahren ſuchen, ob ſie mich liebe.

Da klopfte eben Karl Steinhart an die Tür. Er war während meiner Krankheit öfter gekommen. Heute brachte er mir Blumen und Glückwünſche von ſeinen Schweſtern, „beſonders von Miriam“, bemerkte er und lächelte, überglücklich, mich geſund zu ſehen. „Sie haben wohl eine große Plage mit ihren zwei Kranken gehabt, Frau Aſenkofer?“ ſagte Karl, im Beſtreben, meiner Mutter ſeine Hochachtung auszudrücken. „Was meinen lieben Sohn betrifft,“

scherzte Mutter, „so ist er gesund eine größere Plage als krank.“

„Gehen wir zu euch,“ bat ich Karl Steinhart. Als ich Miriam wiedersah, verstand ich endlich und wagte ich zu verstehen, daß sie mich wirklich und wahrhaftig liebte. So grüßen sich nur Menschen, die sich lieben, so wie wir uns damals grüßten. Und dann, als wir am Tische saßen — die ganze Familie Steinhart war anwesend — da sprach ich mit leiser, weicher Stimme: „Ich bin so glücklich bei Ihnen, ich liebe Sie alle.“

Als niemand auf mich merkte, fuhr ich mit meiner Hand verstohlen über Miriams Finger. Wir saßen nämlich eng nebeneinander. Und diese Finger waren heiß und zitterten freudig, wenn ich darüberfuhr. Wie glücklich, wie glücklich waren wir!

„Ihr sitzt ja nebeneinander wie ein richtiges Liebespaar,“ meinte Karl.

„Ja, machen Sie nur noch schnell die Chiffre aus, für die postlagernden Briefe. Oder haben Sie schon eine?“ scherzte Herr Steinhart.

„Gewiß,“ antwortete ich gedehnt und blickte langsam auf Miriam, „wir haben schon eine. M. St. 45. Landwehrpostlagernd. Nicht wahr, Fräulein Miriam?“

Die Familie Steinhart lachte. Miriam indessen lachte nicht, sondern wiederholte: „Gewiß, M. St. 45. Landwehrpostlagernd.“

Wir hatten uns also verschworen. Und während die Gesellschaft lachte und an einen Scherz glaubte, ergriff ich ein Stück Papier und schrieb darauf die Chiffre. Ich gab es Miriam öffentlich hin: „Nehmen Sie, damit Sie nicht etwa vergessen.“

Die Familie Steinhart aber lachte aufs neue.

„Das ist doch gelungen,“ rief Frau Steinhart.

„Ja,“ sagte ich zu mir mit fast bösem Lächeln, „das ist gelungen.“ Meine Seele aber füllte sich alsbald mit Glück bis obenauf.

Das Gespräch kam auf Sandling. „Wie seltsam übrigens der Blick dieses Menschen ist!“ äußerte Miriam.

„Hat er Sie mit diesem Blick angesehen?“ fragt ich in eifersüchtiger Bestürzung. Niemand verstand den Sinn meiner Frage, auch ich selber nicht. Trotzdem entgegnete Miriam: „Ja, aber ich habe den Blick nicht angenommen.“ Der Sinn dieser Antwort war wieder allen unverständlich, auch Miriam selber.

Man redete sogleich von anderen Dingen. Aber nicht lange; denn ich war so erfüllt von Glück, daß ich nicht mehr stille sitzen konnte und mich bald verabschiedete.

Ich wußte, daß Miriam mich liebte. Von diesem Tage an versank alles für mich. Nur Miriam blieb übrig. Weder begriff ich andere Ziele außer ihr, noch fühlte ich mich irgend jemand anderem ver-

pflichtet. Nicht einmal meiner Mutter. Gegen alles ward ich taub und, wenn das nicht anging, widerſpenſtig; wie ein Hangenhamer, der da plötzlich aus der Reihe tritt und gegen ſein bisheriges Leben proteſtiert und Hab und Gut vertrinkt.

Nach Jahren habe ich einmal mit Muttern über dieſe Zeit geſprochen. Sie erzählte mir, daß ſie damals faſt immer kränkelte; daß meine älteſte Schweſter Tag und Nacht ſtickte und ſchließlich in Gefahr geriet, das Augenlicht zu verlieren. Ich wußte nichts von alledem.

Meine jüngſte Schweſter ſchmeichelte ſich vergeblich an mich heran. „Ich weiß kein Märchen mehr,“ flüſterte ich ihr in die Ohren, „und übrigens bin ich nun ſelbſt ein Märchen.“

3

Am Morgen des folgenden Tages — es war einer der letzten Tage des Februars — trieb ein lauer Wind durch die Straßen und erweckte das Gefühl des nahenden Frühlings. Bald aber regnete es. Als der Regen vorüber war, schien die Sonne, aber nur für ganz kurze Zeit. Und nachher schneite es.

Ich war den Vormittag über in allerlei Gedanken versunken. Um mich zu zerstreuen, wollte ich ein Gedicht machen, zu Ehren der geliebten Miriam. „Ein Gedicht, das ist unbedingt nötig," sagte ich mir. Aber es fiel mir nichts ein, und schließlich kam ich auf das Wetter. Ich schrieb:

Der Himmel zieht in Grau sich an,
Es dunkelt unausstehlich,
Ein Sonnenstrahl zuckt dann und wann,
Verzweifelt aber schmählich.

Die Erde reibt die Augen aus,
Als wollte sie erwachen,

Mit Pathos viel und Sturmgebraus,
Daß alle Bäume krachen.

Dann ſieht ſie ſich verſchlafen um.
Es ſcheint ihr noch zu frühe.
Sie ſtreckt ſich träg und nickt ganz dumm:
Das Aufſtehn macht viel Mühe.

Und gibt den Wolken einen Wink
Mit herriſcher Gebärde.
Ein neues Bettuch deckt gar flink
Die faule, faule Erde!

Ich ſtellte mir vor, daß es mein Preſtige ins Ungeheuere ſteigern würde, wenn ich dieſes Gedicht dem Briefe an Miriam beilegte und es ihr widmete.

Aber das war es eben, was ich mich fragte: Dürfte ich Miriam einen poſtlagernden Brief ſchreiben? Da betröge ich die Gaſtfreundſchaft der Familie Steinhart, hielt ich mir vor. Aber, tröſtete ich mich andererſeits, öffentlich könnte ich nicht von meiner Liebe reden. Und ich müßte ihr doch davon reden, um jeden Preis. Ich ſei allerdings zu jung für das „Offizielle“, gewiß; Herr Steinhart würde mich auslachen. Aber ich ſei alt genug, um zu lieben. Ich liebte ja ſchon. Wenn der Brief, den ich zu ſchreiben im Sinne hätte, ein Fehler ſei — nun, ob daran nicht die Umſtände allein ſchuld ſeien? Ein Verbrechen, das gleichſam aus dem „Milieu“

entſtehe! Ich lachte für mich hin. — Übrigens ginge Miriam heute auf die Landwehrpoſt; irgend etwas müßte ich alſo ſchreiben; und warum dann nicht gleich von dem Wichtigſten, von meiner Liebe. Ich würde es ſpäter ihrem Bruder eingeſtehen, ſo bald wie möglich. Er würde verzeihen und zu mir halten.

Ich zauderte bis zum Nachmittag. Dann aber entſchloß ich mich und ſchrieb an Miriam. Mein Brief enthielt außer jenem Gedicht, von dem ich mir einen großen Erfolg verſprach, nichts Außergewöhnliches. Wie natürlich, ſprach ich von der Sonne, die mir aufgegangen ſei — obgleich draußen alles verdüſtert ausſehe. Dieſe Gegenüberſtellung hielt ich für ſehr geiſtreich. Dann nannte ich ſie die Frühlingskönigin, für die ich in meinem Herzen einen Thron bereitet hätte. Dies war nicht ganz neu, erſchien mir aber ſo. Ach, und wie war ich dabei glücklich! Ich ſchloß:

„Vielleicht kommen Sie morgen, nachmittags um fünf Uhr, an das große Portal der Paulskirche. Finde ich Sie nicht dort, ſo werde ich wiſſen, daß ich zuviel gehofft habe.“ Und von einer großmütigen Regung erfaßt, fügte ich bei: „Aber auch dann, liebe Freundin, werde ich Ihnen nicht zürnen. Einſtweilen jedoch erwarte ich Sie morgen und grüße Sie bis dahin mit zutraulichen Grüßen.

Ihr A. K.“

Hernach legte ich mich wieder zu Bett. „Biſt du krank?“ fragte Mutter.

„Nein.“

„Warum gehſt du dann nicht zur Univerſität?“

„Ich mag heute nicht.“

„Wirſt du auch deine Stunde nicht geben?“

„Nein, ich kann heute nicht. Sei nicht bös!“

„Nun ja,“ ſagte ſie verdroſſen. „Um eine Mark arbeite ich einen halben Tag und friere und hungere dabei. Dir aber iſt eine Stunde zuviel. Zu Eſſen gebe ich dir jedenfalls nichts.“

„Nicht nötig, ich bin ſatt, Mutter.“

Die Morgenpoſt des folgenden Tages brachte mir ein Briefchen, deſſen Umſchlag ich mit ungeduldiger Haſt und Erwartung aufriß.

München, den 23. Febr. 19 . .

Mein Freund,

ich danke Ihnen für Ihren Brief. Erſtaunt war ich nicht; denn ich wußte, daß es ſo kommen würde.

Ob es ſich ſchickt oder nicht... Erwarten Sie mich zur angegebenen Zeit, aber lieber in der Paulskirche, am rechten Seitenaltar.

Nicht wahr, Sie ſehen nichts Unrechtes darin, daß ich Ihnen ſo ſchreibe?

Es grüßt Sie

Miriam.

Ich tat einen tiefen, tiefen Atemzug. Dann

kam es über mich wie eine große Erschöpfung, von dem Übermaße des Glücks, das dieses Briefchen für mich bedeutete.

„Sie hat Mut," flüsterte ich, „sie hat Mut, und für den Mut gibt es kein Unrecht." — Natürlich war meine Ungeduld so groß, daß ich den ganzen Tag nicht wußte, was ich mit mir anfangen solle.

Als ich endlich aufbrechen konnte, um zu „meiner" Miriam zu eilen — o wie süß war dies zu denken: meine Miriam! — fragte mich Mutter: „Wo willst du denn hin, bei diesem schlechten Wetter?" Auch mein älterer Bruder stand dabei.

„Zum Rendezvous," sagte ich, in lachendem Stolz.

„Mit wem?"

„Vielleicht mit Steinharts Schwester." (Es schien, als ob ich ein wenig „Legitimität" auf meiner Seite haben wolle, durch die Mitwisserschaft meiner Mutter ... Dann aber war ich weniger mutig als Miriam.)

„Ja, aber was sagt denn ihr Bruder dazu?"

„Der weiß jedenfalls nichts von der Geschichte," bemerkte mein Bruder.

Ich aber ging schweigend fort und bereute schon, daß ich mein Geheimnis nicht für mich behalten hatte.

Ich stand nun in der Paulskirche. „Schlecht ist das Omen, sehr schlecht," dachte ich mir und

warf einen wütenden Blick auf die vielen alten Weiber, die vor dem rechten Seitenaltare versammelt waren.

Ich wartete und sah mich in der Kirche um. Solche gotischen Kirchen, besonders die mit dunklen Fenstern und gedämpftem Lichte, hatten vor Jahren meine ganze Lebensfreude ausgemacht. Und jetzt stand ich gefühllos vor dieser Architektur, ihr Sinn war mir fremd. „Woher kam es nur?“ fragte ich mich. Es fiel mir ein, daß mir vor kurzem ein katholischer Architekt versichert hatte: „Gewiß, die Gotik ist das Interessanteste. Bedenken Sie, wieviel Konstruktionsprobleme! Ich sage Ihnen, da muß man rechnen können.“ „Und das ist Ihre ganze Ästhetik,“ hatte ich ihm höhnisch erwidert, „das Rechnen! Sie sind auch kein tiefer Christ.“ — Schließlich bedachte ich, daß meine heutige Gefühllosigkeit für die Gotik gewöhnliche Ursachen haben könnte, nämlich die Kälte des Kirchenpflasters und meine frierenden Füße.

Leise trat Miriam neben mich, und im Augenblick waren wir zum Tore hinaus.

Da standen wir voreinander, und unsere Verlegenheit war groß. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, ich danke Ihnen,“ brachte ich mit Mühe heraus. Sie errötete.

Wir schritten die Straße zur Bavaria hinauf und gingen auf der anderen Seite hinunter und plauderten von ganz und gar gleichgültigen Dingen; bis

uns endlich der Mut kam, von dem zu reden, was uns überaus am Herzen lag.

„Wenn uns jemand ſähe, wenn uns jemand verriete!“

„Dann haben wir uns eben zufällig getroffen . . .“

„Aber,“ ſagte ſie, „ich muß alſo meinen Vater belügen. Das habe ich noch gar nie getan. Ganz ſicher nicht. Ihretwegen muß ich es tun.“

„Oh, Fräulein Miriam, wenn Sie glauben, daß Sie es nicht verantworten können . . .“

Sie lächelte über den halb traurigen, halb gereizten Ton meiner Rede. „Nicht verantworten können! Wer ſpricht davon? Aber warum muß ich gerade Ihretwegen lügen!“

In dieſen Worten lag vielleicht eine ganz leiſe Feindſeligkeit.

„Aber Sie nehmen es doch ſonſt nicht ſo genau mit dem Wohlgefallen Ihrer Angehörigen. Sie wiſſen, was man neulich erzählt hat . . . Daß Sie vor Zorn faſt in Krämpfe verfallen ſeien.“

„Ja, das ſtimmt,“ antwortete Miriam und lachte. „Aber ich hatte ganz recht. Wiſſen Sie, warum? Ich wollte, daß Elſa und ich ſchon dieſes Jahr zum Tanzen gehen. Elſa iſt einfach zu bequem, ſie mochte nicht.“

Ich erſchrak aufs tiefſte. „Aber ich liebe das Tanzen nicht, ich will nicht, daß Sie tanzen.“

Sie wunderte ſich über meine Heftigkeit. „Ja, iſt denn am Tanzen etwas Arges?“

„Es macht mich eiferſüchtig. Ich will nicht, daß ein anderer den Arm um Sie lege.“

„Ach, das iſt der Grund. Aber ich gehöre deshalb doch nur ...“ Ihnen, wollte ſie ſagen. Jedoch das Ungewohnte der Rede machte ſie verſtummen. Sie errötete ſchmerzlich.

„Wie gut Sie ſind zu mir! Sie wollen mir gehören!“

„Ich habe mich verſprochen,“ wehrte ſie ab. „Aber ſo bin ich.“

„Miriam, Sie werden nicht tanzen. Sie dürfen mir das nicht antun.“

„Und es iſt doch das einzige Vergnügen, das ein junges Mädchen hat. Auch die jungen Herren..., ſehen Sie Ihren Freund Sandling an, wie gerne der tanzt.“

„Er gefällt Ihnen alſo recht gut, dieſer Sandling?“

„Anfangs hat er mir gefallen,“ erwiderte Miriam, froh, von dem anderen Thema abzukommen. „Aber ſeit er einmal erklärt hat, daß ihm eine Frau höchſtens für zwei Jahre genüge, iſt er mir zuwider. Ich will alles ſein für einen Mann, alles, muß ich Ihnen ſagen, und auf immer!“

„Gott ſei Dank, daß er Ihnen mißfällt. Und wie ſchade, daß er Ihnen früher einmal gefallen hat.“

„Oh, aber ſeit ich Sie kenne! — — Ich muß übrigens jetzt heimgehen.“

Wir machten aus, daß ich eine Stunde ſpäter nachkommen würde, um ihren Bruder zu beſuchen.

Während dieſer Stunde ging ich allein ſpazieren und zergliederte meine Gefühle, eine häßliche Gewohnheit, die mir noch von der „Gewiſſenserforſchung“ her geblieben war. Meine Liebe war kein einfältiges Gefühl, das ſah ich mit Betrübnis ein. Wenn ich daran dachte, daß Miriam tanzen wollte — aber ſie darf nicht tanzen, ſchaltete ich ein —, ſo ward ich feindſelig und hätte gewünſcht, ſie ganz für mich allein zu nehmen und ſie weit, weit weg, irgendwohin in die Wüſte fortzutragen. In aller Liebe jedoch. Und wenn ich dachte, daß ſie mir „gehöre“, empfand ich die Weichheit des befriedigten Stolzes.

Als ich am Schluſſe meiner Überlegungen war, ſtand ich am Hauſe der Familie Steinhart. Ich trat bewegten Herzens ein, um meinen Freund zu grüßen.

So ging es zwei, drei Wochen lang. Jeden Tag ſah ich Miriam zweimal: einmal außer dem Hauſe, und das zweitemal, wenn ich zu ihrem Bruder ging.

Während dieſer kurzen Zeit waren wir auf eine unſchuldige Weiſe glücklich. Die Natur lag keuſch vor uns da, in ihrer Schneehülle. Mit uns begab

ſich, was alle Dichter über dieſen Zuſtand der Erwartung und der beginnenden Vertraulichkeit erzählen. Man gibt ſich zwei, drei Küſſe; und erringt man noch einen vierten, ſo ſagt man ſich: Nun iſt der Gipfel des Glückes endgültig erſtiegen.

Als die erſten Wochen verfloſſen waren, fühlten wir auch ſchon die erſten Wehen der Leidenſchaft. Wir umarmten uns heiß und gaben uns lange Küſſe; dann traten wir voneinander weg und fielen einer unbeſtimmten Verlegenheit zur Beute — bis wir wieder aufeinander zueilten und uns heißer umarmten als zuvor.

Nach ſolchen Umarmungen und Küſſen fiel mir regelmäßig ein, daß Miriam tanzen wolle. Je inniger Miriam zu mir war, deſto heftiger begehrte ich ſie für mich allein. „Du wirſt wirklich noch anderen erlauben, den Arm um dich zu legen?“

„Es iſt doch nur Gewohnheit, und man denkt nichts dabei.“

„Freilich denkt man nichts, aber man fühlt um ſo beſſer; man — man —“

Miriam aber küßte mich, bis ich ſchwieg, und ſchmeichelte und bat und weinte.

„Nein,“ ſagte ich verzweifelt, „du wirſt einmal wählen müſſen zwiſchen mir und dieſem Vergnügen. Du wirſt ſehen, daß uns das unglücklich machen wird.“

Miriam hörte nicht auf dieſe Prophezeiungen;

ſie küßte mich noch inniger, um mich zu beſänftigen. Dann ſtieg mir das Blut zu Kopfe. Solche Szenen ſpielten ſich jeden Tag zwiſchen uns ab.

Nun waren uns ſchon mehrere Male Bekannte der Familie Steinhart begegnet, und ſie beeilten ſich, uns der ſchönen Frau Steinhart zu verraten.

Auch widerfuhr es uns, daß wir uns am Familientiſche bei Steinhart duzten. Das war nun ſchon gar nicht mehr in der Ordnung; ſolche Verſehen erwecken Verdacht und ſind auch nicht leicht gutzumachen! Aber die Familie Steinhart nahm die Sache noch ſcherzhaft auf, nur Karl machte einige grollende Witze. Otto Sandling, der jetzt wieder oft in den Familienkreis kam, gefiel ſich in wohlwollenden Anſpielungen, die er väterlichen Tones an den Mann brachte. Sein Gebaren reizte mich; denn ich war doch der Ältere.

Da ſaß ich eines Abends mit Karl Steinhart im Wagnerbräu. Nachdem wir einige Zeit ausſchließlich dem Rauchen und Trinken gewidmet hatten, ohne unſere Gedanken zu enthüllen, tat Karl plötzlich einen ungewöhnlich tiefen Zug aus ſeiner (immer ſchlechter riechenden) Pfeife.

„Aſenkofer,“ platzte er dann los, „die Mondſcheingeſchichte mit meiner Schweſter hat gar keinen Wert . . .“

„Aber es iſt ja gar keine Mondſcheingeſchichte,“ verſetzte ich ruhig.

„Was?“ ſchrie Karl auf. „Was? Alſo iſt es eine richtige Liebe?“

„Ja, Karl.“

„Das iſt ja noch viel ſchlimmer! Alſo, du biſt richtig verliebt in meine Schweſter, richtig verliebt?“

„Richtig verliebt, lieber Karl.“ Ich bemerkte mit Mißvergnügen, daß ſich die Augen der Umſitzenden auf uns gewandt hatten. Karl hatte zu laut geſprochen.

Er aber erwiderte nichts auf meine letzte Antwort. Lange ſtarrte er vor ſich hin, der liebe Menſch, und hüllte ſich in dichte Rauchwolken.

„Kellnerin, das Vaterland,“ rief Karl plötzlich „Das Vaterland!“

Die Kellnerin brachte es. Er warf keinen Blick hinein, fing aber an, wütend über die Juden zu ſchimpfen.

„Ah,“ dachte ich mir, „er ſchimpft auf die Juden, um nicht auf mich ſchimpfen zu müſſen.“ Der Gedanke hatte etwas Rührendes, und ich hörte Karl dankbar zu.

Als er am Ende ſeiner Rede angelangt war, fing er zu lachen an. Ich lachte auch. Und während ſich ſeine Heiterkeit immer geräuſchvoller äußerte, ſchob er das Vaterland fort. „Weg mit dem Blitzableiter!“

Aber dann ſchwieg er wieder. Wir waren eben im Begriff, uns zu trennen.

„Karl," begann er errötend.

„Karl!"

„Gib mir dein Ehrenwort, daß du der Unschuld meiner Schwester niemals nahetreten wirst."

„Karl! — —"

„Ja, dein Ehrenwort."

„Mein Ehrenwort."

„Und du wirst gehen, wenn du in Versuchung bist!"

„Auch dies, Karl."

„Dann ist mir alles recht."

Wir trennten uns in großer Rührung.

Am Morgen des folgenden Tages, als meine Mutter sich zur Arbeit begab, sagte sie zu mir: „Wenn du gar nicht mehr zur Universität gehst, werde ich alles Frau Steinhart schreiben."

Als ich dann Miriam traf, erzählte ich ihr, was ihr Bruder gesagt und verlangt hatte. Sie war kindlich froh darüber, daß wir wenigstens von ihm nichts mehr zu fürchten hatten.

Sie umarmte mich. Aber an diesem Tage war es nicht mehr so wie früher. Auch errötete sie plötzlich und sagte voller Schrecken: „Du betrachtest mich heute so seltsam!" Ich fühlte mich gleichsam ertappt. „Karl hätte davon nichts sagen sollen," antwortete ich instinktiv.

Wir waren beide sehr verwirrt.

4

Meine Küſſe wurden immer heißer. Miriam und ich empfanden es als große Entbehrung, auch nur eine Stunde, während des Mittageſſens, getrennt zu ſein. Miriam ging faſt nie mehr in ihre höhere Töchterſchule, wo ſie ſich durch eine Schulfreundin hatte krank melden laſſen. Wir verbrachten unſere Zeit, beinahe den ganzen Tag, in den Iſarauen. O freundliche Auen, ich ſegne euch darum! — Philologie freilich ſtudierte ich nicht bei euch. Mutter mahnte und zankte, aber ich hatte gar kein Verſtändnis für das, was ſie ſagte.

Ein Geſchäftsfreund des Herrn Steinhart hielt damals um Miriams Hand an. Sie war anweſend, und ihre Antwort beſtand in einem unbändigen Gelächter. Der Abgewieſene aber begegnete uns tags darauf in den Iſarauen. „Herr Steinhart," ſchrieb er emphatiſch in ſeiner Anzeige, „ich rate Ihnen höflichſt, auf Ihre Tochter acht zu geben. Denn während ſie ernſte Männer verlacht, geht ſie allein mit einer Perſon männlichen Geſchlechtes,

gleichſam einem Individuum, das noch kaum den Kinderſchuhen entwachſen ſein dürfte, in den Iſarauen ſpazieren. Ihr Haus iſt als reell bekannt, und zeige ich Ihnen den Vorfall nur deshalb an, nicht aus Rache. Nachdem ich als ein Mann von feſten Grundſätzen rühmlichſt bekannt bin, habe ich nicht die Gewohnheit, mich in die Privatverhältniſſe meiner Geſchäftsfreunde und Kunden zu miſchen. Wollen Sie alſo mein Heutiges als Vertrauensſache betrachten."

Herr Steinhart zeigte dieſen Brief, der ihm in mehr als einer Beziehung unangenehm war, zuerſt ſeinem Sohne Karl. Dieſer erklärte, nichts zu wiſſen und nichts zu glauben, außerdem die Anzeige für eine böswillige Erfindung zu halten. Allerdings war Steinhart ſchwer zu dieſer Anſicht zu bereden.

Auch Otto Sandling hatte uns einige Male geſehen; er lächelte dabei mit jener väterlich-überlegenen Miene, die mich ſo ſehr aufbrachte; aber wenigſtens dachte er nicht daran, uns zu verraten. Meine Gefühle gegen ihn hatten eine gewiſſe Wandlung durchgemacht. Zuerſt war ich ihm, da er literariſche Paſſionen mit mir gemeinſam hatte, mehr ergeben als Karl Steinhart; dieſer nämlich liebte außer ſeiner Pfeife nur die Buchdruckerkunſt, von der ich nichts verſtand, und er betrachtete alle anderen Künſte als überflüſſig. Seit ich aber ſeine Schweſter liebte, zog ich ſeine Freundſchaft jeder anderen vor.

Sandling war hierüber sehr mißvergnügt. Er suchte mir die Gesellschaft Karls zu verleiden, indem er ihn bei jeder Gelegenheit herabsetzte und ihn als den „Plebejer" unter uns hinstellte. Karl Steinhart aber war gut- und langmütig und ließ sich dies um des lieben Friedens willen gefallen.

Karl Steinhart hatte indes eine Gewohnheit, die für mich von Nachteil war. Er liebte nämlich das Wirtshaus; ich hatte wenig Geld, aber er wollte ohne mich nicht ausgehen.

Meine Stunden hatte ich damals fast alle aufgegeben. Um mir Geld zu verschaffen, übernahm ich die Abschrift des Manuskriptes einer Doktorarbeit; dies konnte ich in den Nachtstunden tun, so daß der Tag für Miriam frei blieb. Nun aber kam ich meist erst nach Mitternacht nach Hause, schrieb dann bis vier oder fünf Uhr morgens, schlief bis acht Uhr und eilte dann wieder zu meiner Miriam. Meine Mutter war untröstlich über diese Art, meine Gesundheit zu ruinieren. „Wenn du Stunden gäbest, hättest du doch wenigstens Zeit zum Schlafen." Ich sah nun freilich ein, daß das Stundengeben nicht so anstrengte wie diese nächtlichen Schreibarbeiten. Aber was lag am Schlafe und an der Anstrengung, wenn es Miriam zuliebe geschah! Dieser aber sagte ich von alledem kein Wort. Ich war der Ansicht, daß meine kleinen Sorgen zu tief für die Aufmerksamkeit des Mädchens stünden,

das ich liebte. Sie ſelbſt aber vermochte mich nicht zu durchſchauen; denn ſie war aus einer reichen Familie und uneingeweiht in die kläglichen Lebensbedingungen eines armen Studenten.

Die natürliche Folge meiner durch die Nachtwachen überreizten Nerven war eine geſteigerte Heftigkeit meiner Gefühle. Ich quälte Miriam viel durch meine Eiferſucht, aber ſie verzieh mir alles, da ſie die Tiefe meiner Leidenſchaft erkannte. War ich hie und da in jenen Tagen allein, ſo fühlte ich die ganze Unregelmäßigkeit meines Zuſtandes und neigte zur Melancholie.

„Alles," ſagte ich mir, „wäre noch erträglich, ſogar gut. Aber du biſt eigentlich nicht unſchuldig, du reflektierſt zu viel in dieſer Sache. Und was noch erbärmlicher iſt, du weißt, daß du zu viel reflektierſt. Du mußt für einige Zeit weg von München. Es geht nicht mehr anders."

In der Überzeugung, einen ſehr heroiſchen Entſchluß gefaßt zu haben, und voller Bewunderung hierfür, begab ich mich zu Karl Steinhart und kündigte ihm an, daß ich auf einige Wochen nach Hangenham zu gehen gedächte. An der Univerſität hatten eben die Oſterferien begonnen. Karl betrachtete mich ſehr ernſt. „Ganz richtig," ſagte er mit einer Härte des Tones, die bei ihm nicht gewöhnlich war.

Miriam aber war faſt verzweifelt über die bevorſtehende Trennung.

Wir feierten meinen Abſchied in den letzten Tagen des März. Auch Sandling war hierzu in die Wohnung Steinharts gekommen. Ich war in ſehr aufgeregter Stimmung, und es ſchien mir, als ob Sandling Miriam und mich mit lauerndem Auge betrachte. Ich hätte wohl mit ihm zu ſtreiten begonnen, wenn Karl ſich nicht beſtändig ins Mittel gelegt hätte.

Voller Schwermut reiſte ich nach Hangenham.

5

Ich hatte kaum bei einem der Hangenhamer Bauern meine beſcheidene Unterkunft gefunden, als ich zwei Briefe erhielt, einen von meiner Mutter, und den anderen natürlich von Miriam.

„Lieber Karl!

Es hat mich lebhaft gefreut, daß Du fortgereiſt biſt. Deshalb habe ich auch nichts von den zehn Mark geſagt, die Du mir eigentlich ſchuldig biſt; ich dachte mir, Du kannſt ſie jetzt ſelbſt gut verwenden. Ich muß Dir ſchon ſagen, Karl, Deinem Leben in München, während der letzten Zeit, hätte ich nicht mehr länger ruhig zuſehen können.

Ich verſtehe nichts von Deinem Studium, das iſt wahr, und es tut mir leid. Aber ſoviel verſtehe ich doch, daß zum Studium das Studieren gehört, und Du haſt nichts mehr ſtudiert. Alſo iſt es auch nicht in Ordnung. Du wirſt Deine alte Mutter entſchuldigen, daß ſie dies offen herausſagt. Ich weiß, Du lernſt ſchneller als Dein Bruder, aber dieſer lernt, und Du lernſt nichts.

Mein Rat iſt, Du ſollſt im Sommer auf eine andere Univerſität gehen, nach Würzburg vielleicht. Dein Bruder hat mir erklärt, daß es dort gerade ſo gut geht wie hier und daß es beim Examen nichts ausmacht. Alſo kannſt Du München ohne weitere Schwierigkeit verlaſſen, für das Fahrgeld und einige Mark mehr werde ich ſorgen. In Würzburg mußt Du Dich durch Stundengeben fortbringen, wie Du dies hier, ausgenommen die letzte Zeit, auch gemacht haſt. Du haſt mir wohl geſagt, andere Studenten verſäumen auch die erſten paar Semeſter, aber mit anderen Studenten iſt es anders, ſoviel wirſt Du begreifen.

Ich bin oft krank, Du merkſt freilich nichts davon, Du haſt Deine Augen anderswo, und meinetwegen mache ich Dir auch keine Vorwürfe. Als mein Vater ſo alt war wie ich jetzt, fing er auch an, Galle zu brechen und am Magen zu leiden. Dann hat er nur mehr zwei Jahre gelebt. Ich habe dasſelbe Leiden wie er, und wer weiß, wie lange es Gott noch gefallen wird, mich leben zu laſſen. Ich fürchte, nicht mehr lange. Sein Wille geſchehe. Aber was ſoll aus Vater und den kleinen Kindern werden, wenn ich einmal weg bin? Früher habe ich mir oft gedacht, Karl hat ein gutes Herz und wird ſie nicht im Stiche laſſen. Und obwohl ich ſehe, daß Du jetzt gar nicht auf uns acht gibſt, ſo will ich doch nicht an Dir verzweifeln.

Ich kann Dir ſagen, lieber Karl, Dein Vater hat auf eine andere Art geliebt wie Du, er war viel freier dabei und hat nichts aus den Augen verloren. Du aber alles. Freilich iſt das einfach Deine Natur, und ich will Dich deshalb nicht tadeln. Wenn es jedoch einmal ſo iſt, dann darf ich Dir wenigſtens einen guten Rat geben, damit Du nicht Schaden leideſt.

Die Schweſter Deines Freundes iſt ja ein recht anſtändiges Mädchen, aber es iſt ſehr unklug von ihr, außer dem Hauſe mit Dir zu verkehren. Sie wird ſich ihren Ruf dadurch verderben, und ein junges Mädchen muß ſich doch ſo benehmen, daß ihr die Leute nichts nachreden können. Für Euch Beide iſt eine Trennung das Beſte. Wenn ſie Dich wirklich liebt, wird ſie Dich nicht vergeſſen, ſolange Du auch ausbleiben wirſt.

Überlege Dir alſo, was ich Dir geſagt habe!

Eine wichtige Neuigkeit muß ich Dir noch mitteilen. Frau Oſtermeier hat es fertig gebracht, daß Deine Schweſter Roſa ins Erziehungsinſtitut der engliſchen Fräulein in X. eintreten kann. Sie wird dort einen Freiplatz haben. Du kannſt Dir denken, wie froh ich bin. Mir war ſchon lange Angſt, da ſie bereits ſechzehn Jahre alt iſt und ich gar nicht wußte, was anfangen. Alle können doch nicht zu Hauſe ſitzen wie die arme Johanna und ſich für die Familie abarbeiten und aufopfern. Sie tut mir ſo leid.

Ich ſchließe jetzt, weil mir vor Müdigkeit die Augen zufallen. Es grüßt Dich Deine Mutter.“

Während ich noch weinte, nahm ich den Brief meiner Miriam zur Hand. Sie ſchrieb mir, daß ſie ſchon jetzt, nach zwölf Stunden Trennung, vor Sehnſucht vergehe, und daß ich nicht fünf Wochen ausbleiben dürfe, ſondern höchſtens drei. Dann erzählte ſie, daß Sandling bei ihnen geweſen ſei und ſie mit ſchlechten Witzen geärgert habe. Sie ſchloß mit unendlichen Zärtlichkeiten.

Als ich von Sandling las, erwachte die Eiferſucht, die ich ſeit langem im ſtillen gegen ihn genährt hatte, mit unerhörter Heftigkeit. Im Augenblick war ich entſchieden, dem Rate meiner Mutter nicht zu folgen.

„Sicher iſt eines,“ ſchrieb ich unter anderem an Miriam, „wenn ich nach München zurückkehre, heute in drei Wochen, ſo werde ich Deinen Bruder bitten, es ſo einzurichten, daß Sandling nicht mehr zu Euch kommt. Mag ſein, wie Du ſagſt, daß jede Eiferſucht gegen ihn gegenſtandslos iſt: aber ich will nicht mehr an gegenſtandsloſer Eiferſucht leiden. Er muß Euerer Wohnung fernbleiben, obzwar er mein und Deines Bruders Freund iſt.“

Meiner Mutter erklärte ich, daß mir eine Trennung von Miriam unmöglich ſei, aber ich verſprach ihr heilig, im nächſten Semeſter fleißig zur Univerſität zu gehen und Stunden zu geben.

17*

Dieſe erſten Aufregungen legten ſich nach einiger Zeit. Aber was den Vorſchlag meiner Mutter anlangte, brachte ich es nicht über mich, meinen Entſchluß zu ändern. Ich ertrug, beſonders in den erſten Tagen, meine Hangenhamer Einſamkeit nur mit Mühe; denn die Sehnſucht nach Miriam ſetzte mir gewaltig zu. Erſt allgemach gelangte ich zu der inneren Ruhe und Gleichmäßigkeit, die mir nötig war, wenn ich meine angegriffene Geſundheit nicht gänzlich zuſchanden machen wollte. Mein Leben beſtand darin, daß ich teils ſpazieren ging und mich der braunen Schollen freute, mit denen ich, wenigſtens im tiefſten Grunde, verwachſen war, teils aber Briefe ſchrieb an das Mädchen, das ich liebte, das in der Ferne weilte, das aus einem ganz anderen Holze geſchnitzt war als ich. Dies wurde mir fühlbar. Ihr gegenüber empfand ich mich als inferior; aber Hangenhamer Luft ſchützt vor moraliſchen Krankheiten; mich wenigſtens, weil ich dort hingehöre und dort nicht mehr an mir zweifeln kann.

Damals ſprachen die Hangenhamer viel von dem Lehrer, der ihre Kinder unterrichtet hatte. Als der hochwürdige Herr Kooperator in der Schule den Katechismus betrieb und eines der Kinder keine Antwort auf ſeine Frage wußte — vielleicht war es die nach den chriſtlichen Tugenden, als da ſind: Geduld, Sanftmut uſw. — griff er haſtig nach dem

ſpaniſchen Rohre. Aber der Lehrer fiel ihm in den Arm und ſagte: „Herr Kooperator, ich kann meine Kinder ſelbſt ſchlagen.“ Außer dem Bürgermeiſter und einer übriggebliebenen, fünfzigjährigen Jungfrau waren damals alle Leute des Lobes voll über einen ſolchen Lehrer. Kurze Zeit darauf ereignete es ſich, daß einem noch ſchulpflichtigen Schafhüter die Schafe in die Wälder liefen, gerade auf die ganz jungen Anpflanzungen, wohin ſie nicht hätten laufen ſollen. Die Sache wurde kriminaliſch, wie man in Hangenham ſagt, und eines ſchönen Tages kam der Polizeidiener in die Schule, um ſich den Jungen zu holen. Aber ſiehe da! der Lehrer hatte, wie es ſchien, bei dieſem Falle ein ganz abweichendes Rechtsbewußtſein. Als nämlich der Polizeidiener die Herausgabe des unglücklichen Hüters verlangte, ließ ſich der Lehrer nicht herbei, Folge zu leiſten. Und er weigerte ſich ſogar, die Schulbank zu zeigen, auf der eben der geſuchte Hüter ſaß. Dieſes Mal gab auch der Bürgermeiſter dem Lehrer recht, und ſogar der erwähnten Jungfrau verwandelte ſich das Herz!

Der Lehrer nun war jüngſt geſtorben, alle Hangenhamer trauerten um ihn, der Kooperator, zu ſeiner Ehre ſei's geſagt, weinte um den Abgeſchiedenen.

Otto Sandling ſchrieb mir. Es klang ein durchaus warmer Ton aus ſeinen Zeilen, man ſah, daß er

mich liebte; aber wiederum war alles von oben herab geſprochen. Den Schluß des Briefes bildete die Frage nach dem Grunde meiner Abreiſe.

In meiner Antwort ging ich auf dieſe Frage nicht ein. Ich ſetzte Sandling rückhaltlos, indeſſen mit überlegten Worten, auseinander, was mir in der letzten Zeit an ihm mißfallen hatte: ſeine Sucht, fremde Rollen zu ſpielen, ſeine Geringſchätzung des guten Steinhart, endlich die väterliche Poſe, in der er ſich mir gegenüber gefiel.

Er antwortete ſchnell. In ſeinem Schreiben lobte er mich mit vollklingenden Worten, mit einer unangenehmen Demut. Was aber mein Unbehagen zerſtörte, war ſein Verſprechen, mich an einem Sonntag mit Karl Steinhart zu beſuchen, und einige herzliche Worte in den letzten Zeilen.

Indeſſen kam Karl Steinhart vor ihm nach Hangenham, an einem Samstagabend. Er erzählte mir, daß Sandling mit meinem Briefe bei ihm geweſen ſei, Erklärungen gegeben und verlangt und ihn dadurch ſehr in Verlegenheit gebracht habe. Karl war nämlich ein Menſch, der viele Worte nicht liebte. Entweder wandte er ſich gänzlich weg von jemand und brach einmal für immer, unwiderruflich und unerbittlich, in entſchloſſener Schweigſamkeit. Das hatte ich gelegentlich an ihm beobachtet. Oder aber er gab ſeine Hand, und dann war alles freundlich geregelt. Sandling indes hatte um jeden

Preis lange Reden gewollt. „Übrigens mußt du bald zurückkommen," sagte er, „ich sterbe vor Langeweile, und auch — — das Mädchen tut mir leid. Sie wird ja täglich weniger."

Am Sonntag erhoben wir uns früh, beim ersten Morgengrauen, und gingen hinaus ins Erdinger Moos. Wir saßen an einer Torfhütte und genossen der unvergleichlichen Ruhe um uns her. Karls Andacht vor der einsamen, weiten Natur war so groß, daß er ängstlich bemüht war, beim Rauchen seiner Pfeife jedes geräuschvolle puh — puh — puh — zu vermeiden. Ich bat ihn schließlich, mir seinen Wetterkragen zu leihen. „Friert dich?" fragte er. „Nein, aber betrachte nur den Kragen, den du trägst!" Er tat es und entdeckte lachend, daß er gestern, in der Eile, den Kragen seiner Schwester Miriam statt des seinen erwischt hatte. Ich legte den Kragen um und fühlte mich glücklich.

Gegen acht Uhr vormittags schlugen wir den Weg nach Freising ein, wo wir Otto Sandling, gemäß der Vereinbarung, im Hofbräuhaus erwarteten. Dort ertrugen wir geduldig das Murren eines alten Mannes, der meinte, daß so junge Leute am Sonntagmorgen in die Kirche gehörten, nicht ins Wirtshaus. Otto Sandling kam mit einer ziemlichen Verspätung auf dem Rade an. Er war natürlich müde und infolgedessen sehr schweigsam und schläfrig.

Um Mittag wanderten wir nach Hangenham.

Karl bewunderte die fette, braune Erde der Felder und meinte: „Die Leute hier müſſen einen großen Gewinn aus ihren Äckern ziehen. „Der Plebejer denkt immer gleich an den Gewinn," erwiderte Sandling. Der Beleidigte blieb ſehr gelaſſen, er tat, als ob er gar nichts gehört hätte.

Aber es lag über uns allen eine merkwürdige Stimmung. Zu einer angeregten Unterhaltung wollte es nicht kommen. Um uns den Nachmittag zu vertreiben, ſpielten wir, ſehr im Widerſpruche zu unſeren ſonſtigen Gewohnheiten, Karten. Schließlich lud ich beide ein, noch den Montag in Hangenham zu verbringen. Sandling nahm bereitwillig an, Steinhart jedoch mußte unbedingt nach München zurück, um ſeine Arbeit nicht zu verſäumen. Wir begleiteten ihn nach Marzling, wo er ſich entſchloß, erſt mit dem letzten Zuge heimzufahren und die bis dorthin übrigen Stunden im nächſten Wirtshaus zu bleiben. Dort angekommen, ſtreckte er ſich indes auf einer Bank aus, ſchlief faſt drei Stunden und überließ mich Sandling allein.

„Es iſt ſchön hier unten," begann dieſer. „Dazu ſprichſt du in lauter Bildern und biſt voller Vertrauen auf deinen guten Stern."

„Ich glaube gar, du beneideſt mich. Wenn du wüßteſt . . ."

„Ja, ich beneide dich. Aber was verſtehſt du davon. Du kannſt es nicht verſtehen."

„Nein, wirklich nicht. Ich habe einmal Nietzſche beneidet, das war begreiflich. Du beneideſt mich, das iſt tröſtlich.“

„Aber ich liebe dich trotzdem,“ ſprach Sandling. „Warum biſt du übrigens von München fortgegangen?“

„Wecken wir doch Karl auf,“ bat ich ausweichend. „Er liegt ſich wund auf ſeiner Holzbank.“

„So laß ihn doch! Er hat übrigens eine härtere Haut als du und ich. Das kannſt du mir glauben ... Übrigens iſt er immer phlegmatiſch. Ich möchte nur wiſſen,“ fügte er mit gedämpfter Stimme bei, „warum du von München weggegangen biſt?“

„Weil ich Erholung brauchte.“

„Ha, ha,“ lachte er ſpöttiſch. „Erholung, wovon?“

„Nun, wie lange iſt es denn her, daß ich krank war! Erholung von meiner Krankheit.“

„O freilich, von der Krankheit! Sie in München grämt ſich ab, damit du dich hier erholen kannſt. Ganz richtig! Ha, ha, das iſt ja ſo dein Charakter, wenn du verliebt biſt. Du hältſt mich wirklich für ſo naiv?“

Ich zuckte erſtaunt die Achſeln.

„Nein, mein Lieber, du biſt noch nicht krank. Du noch nicht. Ich kann das eher ſagen, von mir, ich ... le pauvre névrosé!“

„Das ſcheint mir wieder richtig," erwiderte ich gelaſſen. „Ganz geſund biſt du nicht."

„Alſo, wegen der Erholung biſt du nicht von München weggegangen. Das heißt, vielleicht doch zur Erholung . . . von der Liebeskrankheit, nicht wahr?"

„Das geht dich nichts an, Sandling. Laſſen wir die Privatſachen. Ich wecke doch lieber Karl auf."

„Du haſt Angſt! O er ſchläft, der Buchdrucker Karl. Er ſchläft gut. Vielleicht ſchläft er auf einem Ehrenwort, ha, ha! Man gibt das bei dergleichen Gelegenheiten."

„Menſch," platzte ich los, „was lachſt du denn, du . . . Mephiſtopheles? Du biſt ja gar nicht luſtig."

„Nein, ich bin nicht luſtig. Aber ich will es werden, mit dir. — Wie ich das machen will?" fuhr er haſtig fort. „Wenn du erlaubſt, daß ich franzöſiſch ſpreche . . . ich will dir nicht imponieren, aber die Sprache paßt hierzu beſſer. Or, voilà ce que je voudrais: moi, je suis un pauvre névrosé. Toi, tu te dis malade, mais tu es vigoureux, certes oui! Je voudrais me lier à un homme tel que toi, très étroitement — jusqu'à devenir inséparable de lui — m'emparer de son esprit; lui, il donnerait sa force, sa verve. Et alors! que de crimes pourrions nous commettre, en riant, je t'assure! Une femme, par exemple, cette Miriame, ça

serait l'affaire d'un moment ... tu apprendrais à oublier, vite, bien vite! Tou goût en deviendrait raffiné ... Oh, nous pourrions nous élever au-dessus de tout, de tout le monde!"

Er hatte dies alles in einer ſchrecklichen Haſt herausgeſtoßen. Ich ſaß verblüfft vor ihm. „Das verſtehe ich nicht," ſagte ich endlich.

„Zu plump biſt du," fuhr er nun plötzlich los, „zu plump, das iſt alles."

„Nun alſo, wozu dann ſtreiten! Beruhige dich, Sandling. Reden wir von anderen Dingen, oder ich wecke Karl auf, und zwar ſofort!"

„Ja, reden wir von etwas anderem," antwortete er, wie es ſchien, plötzlich müde geworden. Er ſank förmlich in ſich zuſammen und atmete heftig.

Karl Steinhart fuhr nachts, um elf Uhr, nach München, während Sandling und ich, beide in ununterbrochenem tiefem Schweigen, den einſtündigen Weg nach Hangenham zurücklegten.

„Du haſt mich vielleicht verſuchen wollen, Sandling?" fragte ich ihn, als er zu Bette ging. „Sag, was haſt du eigentlich gewollt?"

„Hauptſächlich deine Freundſchaft."

„Du haſt ſie. Gute Nacht, Freund."

Des andern Tages erhob ich mich ziemlich früh. Sandling, der liegen blieb, gab ich Khalidâſâs Sakuntala zu leſen.

Als er endlich zum Kaffee kam und mich mit

warmen Worten anſprach, geſtand ich ihm in einer Anwandlung von Sehnſucht, Weichheit und Schwachheit die kleine, liebe Geſchichte meiner Liebe zu Miriam Steinhart.

Nachmittags wanderten wir nach Langenbach; dort holte ich einen Brief meiner Miriam, der auf der Poſt lagerte. Wir ſetzten uns nachher, um dem ſtrömenden Regen zu entkommen, ins Wirtshaus.

Draußen alles grau in grau. Im Wirtshaus eine trübe Dunkelheit und dazu die Melodien einer wehmütigen, drehwütigen Automatenorgel, das Muſikſtück zu fünf Pfennig. Dann hub eine Diskuſſion an, die ſo grau war wie der Himmel dieſes Tages.

„Nun, Karl der Epikuräer, wie fühlſt du dich?“ fragte Sandling lachend. „Lebt der Menſch für den Genuß oder nicht?“

„Auch für das Leid,“ belehrte ich ihn mit wichtiger Miene. „Die Schwachen werden ohne Beſinnung zum Leid gedrängt, ſtarke Menſchen ſuchen es von ſelber auf. Man will leiden.“

„Ja, wenn man ſeinen Genuß dabei hat,“ erwiderte Sandling. „So haſt du es gemacht. Nun aber biſt du ſchwächer als vor zweieinhalb Wochen. Du verſtehſt doch, was ich meine?“

„So ziemlich.“

„Mir ging es auch ſchon ähnlich.“ Er erzählte dann eine traurige Geſchichte, von einem Mädchen, das er einmal geliebt hatte.

Ich proteſtierte lebhaft gegen die behaupteten Ähnlichkeiten. Er lachte mich aus. Ich ärgerte mich und trank mehr, als ich ſeit lange getrunken hatte.

„Wenn es hier wirklich eine Ähnlichkeit gibt, ſo wäre es jedenfalls ſchade für mich," bemerkte ich nach einer langen Pauſe mißmutigen Schweigens.

„Schade? Und warum ſchade?" Er blitzte mich mit ſeinen ſtahlblauen Augen an. (Ob er nicht am Ende hypnotiſiert? fiel mir plötzlich ein. Und zu welchem Zweck?) „Schade?" fuhr er fort. „Weil du Karl Steinhart verlieren würdeſt, wenn —"

„Ja, und ein Ehrenwort hätte ich auch gebrochen, wenn —"

„Ah, das Ehrenwort. Wie pathetiſch! Du hältſt alſo viel darauf?"

„Je nachdem; ich denke, es kommt darauf an, wer es gibt."

„Wenn ich dir alſo verſpreche, wenn ich dir mein Wort gebe," ſagte er lächelnd, „daß ich dich keineswegs an Steinhart verraten werde, falls du —"

Ich wehrte mit Entrüſtung ab.

„Ich will dich ja nur vor dir ſelber vorbereiten," ſagte er. „Wenn das nämlich plötzlich vor dir ſteht, le fait accompli, dann erſchrickſt du zu ſehr."

„Du trinkſt heute gar nichts, Sandling. Trinke mehr und quäle mich weniger!"

„Wie kannſt du vom Quälen reden. Siehſt du denn wirklich nicht voraus, daß du einmal zuſammenbrechen wirſt.“

„Iſt es denn ſo weit mit mir gekommen? . . .“

„So weit! Aſenkofer, wie weit? Einen Freund wirſt du verlieren. Das iſt richtig. Aber dein Horizont muß ohnehin einmal über ihn hinausgehen.“

Ich fühlte eine tiefe Angſt vor unbeſtimmten Fährlichkeiten. Endlich glaubte ich ihm. Ich hatte übrigens ſchon viel getrunken und neigte zum Tragiſchen. Dem entſprach meine Miene.

„Weißt du, wo ich dich haben wollte? Beim Leichtſinn, Aſenkofer. Beim göttlichen Leichtſinn.“

„Ha, ha,“ lachte ich mit Selbſtverachtung. „Sagen wir lieber: bei einer göttlichen Schufterei. Da habe ich mich. Da willſt du mich haben.“

„Wenn es nur göttlich iſt,“ fügte er bei.

„Und du,“ ſagte ich gehäſſig, „du natürlich biſt der Gott, der die Sache ſo göttlich gemacht hat. Das heißt, Miriam würde dich einen Teufel nennen. Aber du ſollſt recht haben, Sandling. Wir fahren noch heute nach München.“

In der Tat brachen wir um zehn Uhr nachts auf, gingen nach Hangenham und von da nach Marzling und fuhren mit dem letzten Nachtzug nach München. Dort verbrachte ich, von meiner Mutter mit offenbarem Kummer begrüßt, eine ſchlafloſe Nacht.

Am Morgen machte ich mich auf und lenkte meine Schritte zum Bavariaring. Ein Chaos von Gefühlen rang in meinem Herzen.

Schließlich aber sprach ich zu mir: „Ich werde Miriam beschmutzen, wenn ich so zu ihr gehe. Ich muß mich zuerst reinigen. Jener liebt mich, das ist richtig. Und auf seine Weise meint er es gut mit mir. Aber das hat nun seine Zeit gehabt."

Ich trat in der nächsten Post ein, kaufte einen Kartenbrief und schrieb an Otto Sandling: „Ich bin dein Freund nicht mehr. Wenn Du mich wirklich geliebt hast, so lebe wohl! Wenn nicht, so nimm diesen Spruch Zarathustras zum Angebinde:

‚Dies ist seine — des Schmarotzers, Deine — Kunst, daß er steigende Seelen da verrät, wo sie müde sind. In ihren Gram und in ihre Wunden baut er sein ekles Nest.'"

Otto Sandling schrieb in der Folge einen Brief an mich und einen an Karl Steinhart. Ich schickte den meinen uneröffnet zurück, der an Karl Steinhart enthielt ein Lebewohl.

Als ich Karl Steinhart wiedersah, wollte er von nichts, von gar nichts hören. Allerdings gab er mir einen harten Blick, dann aber gleich seine Hand.

Miriam war über die Maßen froh.

6

Von dem ſeltſamen Erlebnis, das ich hinter mir hatte, war ich erſchöpft, müde, ich war ängſtlich und zweifleriſch. Ich ging mit innerer Scham zu Karl Steinhart.

Er hatte durch mich die Geſellſchaft Otto Sandlings verloren. Glücklicherweiſe äußerte mein Bruder, als er von dem eingetretenen Bruche erfuhr, den Wunſch, mit Karl näher bekannt zu werden. Er traf ſich öfter mit ihm, ſchien damit ſehr zufrieden zu ſein und ließ ſich im Hauſe der Familie Steinhart einführen. Was mich betraf, ſo gelobte ich mir, Karl die treueſte Freundſchaft zu halten.

Miriam war liebenswerter als jemals, ihr Gewiſſen ſchlug freier, da ſie nun ihren Bruder als Mitwiſſer des Geheimniſſes hatte. Sie entdeckte ſich auch ihrer Schweſter Elſa, und auch dieſe ſtand jetzt getreu zu uns.

Ihre Mutter, das läßt ſich verſtehen, hatte ſehr wenig Autorität über den gemeinſamen Willen ihrer

drei Kinder. Herr Steinhart, der den Grund unſeres Bruches mit Sandling zu erraten ſuchte, deutete auf ſeine Tochter und ſagte: Cherchez la femme. Mir blieb er wohlgeſinnt, und Karl vertraute mir mehr als einmal, daß ſein Vater ſicher nichts gegen eine ſpätere Verbindung einwenden würde. Im Scherze nannten wir uns bereits die Schwager in spe.

Dieſe Beweiſe der Zuneigung beruhigten mich endlich, und als die Maiſonne die geliebten Iſarauen mit mildem Licht übergoß, wurden Miriam und ich dort heimiſcher als je.

Eines Tages geſtand mir mein Bruder, der nun einige Male im Hauſe Steinhart geweilt hatte, daß er Elſa Steinhart liebe. Auch ſie war ihm geneigt, das ſah man deutlich.

Als Karl Steinhart die Tatſache erkannte, verfiel er in eine ärgerliche Heiterkeit: „Es geht immer ſo hinaus," ſagte er, „daß ich das fünfte Rad am Wagen bin. Nirgends bin ich auf die Dauer nötig, höchſtens am Setzkaſten." Als wir gemeinſame Ausflüge machten, ſchob ihn ſcherzend das eine Paar dem anderen zu.

Mein Bruder hatte keine geheimen Zuſammenkünfte mit Elſa; und ich war ſo ſehr von ſeiner geſetzten Natur überzeugt, daß ich mir hierüber nicht einmal Gedanken machte.

Ich hätte damals noch andere Pflichten erfüllen

ſollen als die der Liebe. Zum Beginne des neuen Semeſters war ich feſt entſchloſſen, es mit meinen Kollegien genauer zu nehmen.

Aber Miriam hatte mir erklärt, daß ſie an meiner Stelle lieber ein Semeſter das Studium als eine Stunde unſere Liebe verſäumen würde. Ihre Meinung erſchien mir alsbald ſehr einleuchtend und ſcharfſinnig; ich begann damit, mir die Nachmittage frei zu machen, und ſchließlich opferte ich auch die Vormittage. Die Maiſonne wurde heißer, und mit ihr meine Liebe. Miriam war ja auch liebenswürdig. Sagte doch mein Bruder ſelbſt: „Sie iſt unvergleichlich.“ Und er war ſonſt ein ſo ſpöttiſcher Menſch und allem Oberflächlichen todfeind.

Ich erinnere mich an einen Tag goldigſter Maiſonne. Da ſaßen wir zu fünft in jenem entzückenden Wäldchen der Faſanerie. Vor uns lag ein Haufen armer, gemordeter Veilchen. Daraus wand man einen Kranz, und auf weſſen Haupt er gehöre, fragte niemand.

Miriam ſtand unter einer finſteren Tanne, aber das Licht der Sonne fiel ſegnend auf ſie. Da erhob ſich Elſa, wortlos und beſcheiden, wie ihre Art war, und heftete ihrer Schweſter den Kranz ins ſeidene Blondhaar. Dann trat ſie ſchweigend zurück.

Wir ſahen auf Miriam, die von den Sonnenſtrahlen umfloſſen daſtand, ganz griechiſch in der

Haltung, der Gebärde und von Antlitz. Wie goldfarbene Seide glänzte ihr gelöstes Haar, die reine Stirn war gekrönt.

„Göttlich, göttlich," murmelten Elsa und mein Bruder. „Nie sah ich Schöneres." Die Rührung machte uns alle schweigen.

Miriam fühlte, daß wir sie gleichsam anbeteten. Da erhob sie die rechte Hand mit einer unvergleichlich stolzen Gebärde und sprach dies Wort des Zarathustra:

„Erhebt eure Herzen, hoch! höher! Und vergeßt mir auch das gute Lachen nicht!

Diese Krone des Lachenden, diese Veilchenkranzkrone: euch, meine Brüder, werfe ich diese Krone zu! Das Lachen sprach ich heilig; ihr höheren Menschen, lernt mir lachen!"

Siehe, das Sonnenlicht huschte weg von der dunklen Tanne, Miriam warf ihren Veilchenkranz zu unseren Füßen nieder und stürzte sich aufweinend in meine Arme.

Am Morgen des nächsten Tages machte mir meine Mutter die heftigsten Vorwürfe über meine Untätigkeit. „Heute wirst du dann doch zur Universität gehen," sagte sie am Ende.

„Nein, ich kann nicht, ich habe mich für den Vormittag mit Miriam bestellt."

Sie geriet in großen Zorn. „Wenn du immer so mit ihr herumziehst, wirst du sie ja doch niemals heiraten."

„Ich hoffe das Gegenteil," erwiderte ich.

Als ich aber bei Miriam war, ſchlug ich ihr vor, unſere Zuſammenkünfte zu vermindern. „Auf jeden dritten Tag," bat ich ſie. „Wir ſehen uns ja ſo faſt jeden Tag bei euch."

Miriam wurde tieftraurig. „Glaubſt du, wenn ich dich außer dem Hauſe treffe, geſchähe dies nach dem Willen meines Vaters? Nein. Und doch tue ich's. Alſo könnteſt du meinetwegen wohl die Vorwürfe deiner Mutter ertragen."

Obwohl es mir ſchien, daß ſie recht habe, blieb ich bei meinem Vorſchlage. Da weinte ſie. Sie weinte damals überhaupt bei der kleinſten Verdrießlichkeit; denn ſie war von Leidenſchaft verzehrt, und ihre Reizbarkeit hatte ſich geſteigert.

Noch am gleichen Abend widerrief ich meinen Entſchluß. Ich ärgerte mich dabei über mich ſelbſt, weil ich Miriam nicht einen einzigen Tag entbehren konnte. Auch gegen ſie empfand ich eine gewiſſe Feindſeligkeit. Die Liebe aber ſtieg hoch und höher. Alle Meinungen anderer wurden uns gleichgültig. Wir glaubten an unſere Vortrefflichkeit; die Außenwelt verſank vollſtändig.

Wenn wir uns ſtundenlang in irgend einem weltabgelegenen Waldeswinkel gekoſt und geherzt hatten, dann wurde unſere „Zweiſamkeit" gefährlich und bedrückend. Wir litten darunter; und manchmal ging ich verſtimmt von ihrer Seite. Sie

eilte mir nach. „Verſtehſt du das, Miriam,“ fragte ich ſie, „daß ich dich zuweilen haſſe?“ Sie weinte.

Wenn ich allein zu Hauſe ſaß, finſter brütend, dann ging ich mit mir ins Gericht. — „Eines ſehe ich deutlich,“ murmelte ich, „daß die ganze Sache der Heiterkeit entbehrt und doch ſehr komiſch iſt. Beſonders komiſch aber iſt, wieviel Tragik ich verausgabe, in meinem Gefühl, nur deshalb, weil ich nicht ... o nur deshalb ... Als ob ich mich darüber noch täuſchen könnte! ... Es iſt doch ein Jammer, wenn man ein ſolches Beichtvatergewiſſen hat wie ich und ſich ſelbſt nicht belügen kann. Nein, ich kann mich nicht darüber belügen. Meine Liebe, das — war einmal ſchön. Aber jetzt, ich ſpüre es, alles geht jetzt ins Brutale ... Wie verlogen ſind doch die Dichter,“ fuhr ich in meinem Selbſtgeſpräch fort. „Ich glaube ihnen nichts mehr. Da meinte ich, die Liebe beſtehe aus lauter Mondſcheinidyllen, ganz zahmen und friedfertigen natürlich. — In den Anfängen iſt es ja auch ſo. — Die Dichter verſchweigen nur die Fortſetzung. Höchſtens, daß ſie hier und da das Ende beibringen, weil ſie damit tam-tam machen können, haha ... Oder ſind die anderen Menſchen gar nicht ſo wie ich? ... das kann doch nicht ſein. Groß kann der Unterſchied auf keinen Fall ſein. Nein. Aber wahrſcheinlich verhält es ſich ſo, daß das Tier ganz einfach nicht

in den Rhythmus paßt! Ja, ja, so wird es wohl sein."

In den bitteren Selbstgesprächen dieser Art wurde ich meistens durch die Vorwürfe meiner Mutter unterbrochen, die sich so sehr über meine Trägheit grämte. „Schau doch deinen Vater an," sagte sie und deutete auf den Kranken, „und deine kleinen Geschwister. Denke doch an deine Pflicht und raffe dich einmal auf!"

Meine Mutter gab übrigens zu, daß ich fast nichts beanspruchte. Ich hatte von Karl Steinhart zwanzig Mark geborgt, und davon lebte ich nun schon seit drei Wochen. Um zwanzig oder dreißig Pfennige lebte ich einen halben Tag und beneidete dabei niemand um seinen Reichtum.

Mein Bruder unterstützte die Mutter in den Vorwürfen, die sie mir machte. Auch er liebte; aber er dachte nur in seiner Mußezeit daran. Es empörte ihn, daß ich mich der Arbeit entzog, während er unermüdlich zu verdienen suchte und sein Gefühl bekämpfte.

Elsa Steinhart hatte meinem Bruder in den ersten Wochen Zeichen einer entschiedenen Zuneigung gegeben. Aber seitdem war das Verhältnis der beiden nicht mehr enger geworden. Im übrigen hatte ich ja wenig acht auf sie; ich hatte Miriam.

Zwischen Karl Steinhart und meinem Bruder

entstand eine feste, ernste Freundschaft, deren Innigkeit ich lange nicht bemerkte, obgleich ich selber die Veranlassung dazu bildete. Karl hatte die Gewohnheit, gegen neun oder zehn Uhr abends aufzubrechen und ins Wirtshaus zu gehen. Da ich neuerdings nicht mehr Geld genug hatte, um hier mitzufeiern, gingen Steinhart und mein Bruder meistens allein und kamen sich dabei innerlich näher. Steinhart bot mir freilich immer seinen Kredit an; ich aber schlug ihn aus, um meinem Bruder zu zeigen, daß ich, wenn ich auch nichts verdiente, doch nichts brauchte.

Als ich schließlich bemerkte, daß Steinhart meinen Bruder mir vorzuziehen begann, konnte ich mich einer gewissen Eifersucht nicht erwehren. Daraus entsprangen gegenseitige Mißstimmungen und Mißhelligkeiten, worauf kleine Versöhnungen folgten, um dann wieder neuen Zwistigkeiten zu weichen. Kurz, unsere Gemüter waren von einem Zustande der Unsicherheit beherrscht.

Der Mai ging darüber zu Ende. Mein Bruder bereitete sich auf ein sogenanntes Stipendialexamen vor und empfing zu eben der Zeit die wohlverdiente Belohnung für eines, das er schon im Vorjahre bestanden hatte. Er erhielt dreihundert Mark, bei unseren Verhältnissen eine große Summe; er bezog sie auch mit einer ungemessenen Freude.

Damals kannte der Zorn meiner Mutter keine

Grenzen mehr; denn ich besaß nur ganz armselige Bruchstücke von Kollegien, mit denen an ein Examen nicht zu denken war.

Aber ich war nun einmal widerspenstig und verstand diesen Zorn nicht. Übrigens ist mir Miriam mehr wert als dreihundert Mark, tröstete ich mich.

O Miriam, wir waren entschieden zu sorglos! Aber ich mache dir keinen Vorwurf.

Da nahte das Geburtsfest Karl Steinharts. Am gleichen Tage endete das Examen meines Bruders, und es war beschlossen, beides zu feiern.

Am Abend dieses Tages versammelten wir uns also zu fünfen im Zimmer Karl Steinharts. Wir aßen, tranken, plauderten und waren lustig.

„Im Herbste," schlug Elsa fröhlichen Tones vor, „werden wir alle fünf zum Tanzen gehen. So wird es wenigstens unterhaltlich sein."

Mein Bruder stimmte aus ganzem Herzen zu. Aber auch Miriam konnte sich nicht enthalten, die Idee zu billigen, allerdings mit einem bittenden Seitenblick auf mich.

Ich nun erschrak und schwieg. Ich hatte nämlich das Gespenst des Tanzes für einige Zeit vergessen. Miriam küßte mich flehentlich und wollte auch meine Zustimmung erschmeicheln, aber mich hatte die Eifersucht überfallen, und ich drängte sie heftig von mir weg. „Miriam und ich werden nicht tanzen," erklärte ich energisch.

Mein Widerſpruch und beſonders der Ton dieſes Widerſpruches empörten meinen Bruder höchlich.

„Da ſeht den Deſpoten,“ rief er. „Soweit dürfen Sie ihn nicht Herr ſein laſſen, Fräulein Miriam. Sie ſehen doch ſelbſt, der Menſch entwickelt ſich zum reinen Tyrannen.

„Hat er recht?“ fragte ich Miriam. Dieſe entgegnete nichts, ſondern fing zu weinen an. —

„Wirklich, er iſt ein Deſpot!“ rief mein Bruder ärgerlich.

Indeſſen kamen wir bald auf etwas anderes zu ſprechen. Wir blieben bis kurz vor Mitternacht beiſammen. Und als eben Herr Steinhart von ſeinem Ausgange heimkehrte, machte Karl Steinhart meinem Bruder und mir den Vorſchlag, mit ihm in ein Weinhaus zu gehen.

Mein Bruder, im begreiflichen Vollgefühl ſeines kürzlich gewonnenen Vermögens, beeilte ſich anzunehmen, während mich der Vorſchlag in Verlegenheit verſetzte. Nach kurzem Beſinnen lehnte ich ab.

Aber Karl Steinhart beſtand dieſes Mal auf meiner Begleitung und bat mich, auf ſeine Koſten mitzufeiern. Ich zauderte noch immer. Da fiel mir ein, daß mein Bruder ohnehin ſchon den Vorzug bei Karl genoß, und daß das darauf beruhte, daß die beiden ſo oft allein zuſammen waren. Und ich nahm die Einladung an.

Da fand nun in einem Weinhause nahe beim Bahnhof ein für die Verhältnisse Karl Asenkofers üppiges Trinkgelage statt, dessen Kosten sich, alles in allem, auf ungefähr dreißig Mark erhoben, also zehn Mark für jeden.

Wie es jedoch zum Zahlen kam, stellte sich heraus, daß Karl Steinhart bei seinem begeisterten Aufbruche vergessen hatte, sich mit Geld zu versehen. Das Unglück war nicht groß, weil ja mein Bruder für uns einspringen konnte. „Für dich," sagte er zu Steinhart, „tue ich es sehr gerne. Aber bei dir, lieber Bruder, sieht es nachgerade aus, als ob du dich, wie eine Hetäre, für deine Gesellschaft bezahlen ließest."

Ich verstand nicht sogleich ... Vielleicht wäre ich über meinen Bruder hergefallen, wenn wir uns nicht in dem öffentlichen Lokale befunden hätten. So aber erhob ich mich schweigsam und ging. Es war das letzte Wort, das mein Bruder überhaupt zu mir sprach. Es war aus zwischen uns, einmal für immer.

Tags darauf traf ich Miriam. Ich erzählte ihr, was geschehen war. Ihre Entrüstung über meinen Bruder war unbeschreiblich, aber sie beschwor mich, es nicht mit Karl zu verderben. Ich hatte dies auch gar nicht im Sinn.

Als ich zu Karl Steinhart kam, fand ich ihn

sehr nachdenklich. „Du hättest nicht gleich gehen sollen," sagte er.

„Was sonst? Auf eine zweite Beschimpfung warten?"

„Auch das nicht, aber vielleicht hätte dein Bruder die erste zurückgenommen. Übrigens habe ich dir wohl geholfen."

„Lächerlich!" rief ich. „Was nützt alles Zurücknehmen, wenn ich selbst die Sache niemals vergessen kann."

„Du bist also nicht dafür, daß ich zwischen dir und deinem Bruder vermittle. Man könnte zum Beispiel alles auf den Wein schieben."

„Nein," entgegnete ich.

„Aber du verstehst, daß ich mich dann in einer unangenehmen Situation befinde. Ich will deine Freundschaft behalten, aber auch die deines Bruders. Jedenfalls könnt ihr nicht mehr zusammen ins Haus kommen."

„Du liebst natürlich meinen Bruder mehr als mich?"

Karl Steinhart zuckte mit den Achseln.

„O Karl!" schrie ich schmerzlich auf, als ich dies sah.

Am Ende vereinbarten wir drei Tage der Woche, die ich ins Haus kommen sollte. Drei andere sollten meinem Bruder bleiben, und für den siebenten Tag wollte Karl in irgend einen Verein gehen.

Miriam hörte dies und weinte; denn der unglückliche Zufall trennte uns für vier Abende in der Woche. „Ich werde ihn gar nicht grüßen, wenn er sich zeigt," schluchzte sie, „ich hasse ihn."

„Du wirst ihn grüßen," sagte Karl gereizt.

„Nein."

„Ja," sage ich dir, „ja . . .!"

„Sie wird es machen, wie sie will," bemerkte ich.

„Nein, nicht wie sie will, sondern wie ich will," erklärte Karl zornig.

„Wenn aber auch ich es so wollte wie sie?"

„So wird es doch anders sein."

Am gleichen Tage schrieb ich Karl Steinhart einen Brief, um ihn womöglich noch an mich zu ketten:

„Mein Karl, Du bist, fürchte ich, auf dem Wege, unsere Freundschaft zu vernichten.

Ohne weiter davon zu reden, wie weh mir dies täte, mache ich Dich nur auf eines aufmerksam. Du kennst die Geschichte meines Verkehres mit Miriam. Und Du weißt, daß Du Deine Schwester unbedenklich zu mir gehen ließest, der ich Dir durch unsere Freundschaft, sowie durch die Gastfreundschaft Deiner Familie verpflichtet war.

Wie nun, wenn Du mich verläßt, wenn wir uns verlassen und diese doppelte Verpflichtung nicht mehr besteht. Was soll dann uns, Miriam und

mich, vor uns ſelbſt ſchützen? Tremo. Cave canem! — ... Wenn unſere Liebe ſo frei von Rückſichten iſt. Denke daran, ich bitte Dich, und bleibe mein Freund! Ich grüße Dich Dein K. A.“

Sechs Stunden ſpäter, gegen Abend, läutete die Türglocke. Ich erhielt ein Telegramm von Miriam, in dem ſie mich bat, ſofort an die Paulskirche zu gehen, um ſie dort zu treffen. Als ſie mich ſah, fing ſie zu ſchluchzen an; ſie war blaß, und ihr Geſicht trug den Ausdruck tödlichen Schreckens.

„Ich bringe dir die Antwort Karls auf deinen Brief ... Oh, wie konnteſt du dieſen Brief ſchreiben!“

Karl Steinhart ſchrieb:

„Nun iſt es zuviel. Du biſt entweder verrückt oder unverſchämt. Ich glaube zwar das erſtere, aber unſere Freundſchaft iſt hiermit aufgelöſt. Wenn Du nicht ſofort die in Deinem Briefe enthaltene Drohung zurücknimmſt und Dein früheres Ehrenwort bezüglich meiner Schweſter wiederholſt, ſo werde ich meinem Vater Mitteilung machen, und Miriam wird ſo überwacht werden, daß Du ſie nicht mehr wieder ſiehſt. K. St.“

In eiligen Zeilen entſprach ich ſofort ſeinem Verlangen; Miriam überbrachte ſie ihm.

Ich aber ging dann hinaus in das Wäldchen der Faſanerie. An dem Platze, wo Miriam neulich den Spruch Zarathuſtras geſprochen hatte, ließ ich mich nieder und weinte bitterlich. Die

Veilchenkranzkrone lag neben mir verdorrt am Boden.

Und doch erzählte mir Miriam, daß ſich Karl Steinhart an demſelben Tage in ſein Zimmer geſperrt habe. Dort ſei er ſtundenlang auf und ab gegangen, habe geweint und geſchrieen: „Ich habe meinen einzigen, meinen beſten Freund verloren!“

Gleichwohl blieben wir für immer getrennt.

7

Unſerer Liebe war das gute Gewiſſen geſtohlen, und Miriam litt mehr darunter, als ſie merken ließ, obwohl ſie ein mutiges Mädchen war.

Ich war ausgeſchloſſen aus dem Hauſe Steinhart und auch aus der eigenen Familie. Mein Bruder hatte der Mutter von jenem unüberlegten Briefe erzählt; von da ab hielt ſie mich kaum noch einer Anſprache für wert. In allem ergriff ſie nun Partei für meinen Bruder. Ich ſtand iſoliert da. Meine älteren Schweſtern betrachteten mich mit ſchlecht verhehltem Schauder. Dafür wandte ich mich mit abgöttiſcher Zuneigung zu meiner jüngſten Schweſter, dem achtjährigen Kinde, das von allem Gerede nichts verſtand und mir deshalb treu blieb. Wenn ich abends zu Hauſe ſaß — und ich ſaß nun jeden Abend einſam und ſehnſüchtig zu Hauſe — nahm ich ſie auf den Schoß und erzählte ihr Märchen, bis ihr die Augen zufielen.

Zu gleicher Zeit ſaß Miriam bei den Ihrigen, von ihrer Mutter auf alle Weiſe beſtürmt, mich zu

laſſen, dem finſteren Zorne ihres Bruders preisgegeben. Dazu kam des öfteren die Anweſenheit meines Bruders. Ihn griff ſie mit unerhörter Wildheit an und beſchuldigte ihn als Zwietrachtſtifter. Er war ihr gegenüber natürlich machtlos, aber es erwachte in ihm ein ſtiller Haß gegen ſie, ein ſtiller und tiefer Haß.

Ich hatte die Klugheit beſeſſen, an Elſa Steinhart noch am Abend jenes unſeligen Briefes zu ſchreiben. Ich hatte ſie beſchworen, Miriam nicht zu verlaſſen. „Retten Sie," ſagte mein Brief, „retten Sie unſerem Kind, Ihrer unſchuldigen, jungen Schweſter, und retten Sie mir unſer Glück! Es liegt in Ihrer Macht!"

Elſa Steinhart war nun vielleicht geſchmeichelt durch die Rolle der Beſchützerin, die ſie ſpielen ſollte, und vielleicht auch noch beſorgter als alle anderen um die Unſchuld ihrer Schweſter. Sie nahm alſo an, freilich mit zwieſpältigen Gefühlen — ſie war ja meinem Bruder redlich zugetan, trotz aller ſcheinbaren Kälte, mit der ſie auftrat. Mein Bruder übrigens beging zu dieſer Zeit ſelbſt einen Fehler. Angegriffen vielleicht durch den Anblick der Folgen, die ſein Benehmen gegen mich gehabt hatte, lebte er in einer ſichtlichen Mißſtimmung, ſprach wenig, war mit einem Wort ein ſchlechter Geſellſchafter. Möglich, daß auch dies auf Elſa einigen Eindruck gemacht hatte. Sie machte denn Spaziergänge mit

Miriam und mir, ſo oft es nur anging, ohne das Mißtrauen der Frau Steinhart zu erwecken, ſie war lieb und duldſam zu ihrer Schweſter, und zu mir, wenn auch keineswegs herzlich, ſo doch höflich. So verfloſſen uns die letzten Wochen des Junis weniger freudlos, als wir gefürchtet hatten. — Freilich, wenn wir ſo draußen neben den reifenden Goldähren und unter den heißen Strahlen der Sonne wanderten, wenn mein Blut aufwallte, aber die Anweſenheit Elſas die Leidenſchaft meiner Liebkoſungen dämpfte, dachte ich mit tiefſtem Groll an meinen Bruder, den ich für den Urheber des Unglückes hielt. Es koſtete mir Anſtrengung, aus Schonung gegen Elſa zu ſchweigen. Miriam hingegen bemühte ſich nicht, ihren Haß gegen meinen Bruder zu verbergen. Mit jenem grauſamen, rückſichtsloſen Spotte, der beleidigten Frauen natürlich iſt, klagte ſie ihn an und tat dadurch ihrer Schweſter unnötig weh. Nach ſolchen Ausfällen wurde Elſa kühl und zurückhaltend und gab ihrer Schweſter auch manches harte Wort. Übrigens unterhielt ſich Elſa ſchlecht bei dieſen Spaziergängen, Miriam und ich waren zu ſehr von uns ſelbſt eingenommen, wir küßten uns, herzten uns, ſprachen nur von unſerer Liebe und kümmerten uns wenig um die ſo gütige Begleiterin.

Zu Hauſe hatte Miriam unterdeſſen, durch ihre ununterbrochenen leidenſchaftlichen Angriffe gegen meinen Bruder, ſo oft er im Hauſe Steinhart

erſchien, etwas anderes zuwege gebracht: nämlich, daß ſich Herr Steinhart, ohne nach den Einzelheiten zu fragen, über die Störung des häuslichen Friedens beunruhigte. Er bat nun ſeinen Sohn, meinem Bruder ſo höflich wie möglich zu bedeuten, ſich lieber außerhalb des Hauſes mit Karl zu treffen. Miriam triumphierte und vergaß die Gefühle Elſas zu reſpektieren.

Die Sache brachte meinen Bruder neuerdings in Wut gegen mich, denn Miriam und ich waren für ihn eine Perſon. Er beklagte ſich wieder bei meiner Mutter, die ſich dann noch mehr gegen mich abſchloß. Jedenfalls ſah mein Bruder Elſa Steinhart nur mehr auf ſeltenen Ausflügen, die ſie mit Karl unternahmen.

Mittlerweile war es Juli geworden. Miriam und ich hatten ſtets mit Schrecken an dieſe Zeit gedacht, weil die Familie Steinhart die Gewohnheit hatte, aufs Land zu gehen. Es ſchien uns alſo eine unerträgliche Trennung bevorzuſtehen.

In der Tat reiſte Frau Steinhart am fünfzehnten Juli mit ihren zwei Töchtern von München weg, in ein Dörflein an einem kleinen oberbayriſchen See. Herr Steinhart und Karl blieben ihrer Geſchäfte wegen zu Hauſe. Aber es war beſchloſſene Sache, daß auch ſie jeden Sonntag zu den Frauen hinausführen.

Am Tage vor der Abfahrt waren wir mit Elſa

in der geliebten Fasanerie gewesen. Die Luft war schwül, ermüdend, niederdrückend. Der Waldesschatten war uns eine Erlösung. Miriam streckte sich auf dem Moose aus und schlief ein. Elsa und ich saßen stumm an ihrer Seite.

Plötzlich fuhr sie aus ihrem Schlummer auf, schlang die Arme heftig um meinen Hals, öffnete die rätselgrünen, schlaftrunkenen Augen weit und schrie mit Entsetzen: „Dein Hals, Karl! ... Ich sehe einen blutigen Streifen um deinen Hals."

„Miriam," sagte ich lächelnd, „ein Gewitter steht am Himmel und macht dir schlechte Träume."

„Das Gewitter am Himmel?" wiederholte Miriam verstört und zweifelnd, neigte müde das Gesicht, legte sich zurück und schlief wieder ein.

„Ja," flüsterte ich unhörbar für mich hin, „Gewitter am Himmel und Gewitter überall."

8

Wir hatten dank der Güte Elſas vereinbaren können, daß ich nach Ablauf der erſten acht Tage nach X. fahren dürfe, um meine Miriam wiederzuſehen und mit ihr, in Begleitung der Schweſter, durch die dortigen Wälder zu ſtreifen. Frau Steinhart wußte natürlich nichts hiervon. Aus Vorſicht ſollte ich ſchon eine Station früher ausſteigen; dann wollten wir uns entgegengehen.

So geſchah es. Ich hatte meine Uhr, das Geſchenk von der Firmung her, verpfänden müſſen, um das Fahrgeld zu bezahlen. Miriam erfuhr dergleichen niemals.

Elſa hatte ſich ein Buch mitgenommen, in das ſie ſich gleich nach der Begrüßung vertiefte. Wir ließen uns im Walde nieder, ſie ſaß eine kleine Strecke von uns entfernt.

Leider begann Miriam vom Tanzen zu reden. Sie entſchuldigte ſich damit, daß ihre Schweſter Elſa dies ſo verlangt habe; und falls ich dieſes Mal nicht zuſtimme, werde auch Elſa gegen mich

Partei nehmen. Mit Küſſen, Tränen und Umarmungen ſuchte Miriam meine Zuſtimmung zu erſchmeicheln. Aber meine Eiferſucht war jetzt größer als jemals. Dazu fühlte ich wieder jene Feindſeligkeit gegen ſie, die ich nicht zu deuten verſtand. Ich Tor ſagte mir: Du würdeſt ſie nicht haſſen, wenn du ſie liebteſt. Du haßt ſie. Wenn ſie wirklich einmal tanzt, wirſt du ſie verlaſſen und ſie entbehren können. — Ich war alſo entſchloſſen, in meinem Widerſtand nicht nachzugeben. Miriam aber überhäufte mich mit Zärtlichkeiten, unter denen meine Leidenſchaft hellauf loderte. Ich drängte ſie deshalb hart zurück. „Ich halte ſoviel Liebkoſung nicht aus; mäßiger, Miriam. Nicht ſo heiß, nicht ſo heiß!“

Sie verſtand mich freilich nicht. „Du haſt heute einen liebloſen Tag,“ meinte ſie traurig. Und um ſie vom Gegenteil zu überzeugen, mußte ich ſie recht herzlich umarmen. Sie lächelte glücklich. Ich aber dachte dabei, daß nun bald ein anderer dieſes Mädchen um die Hüfte nehmen ſolle, viele andere, — dieſes Mädchen, das ich anbetete. „Miriam,“ wiederholte ich dann, „du darfſt nicht tanzen.“

Es war ein trauriger Tag.

Zwei Tage ſpäter zeigte mir Miriam an, daß Elſa infolge meines Widerſtrebens gegen das Tanzen erklärt habe, ſich von jetzt ab aller Begünſtigungen unſeres Verkehres enthalten zu wollen. Sie

ſchrieb mir, daß jeder ihrer Schritte überwacht werde, aber ſie gab mir zugleich einen verſteckten Platz im Walde an, wo ſie jeden Tag vorbeigehen wolle, um mich vielleicht zu ſehen.

Mich überraſchte nichts mehr, ich ſah ja voraus, daß nun alles einem ſchnellen Ende zugehen werde. Am meiſten bedauerte ich, ihr nicht einmal ſchreiben zu können; denn ſie durfte, wie ſie ſchrieb, keine Briefe mehr von mir empfangen.

Ich hatte nicht Geld genug, um noch einmal zu ihr zu fahren. Alſo entſchloß ich mich, den achtbis neunſtündigen Weg zu Fuß zu machen. Jede zweite Nacht brach ich nun gegen zehn Uhr auf, ging die ganze Nacht hindurch und kam morgens gegen ſieben Uhr an dem bezeichneten Platze an. Dann legte ich mich auf den Boden und erwartete Miriam. Wenn ſie kam, fand ſie mich gewöhnlich ſchlafend. Natürlich gab ich ſtets vor, mit dem erſten Zuge gekommen zu ſein und ſuchte meine Müdigkeit zu verbergen. Übrigens blieb ſie höchſtens eine halbe Stunde, oft nur einige Minuten, und manchmal erſchien ſie gar nicht. Sie war damals blaß, ſcheu, ängſtlich und aufgeregt; zuweilen weinte ſie, ſolange ſie bei mir war; zuweilen liebkoſte ſie mich mit einer allzu ſtürmiſchen, überreizten Heftigkeit. Offenbar war ſie krank geworden durch die ewige Unruhe ihres Daſeins. — Was mich betraf, ſo brach ich gegen Mittag wieder auf und marſchierte

nach Hauſe, wo mich zum Ende eines achtzehnſtündigen Weges Waſſer und Brot erwartete. Die grünen Äpfel, die etwa von den Bäumen der Landſtraße fielen, waren mir ein Leckerbiſſen. Ich magerte entſetzlich ab. Um ſo unbezähmbarer wurde mein Wille; meine Augen wurden glühend, und alle, ausgenommen meine jüngſte Schweſter, wichen mir aus. In der Tat ſprach ich nur noch mit ihr, und ich war ihr unſäglich dankbar, daß ſie mich nicht fürchtete.

Meine Mutter ſah dieſem Leben mit einer ſtummen Verwunderung zu. Vielleicht ahnte ſie, daß nun die Löſung nicht mehr fern ſein könne; jedenfalls machte ſie mir keine Vorwürfe mehr, ſie ſagte überhaupt nichts. Schließlich bot ſie mir zwanzig Pfennig für den Tag an, ſolange die Vakanz dauere. So konnte ich mir wenigſtens auf dieſen harten Märſchen zu Miriam und von ihr nach München zurück ein Glas Milch kaufen.

Einmal bat mich Miriam, ihr etwas Nußchokolade aus der Stadt mitzubringen. Die aß ſie ſehr gern, und der Krämer von X. hatte keine. Da ließ ich Muttern durch meine jüngſte Schweſter erſuchen, mir die zwanzig Pfennige für einige Tage vorauszubezahlen. Mit dieſem Gelde erfüllte ich den beſcheidenen Wunſch meiner Miriam. Sie hat es wohl ſchon lange vergeſſen und hat auch niemals erfahren, daß die Sache für mich ſo ſchwer war.

Aber dies alles hatte nun seine Zeit gehabt. An einem Montag, Ende August, erhielt ich diesen Brief von Miriam:

„Geliebter, heute ist wider alles Erwarten Papa allein nach Steinbach gekommen. Seine Miene versprach nichts Gutes, und ich erriet sofort, daß er diesmal meinetwegen komme.

Mein Bruder, wahrscheinlich aufgereizt durch den Deinen, hat der Versuchung nicht widerstehen können, einen Verrat auszuüben. Mein Vater also weiß so ziemlich alles, verlangt, wie die ganze Familie, daß ich von Dir lasse, und ist besonders empört darüber, daß Du mich vom Tanzen abhalten willst. Denn auch dies hat er erfahren.

Mein Guter, denke daran, was seit drei Monaten alles über mich gekommen ist! Mutter verloren, Schwester verloren, Bruder verloren. Jeden Seelenfrieden dazu. Tagaus tagein höre ich nur Vorwürfe und Drohungen. Nun kann ich nicht mehr.

Ich komme wieder auf das Tanzen. Dies ist alles durch das Machtwort meines Vaters entschieden. Ich muß tanzen.

Ich weiß, daß Dich diese Nachricht hart treffen wird. Verlassen wir uns, wenn es Dir zu wehe tut! Auch Du, Armer, hast meinetwegen die Liebe Deiner Familie verloren, und diese Liebe wäre vielleicht mehr wert gewesen als die meine. Ich habe auch gesehen, wie es um Dich so schrecklich

einſam geworden iſt in dieſen letzten Monaten. Und auch das meinetwegen.

Mein armer Geliebter, wenn Du glaubſt, mich wegen des Tanzens verlaſſen zu müſſen — ſo tue es! Ich habe zuviel Unglück über Dich gebracht, alſo tröſte Dich mit dem Gedanken, daß Dir durch eine Trennung weiteres Leid erſpart wird. Ich bin als Dein Unſtern in Dein Leben getreten.

Willſt Du Dich aber zufrieden geben mit dem, was nun einmal geſchehen muß, ſo komme zurück in meine Arme, die Dir ſtets geöffnet bleiben.

Armes Herz, leb wohl!

Unter Tränen

Deine Miriam."

Ich ſchrie laut auf vor Schmerz.

„Ich verſtehe," ſagte ich mir nach einer langen Weile beſinnungsloſen Leides, „ich verſtehe wohl, es handelt ſich gar nicht mehr ums Tanzen. Miriam liebt mich nicht mehr, das iſt's. Die anderen haben geſiegt, ſie hat ſich ergeben."

Ich ſtarrte düſter vor mich hin; ich glaubte zu erſticken vor Herzeleid; und ich ſah ein, daß ich es nicht überleben könne.

Als ich meinen Entſchluß gefaßt hatte, hörte ich auf, zu ſtöhnen. „Es iſt alles ſehr natürlich," murmelte ich. „Ich verdiene es gar nicht anders. Sie haben ganz recht, daß ſie mir Miriam nicht laſſen. Denn ich bin ein unkultivierter Menſch ...

bloß bei Shakeſpeare und bei den Bauern geht es ſchnell — die Städter, die Kulturmenſchen ziehen die Sache in die Länge — das hätte ich wiſſen ſollen! Der Kulturmenſch beherrſcht ſich ... zwiſchen hinein iſt er mit Kellnerinnen zufrieden, dann wartet er leicht — — bis es Zeit iſt. Aber ich! ich habe ganz einfach im Tempo gefehlt ... Das heißt, warum erniedrige ich mich, warum will ich mir vormachen, daß alles eine Spekulation geweſen ſei? — — Ich kann es mir wohl denken, ich habe ein wenig Furcht vor dem Tode — ich will mich tröſten, es war mir eine verfehlte Spekulation, ich kann weiterleben — — aber die Ausflucht gilt nicht — ich habe geliebt und nicht im geringſten ſpekuliert — ich brauche mich nicht zu erniedrigen ... Im Gegenteil, erhöhen werde ich mich ſelbſt ... mit Hilfe eines Hakens in der Wand und eines Strickes, weil ich es nicht anders fertig bringe ... — dann werde ich auch einmal die Sache vom vornehmen, vom höheren Standpunkte aus betrachten — darnach habe ich mich ja ſchon längſt geſehnt."

Zerſtreut griff ich nach einem der Bücher, die auf dem Tiſche lagen. Friedrich Nietzſche, Menſchliches — Allzumenſchliches. Es war aufgeſchlagen, Seite 257, 258. „An meinen Bruder," las ich da, geſchrieben an den Rand des Aphorismus 336.

„Was empfiehlt er mir denn da, mein Bruder? Er iſt doch ſehr um mich beſorgt." Ich begann zu leſen:

„Der Paraſit. — Es bezeichnet einen völligen Mangel an vornehmer Geſinnung, wenn jemand lieber in Abhängigkeit, auf anderer Koſten, leben will, um nur nicht arbeiten zu müſſen, gewöhnlich mit einer heimlichen Erbitterung gegen die, von denen er abhängt — — (dieſe letzten Worte hatte mein Bruder unterſtrichen und mit Ausrufezeichen verſehen.)“

Ich verſtand, worauf er da anſpielte: auf die Schulden, die ich bei ihm von jenem Weinabend her hatte, und vielleicht auf die zwanzig Mark, die mir Karl Steinhart geborgt hatte.

„Das iſt alſo ſeine letzte Sache. Meinetwegen. Erniedrige mich nur, lieber Bruder. Ich komme doch auf meinen höheren Standpunkt ... Es kann mir alſo alles gleich ſein.“

Dann verſank ich wieder in düſteres Brüten.

Gegen zehn Uhr vormittags brachte die Poſt einen Brief, deſſen Umſchlag den Aufdruck trug:

A. Steinhart, Buchdruckerei, Bavariaring.

Herrn Aſenkofer, München.

1. Ich dulde Ihr Verhältnis mit meiner Tochter nicht.

2. Ihre Korreſpondenz liegt mir vor; ich mißbillige Ihre Handlungsweiſe.

3. Ich werde Sie wegen Hausfriedensbruches belangen, wenn Ihre Verführungskünſte nicht ſofort aufhören.

4. Meine Tochter ist minderjährig und steht unter meiner väterlichen Obhut. Wenn Sie sie zum Ungehorsam verleiten, werde ich zum Staatsanwalt gehen. A. Steinhart.

Ich schüttelte verständnislos den Kopf, erhob mich und spielte mit meiner jüngsten Schwester. Mitten unter dem Spiel überraschte mich die Erkenntnis des Unglücks. Ich verließ meine Schwester und eilte aus dem Hause, noch einmal in das Wäldchen der Fasanerie. Dort warf ich mich ins Moos nieder, das Gesicht auf den Boden gekehrt. So verharrte ich, meinen Schmerzen preisgegeben, bis die Sonne unterging. Dann kehrte ich nach Hause zurück.

Mein Bruder öffnete eben die Türe der Wohnung. Bei seinem Anblick überfiel mich plötzlich der Instinkt der Rache. Ehe er sich's versah, hatte ich ihn ergriffen und die Stiege hinuntergeschleudert. Er kam zurück, vor Wut zitternd. Ich sah ihn mit einem leeren, befremdeten Blicke an, als er auf mich zuging; ich spürte, daß mir die Tränen ins Auge traten. Er blieb dann stehen und sagte schließlich, ohne mich anzugreifen: „Nun ist er endlich ganz irr geworden."

Dazu lächelte ich und trat in die Wohnung ein.

Alle hatten sich zu Bett begeben.

Meine jüngste Schwester hörte, daß ich heimkam, und sprach eifrig: „Mutter, jetzt ist er da; ich möchte hinaus zu ihm und ein Märchen hören."

Mutter antwortete: „Sei ruhig und ſchlaf.“

Mein Bett ſtand damals in der Küche, die durch einen kleinen Gang von den übrigen Räumen getrennt war. Ich warf mich müde auf einen Stuhl, und während ich vor mich hinbrütete, kam die Erinnerung, daß ich meinen Bruder angegriffen hatte. Da lachte ich, aber mein Lachen klang ſo trocken von den Wänden wieder, daß ich ſelbſt ſchauderte.

„Nun iſt es Zeit,“ ſagte ich mir endlich. Gerade vernahm ich wieder die Stimme meiner jüngſten Schweſter: „Ich möchte ein Märchen hören.“ Es tat mir in der Seele wohl. Es gab alſo doch noch jemand, der zu mir wollte. Ich begann zu ſchreiben:

„Zum Abſchied an mein Schweſterchen Anna Veda. Liebſtes Schweſterchen, ich bin ſo froh, daß Du ſchon leſen kannſt. Ich will Dir ein Märchen aufſchreiben:

Es war einmal ein Königsſohn, der hatte aber kein Königreich. Sein Vater hatte nämlich auch keines.

Aber der Königsſohn ging hin in die Welt und ſagte: „Hab zwar kein Königreich, bin aber ein Königsſohn und brauche eine Königstochter, die mich lieb hat.“ Sagte es und nahm auch gleich die allerſchönſte, die ganz meergrüne Augen hatte.

Alle Leute aber, die ihm zuſahen, ſchalten laut: „Er hat doch gar kein Königreich.“ Einer entrüſtete ſich beſonders und ſagte: „Er iſt gleichſam ein Individuum.“

Da wurde die Königstochter ſehr traurig und fragte ihn: „Iſt es wahr, daß du kein Reich haſt? Dann wird es auch keine Feſte bei dir geben. Die Feſte habe ich gerne. Sag, gibt es keine Feſte bei dir?“

Der Königsſohn ſagte nein, und das war die Wahrheit. Da lief ihm die Königstochter davon, zu ihren Eltern zurück. Und als ſie dort war, machte man die Tore der Stadt zu, ſo daß er nicht mehr zu ihr konnte.

Da ſprach er: „Was nützt es mir nun, daß ich ein Königsſohn bin, wenn ich doch kein Reich habe. Es iſt dumm. Wäre ich doch ein Nachtwächter, dann hätte ich wenigſtens ein Horn.“

Und er wußte nicht mehr, was er mit ſich anfangen ſolle. Darum ging er in die Berge, ſtieg auf einen himmelshohen und ſtürzte ſich hinunter.

Liebſte Schweſter, Du haſt geſagt: wenn Du groß biſt, willſt Du lauter Märchen ſchreiben. Wenn Du dann noch an mich denkſt, kannſt Du auch über mich eines ausdenken.

Liebſte Schweſter, es umarmt Dich Dein Bruder.“

Ich weinte leiſe für mich hin. Schließlich nahm ich ein Blatt und ſetzte obenhin: „An meine Feinde.

„Ungeredet und unerlöſt blieb mir die höchſte Hoffnung! Und es ſtarben mir alle Geſichter und Tröſtungen meiner Jugend.

Dieſen Fluch gegen Euch, meine Feinde! Machtet

Ihr doch mein Ewiges kurz, wie ein Ton zerbricht in kalter Nacht." Z.

„Nun aber ist es wirklich Zeit," murmelte ich wieder, suchte mir einen dicken Strick, knüpfte ihn an einem Nagel in der Wand fest, legte die Schlinge um meinen Hals und hängte mich auf.

* * *

Als ich die Augen öffnete, lag ich in meinem Bette. Vor mir stand der Arzt, der gewöhnlich zu Vater kam, und blickte mich mit freundlicher Neugierde an. Er war umringt von meiner Mutter und meinen Schwestern. Ich fühlte heftige Schmerzen am Halse.

„Wieviel Uhr?" fragte ich schlaftrunken. Und als ich schließlich den Arzt erkannte, fragte ich mit Erstaunen: „Was gibt es denn?"

„Ein gefährliches Experiment haben Sie glücklich hinter sich."

Endlich fiel mir alles ein. Also lebte ich noch immer! Ich lebte wieder. Und Miriam war verloren für mich. Ich griff nach meinem Halse und fühlte die Spuren des Strickes. Ich drehte mich gegen die Wand, der Arzt ging fort, und Mutter und Schwestern blieben allein am Bette. — Ich schrie laut auf.

„Wie konntest du mir das antun!" klagte meine Mutter.

„Laßt mich in Ruhe, laßt mich, ich bitte, schnell,

ſchnell!“ rief ich zur Antwort. Und ſie gingen, ließen aber die Küchentüre weit offenſtehen.

Ich nun raufte mir die Haare, biß in das Holz vor Schmerz und ſtöhnte die ganze Nacht, bis der Morgen gekommen war.

Da ſagte Mutter zu mir: „Ich will dir das Geld geben, damit du nach X. fahren kannſt. Sie ſchreibt ja gar nicht, daß ſie dich nicht mehr liebe. Wenn es alſo ſein muß, ſo wird ſich alles richten laſſen.“

Ich fuhr nach X. und wartete im Walde, ob Miriam zufällig vorüberkäme. Der Hals ſchmerzte mir natürlich. Man bemerkte übrigens nichts, ich hatte ihn mit einem Streifen Tuch umwunden und den Kragen darüber angezogen.

In der Tat kam Miriam des Weges, das Haupt tief geneigt, in Gedanken verſunken.

„Miriam!“

„Du!“ Sie ſtürzte ſich aufweinend in meine Arme.

„Verzeih, verzeih, Guter — ich konnte nicht mehr anders.“

„Miriam,“ ſagte ich leiſe und ergeben, „du kannſt tanzen, wenn du willſt. Du kannſt überhaupt alles tun, was du willſt.“

„Guter!“ erwiderte ſie.

„Aber liebſt du mich denn noch, Miriam?“

Sie betrachtete mich lange und erwiderte ſchließlich: „Ja, ich glaube doch.“

Vor dieſer Antwort ſank meine Hoffnung.

Wir ſtiegen eine Senkung des Waldhügels hinab; dort lagerte ſie ſich auf zartem Grasboden. „Heute nacht war ich in Angſt um dich. Ich träumte von einem roten Streifen um deinen Hals. Wie ſchon einmal, in der Faſanerie. Schrecklicher Traum!“

Sie richtete ihren Blick flüchtig auf meinen Hals. Vergebens neigte ich den Kopf vor, um ihr den Verband, den ich trug, zu verbergen. Sie ſah ihn und erblaßte jäh. Sie verſtand und erriet ſofort, was ſich begeben hatte.

„Du hätteſt mich alſo zur Mörderin gemacht!“ rief ſie ſchluchzend.

„Nicht dich — du kannſt nichts dafür ... Die anderen ſind es ...“

Sie war untröſtlich. „So ſehr liebſt du mich ... Aber es iſt doch entſetzlich, daß du ſo etwas tuſt ... Es ſchaudert mich,“ rief ſie.

Ich blickte ihr ins Geſicht und zitterte. „Liebſt du mich noch?“ fragte ich wieder.

Sie aber ſchloß die Augen, und es ſchüttelte ſie. Ekel und Schauder waren es, die ſie erfüllten. Ich wurde mir plötzlich darüber klar.

„Ich ſehe, daß ich dir jetzt zuwider bin, daß ich dir geſchmacklos vorkomme,“ murmelte ich faſt unhörbar. „Nicht wahr, Miriam, du empfindeſt mich als ein Tier ... Ich bin ja auch ſo läppiſch anhänglich.“ Der Zorn erwachte jetzt in mir. „Aber

es war doch ſchon ſeit langem nicht mehr von der Äſthetik die Rede," ſchrie ich.

„O Karl!" Sie öffnete die Augen und erſchrak bei meinem Anblick. „Du biſt ja doch gut, Karl, gewiß, gewiß ... Aber ..."

„Miriam," flüſterte ich mühſam, „ich darf dich nicht beſitzen. Magſt du nicht ſterben mit mir? — Der See iſt gar nicht fern."

Sie betrachtete mich. Nun aber ſpielte ein böſer Zug um ihre Lippen. Ich begann zu weinen.

„Miriam," fragte ich zum dritten Male, „liebſt du mich noch?"

„Ich weiß nicht — ich glaube nicht. Nein! nein, ich liebe dich nicht mehr. Meine Liebe flog eben fort ..."

Ich ſtöhnte auf, vor meinen Augen wurde es grün und rot. „Töte ſie doch," fuhr es mir blitzſchnell durch den Sinn, „wenn ſie dir nicht mehr gehören kann."

Dann aber wurde ich plötzlich von einer unſäglichen Reſignation befallen, ich hatte das Gefühl, als ob ich im Augenblick veredelt worden wäre. „Es iſt mir nun gar nicht mehr um den Beſitz zu tun," ſagte ich unvermittelt, wie zu mir ſelber. „Du haſt recht, Miriam, gehn wir auseinander!"

Sie betrachtete mich voller Wehmut, küßte mich plötzlich auf die Wangen und eilte fort.

Ich fuhr gänzlich gebrochen nach Hauſe, wo

mich meine jüngste Schwester mit Ungeduld erwartete. Sie war es gewesen, die mich gerettet hatte. Mit dem Eigensinn eines Kindes hatte sie Muttern immer wieder aus dem Schlafe geweckt: „Der Karl soll mir noch ein Märchen erzählen," bis Mutter sich endlich erhob, um sie zu mir in die Küche zu bringen. Dies geschah, kurz nachdem ich die Schlinge um meinen Hals zugezogen hatte.

Mutter ließ des anderen Tages eine Messe lesen, weil sie glaubte, daß diese Rettung durch Gott so gefügt worden wäre.

Die Familie Steinhart war schon seit einigen Wochen nach München zurückgekehrt.

Ich hatte Miriam einige Male gesprochen und dann stets die alte Frage wiederholt: „Liebst du mich noch?" Worauf sie jedesmal weinend antwortete: „Nein, ich kann dich nicht mehr lieben. Ich liebe dich nicht."

Dann zog ich mich immer von neuem verzweifelnd zurück.

Unterdessen versuchte ich alles, um mich zu betäuben. Ich arbeitete an den alten Klassikern herum. Aber während Augen und Hände mechanisch tätig waren, gingen meine Gedanken nach wie vor ihren schmerzlichen Gang. Auch gab ich Stunden, soviel es nur möglich war zu geben. Aber meine Seele verlachte diese Bestrebungen, meinen Schmerz zu vergessen. — Schließlich versuchte ich es sogar mit dem

Trinken. Aber dabei wurden erſt recht alle Wehmutgefühle frei.

Es war eben alles umſonſt, es gab noch kein Vergeſſen. Überall, wohin ich kam, wo ich ehedem mit Miriam gegangen war, ſtiegen mir die Erinnerungen auf und erhöhten meine Qual. Es waren unſäglich trübe Wochen.

Als ich ſchließlich den Antrag erhielt, als Lehrer des Deutſchen in einer Genfer Privatſchule einzutreten, nahm ich mit Freuden an. Ich entſchied mich leichten Herzens, München zu verlaſſen. Nur fort, fort von der Stätte meines Unglückes, meiner Torheiten und Fehler, dies war mein einziger Wunſch.

Meine Mutter nahm dieſen Entſchluß mit großer Beſtürzung auf. Sie war neuerdings ſehr zufrieden mit mir geweſen. Ich ſchloß mich zwar noch immer gegen alle ab, ſprach mit niemand, auch nicht mit ihr. Schweigend hatte ich ihr übergeben, was ich von dem Verdienſt meiner Stunden entbehren konnte. Alles vergrub ich ſtumm in meinem Herzen. Aber ſie hatte dennoch gehofft, daß ich mich bald wiederfände. Nun zog ich hinaus, in eine unbekannte Zukunft, und damit ſcheiterten alle ihre Hoffnungen, mich in ein regelmäßiges Leben zurücktreten zu ſehen.

Genug davon. Ende November des Jahres 19.. reiſte ich nach Genf ab.

Ende

Albert Langen, Verlag für Litteratur u. Kunſt, München

Korfiz Holm

Thomas Kerkhoven

Roman

Drittes Tauſend

Flexibel in Leinen gebunden 5 Mark
Steif in Leinen gebunden 6 Mark

Münchener Neueſte Nachrichten: Thomas Kerkhoven iſt ein ſtarkes Buch, das Buch eines Dichters, der mit hellen Augen durch das Leben geht, eines Dichters, dem eine überquellende Phantaſie im Herzen lebt. Ein überlegener Humor, der oftmals ſcharf und ironiſch wird, macht die Lektüre dieſes Romans zu einem behaglichen Genuß. Das ganze, breit angelegte Leben des Helden iſt eminent epiſch geſehen. Mit kräftigen Strichen ſind die einzelnen Charaktere gezeichnet. Im Gegenſatz zu manchen anderen Romanen unſerer Zeit berührt es ſehr angenehm, daß Holm ſich niemals in lange pſychologiſche Erörterungen einläßt; er erklärt das Weſen der einzelnen Charaktere im Laufe der Erzählung aus ihrem Handeln und aus ihren Reden heraus. Dabei entwickelt Korfiz Holm eine außerordentlich feine und differenzierte Kenntnis der Frauenſeele ... In dieſer ſchönen, lebensklugen und lebensfrohen Melodie klingt dieſes ſtarke Buch aus. Es wird ſeinen Weg machen; denn es iſt wert, den beſten Dichtungen unſerer Zeit an die Seite geſtellt zu werden. Und es wird ſich ſeinen Platz in der Litteraturgeſchichte erobern kraft ſeines temperamentvollen, ſtreng perſönlichen Stiles.

Berner Bund: Ganz „verflixt gut geſchrieben" iſt es, mit einer geradezu bewunderungswürdigen Sicherheit in der Technik. Schon das rein Sprachliche, die Verwendung der verſchiedenen deutſchen Jargons, iſt meiſterhaft. Und dann verrät auch die Zeichnung der Charaktere mit dem einen, bewußten, ſarkaſtiſchen Strich drin, der aus der zufälligen Geſtalt den Typus macht, ein großes Talent. Dieſer neueſte Künſtlerroman wird jedenfalls noch viel von ſich reden machen; und der ſeltſam fremd klingende Name Korfiz Holms wird deutſchen Zungen bald geläufiger werden, als er es jetzt noch iſt.

Albert Langen, Verlag für Litteratur u. Kunst, München

Ludwig Thoma

Andreas Vöst

Bauernroman

Zehntes Tausend

Geheftet 6 Mark
Gebunden 7 Mark 50 Pf., in Leder 9 Mark

Die Nation, Berlin: Jene Wärme für den Bauern, die den „Jörn Uhl" hochgehoben hat, pulsiert auch im Andreas Vöst. Aber wie verschieden sind beide, Mensch und Buch! Über Jörn Uhl ist ein Hauch grübelnder Blässe ausgebreitet, die sein Empfinden dem des Städters verwandt macht, trotz der Verschiedenheit der Hantierung. Und Jörn Uhl ist oder wird ein gebildeter, ein sogenannter lateinischer Bauer. . . . Andreas Vöst besucht keine Hochschule. Er bleibt in der Umgegend von Dachau. Eigentlich ist er gar nicht der Held des Buches, das seinen Namen trägt. Das Dorf ist der Held.

Berliner Neueste Nachrichten: Als ich den Bauernroman „Andreas Vöst" von Ludwig Thoma — erschienen im Verlag von Albert Langen in München — zu Ende gelesen hatte, sagte ich: Schade! . . . Schade, daß ich nicht noch ein paar hundert Seiten weiter lesen kann . . . In diesem Buche befinden sich Kapitel, die Meisterwerke bedeuten . . .

Albert Langen, Verlag für Litteratur u. Kunst, München

Heinrich Mann

Professor Unrat

oder

Das Ende eines Tyrannen

Roman

Viertes Tausend

Geheftet 3 Mark
Gebunden 4 Mark

Frankfurter Zeitung: Als einer der besten Romane letzter Zeit gilt mir der neue Roman von Heinrich Mann: „Professor Unrat". . . . Ist Wilhelm Raabes „Horacker" der beste Schulmeisterroman aus der Zeit der deutschen Kleinstaaterei, und nicht nur deshalb humoristisch, weil sein Dichter der größte lebende Humorist, sondern auch, weil zwischen der klassischen Philologie und jener Zeit noch Harmonie bestand, so ist der „Professor Unrat" von Heinrich Mann der typische moderne Schulmeisterroman und mit gutem Grund satirisch, tragikomisch eingestellt. Und zwar als künstlerische Leistung entschieden bis jetzt der beste seiner Art.

Volksstimme, Frankfurt: Diesem neuen Werke wäre es beschieden, das „Buch des Jahres" zu werden; seine Auflagenziffer müßte lawinenartig wachsen. Wenn das Volk der Dichter und der Denker den Erfolg einer künstlerischen Leistung auch nach der Summe der in ihr enthaltenen künstlerischen Faktoren bemäße. Doch das ist kaum der Fall.

Albert Langen, Verlag für Litteratur u. Kunſt, München

Heinrich Mann

Die Jagd nach Liebe

Roman

Zweites Tauſend

Geheftet 5 Mark
Gebunden 6 Mark

Die Propyläen, München: Wer das Münchner Quartier latin und ſeine Typen kennt, der wird an dem Münchner Roman ſeine helle Freude haben. Das ganze Münchner Maler- und Litteratenvölkchen und alles, was drum und dran hängt, iſt da mit einer Treue und eingehenden Liebe gezeichnet, daß man ſo und ſo oft auf den Kopf zuſagen möchte: das iſt der und das iſt jener. Auf dieſem Hintergrunde ſpielt ſich eine Herzensgeſchichte ab ... Alle dieſe Geſtalten, die wir vor uns treten ſehen, ſind nach ihrer pſychologiſchen Seite hin Meiſterwerke, Darſtellung und Sprache beherrſcht Mann mit der gleichen Bravour. Ein Buch, über das man ſich freut, und das man gerne und nicht ohne Gewinn leſen wird.

Albert Langen, Verlag für Litteratur u. Kunſt, München

Heinrich Mann

Im Schlaraffenland

Ein Roman unter feinen Leuten

Viertes Tauſend

Geheftet 4 Mark 50 Pf.
Gebunden 5 Mark 50 Pf.

Die Gegenwart: Heinrich Mann hat eine tapfere Tat getan, als er dieſen Brennſpiegel ſchliff, und er hat ſich dabei als überlegener, ſcharfſichtiger und ſtarker Künſtler gezeigt.

Heſſiſche Landeszeitung: Wir können ſtolz darauf ſein, daß unſere deutſche Litteratur in dieſem Roman ein Werk beſitzt, daß den Vergleich mit Maupaſſants Bel-Ami nicht zu ſcheuen hat.

Bonner Zeitung: Es iſt zugleich ein künſtleriſches und unterhaltendes Werk. Viele waren berufen und wenige auserwählt, viele haben den modernen deutſchen Roman ſchreiben wollen, aber nur einer hat das Ziel erreicht, weil er die herkömmlichen Wege verließ und neue fand.

Albert Langen, Verlag für Litteratur u. Kunſt, München

Auguſte Hauſchner

Kunſt

Roman

Geheftet 4 Mark
Gebunden 5 Mark

Berliner Zeitung: Was iſt denn Kunſt?

Auguſte Hauſchner legt dem Helden ihres Romans folgende Antwort in den Mund: „Perſönlich ſein — ob gut, ob ſchlecht. Wer gar nichts Neues ſagen kann, ſoll lieber hinterm Ladentiſch Band und Hering handeln, als Kunſt betreiben.“ —

Nun alſo, dann iſt ſie eine Künſtlerin, die Verfaſſerin dieſes Künſtlerromans. Denn eine Perſönlichkeit iſt es, die ſich in jeder Seite des dicken Buches ausſpricht ... Dazu iſt der Stil von A. Hauſchner gewandt, ſtellenweiſe ſogar glänzend. Eine entſchiedene Geſtaltungskraft, daneben lyriſches Gefühl und ausgeſprochenes Talent für logiſche Charakteriſierung ſind die reichen Vorzüge, deren ſich die Verfaſſerin rühmen darf. Und ſo lohnt es ſich denn durchaus, ihr Buch zu leſen, das weit mehr als bloße Unterhaltungslektüre iſt.

Albert Langen, Verlag für Litteratur u. Kunst, München

Auguste Hauschner

Zwischen den Zeiten

Roman

Geheftet 3 Mark
Gebunden 4 Mark

Hamburger Fremdenblatt: Im besten Sinne des Wortes kann der vorliegende Roman ein sozialer genannt werden. Das Verhältnis zwischen Fabrikarbeiter und Arbeitgeber, das ja schon ungezählte Male litterarisch verwertet ist, kann nicht lebenswahrer und zugleich so künstlerisch in der Form dargestellt werden, wie es hier geschieht.

Breslauer Zeitung: ... Die außerordentliche Fähigkeit dieser Auguste Hauschner für die Plastik der Menschendarstellung im Roman ist um so unweiblicher, als sie sich nicht hinter einer Brustwehr tönender Worte verschanzt, sondern nur wenige und nur die bezeichnendsten wählt, die sie dann zu einem Stil von reichem, belebtem Ausdruck zusammenschließt. Auch ihre Unverhülltheit im Sexuellen ist maskulin, weil sie sich ohne Lüsternheit und Koketterie nur als ein Motiv unter vielen gibt. So sind denn auch ihre diesmaligen Schilderungen aus den Kämpfen zwischen tschechischem Weberproletariat und böhmischer Großbourgeoisie, die ein starrfanatischer Klerus unterstützt, eine prachtvolle Kraftprobe ...

Nationalzeitung, Berlin: Auguste Hauschners neuestes Buch ist nicht nur inhaltlich packend und erschütternd, es ist vor allem rein dichterisch ein außergewöhnliches, großes, bedeutendes Buch und sollte gerade in unseren Tagen, wo die Lesewut so groß und der wirklich gute Roman so selten geworden ist, überall ein aufmerksames und lernwilliges Publikum finden.

Albert Langen, Verlag für Litteratur u. Kunſt, München

Otto Gyſae

Die Schweſtern Hellwege

Roman

Zweite Auflage

Geheftet 3 Mark
Gebunden 4 Mark

Frankfurter Zeitung: Otto Gyſae, der Dichter des Romans: „Die Schweſtern Hellwege", iſt ein homo novus in der Litteratur. Aber einer mit einem ganz eigenen Geſicht. Wem das gerade in der Litteratur lieber iſt, als eine Dutzendphyſiognomie, der wird dieſem ſchönen, ſtillen, vornehmen Buch Beachtung ſchenken.

Hamburger Fremdenblatt: Es iſt eine Luſt, mit ihm unterzutauchen in die ſtille, ſonnenverglaſte Poeſie der Heide, in das Moor mit ſeinen leiſen Stimmen, die nur eben ans Ohr ſchlagen, wie der Flug der Libelle, wenn ſie übers Meer ſtreift. Gyſae hat hier leuchtende Farben auf ſeiner Palette, die ihn mit einem Schlage zum Dichter ſtempeln.

Die Welt am Montag, Berlin: Ich kenne in der neuen deutſchen Proſa kein Buch, das mehr ſchlichte, reine Kunſt, ſchönes, freies Menſchentum enthielte. Was ſind all die hyſteriſch-pathetiſchen Romane, die im letzten Jahrzehnt dem Frauenproblem gewidmet wurden, gegen die ſtille Größe dieſes Buches? Mit welch inniger Kunſt iſt hier reine, neue Menſchlichkeit gekündet.

Die Zeit, Wien: Du ſüßes Jungmädchenbuch, ſo regenbogenfarbig und verſonnen wie Zart-Evelyns phantaſtiſche Gedankenwelt! Du wirſt viele heimlich beſeligen, die des Naturalismus müde ſind.

Albert Langen, Verlag für Litteratur u. Kunst, München

Otto Gysae

Edele Prangen

Roman

Zweites Tausend

Geheftet 3 Mark 50 Pf.
Gebunden 4 Mark 50 Pf.

Neue Hamburger Zeitung: Dieses Buch las ich wie im Taumel einer schwülen Nacht. Ohne fähig zu sein, mich der eisernen Umklammerung zu erwehren, die Edele Prangens Schicksal um die Sinne legt. Es ist ein Buch, das so schwer ist, wie die drückende Schwere eines heißen Julimittags in der Heide. Und die es schildert, die gehn so langsam durchs Leben wie solche, die noch aller Tage und Glückseligkeiten Zeit vor sich haben. Und leben dabei doch mit allen Sinnen alle Minuten ihres Lebens wachend und wartend ... Und ruhige Kerzen brennen im stillen Zimmer und ein tiefroter Vorhang dämpft den Schall der Brandung, die in den Prangenhof will. So werden Edele Prangen und Knut eins im verzehrenden Taumel einer heißen, glückseligen Nacht. Das ist das Herrlichste, das der Dichter schildert. Die flimmernde Glut auf kaltem Linnen, und wie die Kerzen sterben, weil sie solchen Taumel nie gesehen hatten auf dem Prangenhof.

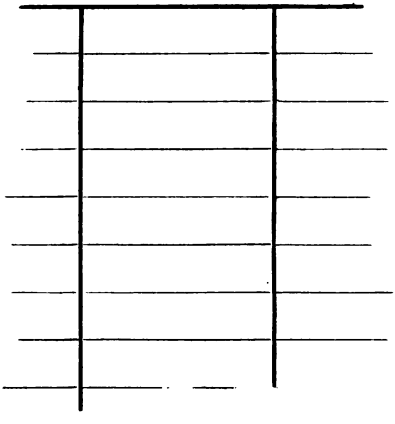
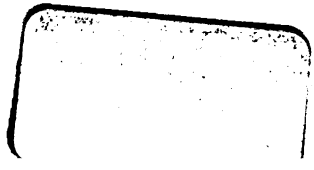
Münchener Post: Otto Gysaes „Edele Prangen" ist beinahe gänzlich frei von jeglichem Einwand. Schon das erste Buch dieses Autors: Die Schwestern Hellwege, ließ aufhorchen. Dieses zweite nun zeigt eine schöne Reife, einen großen Schritt zur echten Dichtkunst vorwärts.

Berliner Tageblatt: Ein jugendlicher Poet, der sich eine eigene, schablonenfreie Sprache schafft, verrät schon dadurch, daß er zu den Berufenen gehört. Da Otto Gysae aber auch die seltene Kunst bemeistert, das Dasein ohne Verlust an Lebenstreue im Symbol zu spiegeln, so salutiert der Leser vor ihm als vor einem Auserwählten.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

.RK PUBLIC LIBR/
.RENCE DEPARTMENT

.ok is under no circumstances t
taken from the Building



MAY 6 - 1963